

**A DEBRECENI KOSSUTH LAJOS TUDOMÁNYEGYETEM
NÉMET TANSZÉKÉNEK KIADVÁNYAI
VERÖFFENTLICHUNGEN DES LEHRSTUHL
FÜR DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR
AN DER LAJOS-KOSSUTH-UNIVERSITÄT DEBRECEN**

**NÉMET
FILOLÓGIAI TANULMÁNYOK
VI.**

**ARBEITEN ZUR
DEUTSCHEN PHILOGIE
VI.**

A DEBRECENI KOSSUTH LAJOS TUDOMÁNYEGYETEM
NÉMET TANSZÉKÉNEK KIADVÁNYAI
VERÖFFENTLICHUNGEN DES LEHRSTUHL
FÜR DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR
AN DER LAJOS-KOSSUTH-UNIVERSITÄT DEBRECEN

NÉMET
FILOLÓGIAI TANULMÁNYOK
VI.

ARBEITEN ZUR
DEUTSCHEN PHILOLOGIE
VI.

Szerkesztette
NÉMEDI LAJOS

Redigiert
von LAJOS NÉMEDI

INHALTSVERZEICHNIS

GÁRDONYI, SÁNDOR: Die Bergmannssprache von Schmöllnitz im 15.—17. Jahrhundert . . .	5
GERNENTZ, H. J.: Das Vordringen des Hochdeutschen in Norddeutschland, ein Beitrag zur Entstehung der deutschen Hochsprache	27
KOCSÁNY, PIROSKA: Das Ungarische als Fremdsprache in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts	41
LENGYEL, IMRE: Breitingen und Debrecen	55
BERNHARD, HANS JOACHIM: Heinrich Mann und wir	77
WENZEL, GEORG: Zu einigen Problemen der Thomas-Mann-Rezeption in der Deutschen Demokratischen Republik	87
HAASE, HORST: Die Bedeutung des Sozialismus für Thomas Manns <i>Versuch über Tschechow</i> .	103
VARGA, ISTVÁN: Das ungarische Dorf im <i>Doktor Faustus</i>	115
FRIED, ISTVÁN: Franz Kafka und die Ungarn	123
BADER, DEZSŐ: Lajos Hatvanys Briefwechsel mit der Familie Hauptmann	131
VARGA, JÓZSEF: Lion Feuchtwangers Spätwerk	147
HARTMANN, MONIKA: Faust am Deutschen Nationaltheater Weimar 1971	159
Buchbesprechungen	171

AUTOREN DIESES BANDES

- GÁRDONYI, SÁNDOR, Dozent an der Lajos-Kossuth-Universität Debrecen
GERNENTZ, H. J., Professor an der Universität Rostock
KOCSÁNY, PIROSKA, Oberassistent an der Lajos-Kossuth-Universität Debrecen
LENGYEL, IMRE, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universitätsbibliothek Debrecen
BERNHARD, HANS JOACHIM, Professor an der Universität Rostock
WENZEL, GEORG, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin
HAASE, HORST, Institut für Gesellschaftswissenschaften am ZK der SED
VARGA, ISTVÁN, Lehrer, Subotica, (Jugoslawien)
FRIED, ISTVÁN, Oberschullehrer, Budapest
BADER, DEZSŐ, Oberassistent, Leiter der Sektion Deutsch in der Weiterbildungszentrale für Fremdsprachen an der Loránd-Eötvös-Universität Budapest
VARGA, JÓZSEF, Oberassistent, an der Lajos-Kossuth-Universität Debrecen
HARTMANN, MONIKA, Lektorin an der Lajos-Kossuth-Universität Debrecen

SÁNDOR GÁRDONYI

Die Bergmannssprache von Schmöllnitz im 15.—17. Jahrhundert

(Fortsetzung zu Bd. V. S. 5 ff.)

LACHTER F. N. im Bergbau übliches Längenmaß, etwa 2 m — Zur Verbreitung von *Lachter* und *Klafter* vgl. ARBEITEN V, S. 28 f.

1421, *Stb. I, 20v*: alzo das sy haben suellen. . . dy oebirschar bis an den schacht, der do heysset der neyt, mynner eyn lochter. . .

1614, *Stb. II, 77r*: zum vberfluß bewilligt ihnen H. Mertten. . . 35 lochtern Tieff zu sincken. . .

LEHEN N. 1. vom Regalherrn zum Abbau verliehenes Grubenfeld, Bergeigentum
2. durch das Bergrecht vorgeschriebene Größe des Lehens 3. Flächenmaß (7 Lachter)

Zu mhd. *lēhen*, *lēn* stn. 'geliehenes Gut, Lehen überhaupt'. Mit sonder-sprachlicher Bedeutungsspezialisierung: 'das verliehene Grubenfeld und dessen gehörige Größe'.

1421, *Stb. I, 20v*: Auch das en nymant keyn schaden sal tun von anderen len adir temmen adir an andern schaden. . .

1512, *Stb. I, 16v*: . . . wnd wen sy kommen auß jren lehen vor sich jn das feldt berg auff, Szo szol der schlecht lehenn, dy do gehernn czw dem Schmolfordt Stollen. . . wnverserth bleiben wber sich wnd wnter sich.

1421, *Stb. I, 21r*: dy sullin wenden an Tyczin schacht dem gange noch. do von sullin sy 2 len haben her ap.

1498, *Stb. I, 31r*: ein iczlicher schacht sol behalden auff das hengende 4 lehen, auff das ligende 4 lachter.

DAS LEHEN ZIEHEN das Grubenfeld vermessen

1498, *Stb. I, 31v*: vber daz haben dy herren dez rottes Josch fuschs vnd francz Thomasch geczogen yre lehen czüm pütten. . .

LEHNE F. Grubenfeld, Grubenmaß

Die feminine Nebenform zu *Lehen* ist vermutlich durch Verallgemeinerung des auslautenden *-n* entstanden (vgl. *Birne* aus *birn*, PAUL, GR. II. S. 87). Geschlechtswandel vielleicht in Anlehnung an das feminine Synonym *Maß* 'Grubenfeld, Grubenmaß'.

1659, *Stb. II, 156v*: Neben diesen haben sich beyde brüder verwilligt, in der gekaufften Löhnen an der hangend zechn herrn Endreß Müller als ein mittgewerckn theyl gelassen.

1667, *Stb. II, 164v*: die Löbliche handlung hätte... ein Bergwerck ... mit vollkömlichen Lehnen, nemblich gegen der Sonnen aufgang 7 Kl., gegen der Sonnen Niedergang 7 Kl., auffshangent 7 Kl. ... erkhaufft vor fl. 20.

LIEGEND im Liegenden getrieben oder auf das Liegende gerichtet

1514, *Stb. I, 19v*: Sunder was vnter dem alten erb gehauen wirdt, dar von soll man geben... das sibende. Auss genummen dy ligenden scheidt.

LIEGENDES N. Gebirgsmasse unter dem Gang, Antonym zu *Hangendes* (s.d.)

1421, *Stb. I, 20v*: vnd of der hyndern czechin haben sy enphanen ... Oertels grube myt dem hangenden vnd legenden.

LOCH N. Durchschlag, durch Abbau entstandene offene Verbindung zwischen zwei angrenzenden Grubenfeldern, zugleich Grenze zwischen diesen.

1650, *Stb. II, 137r*: Vnndt weil Sie auch Ein loch oder Morckscheyd alda miteinander haben, vnndt das wo irgendet diese beyde herren in ihren gruben an waßer ein mangel solten schpiere vnndt mercken, alß sollen Sie frey vnndt macht haben, zue dem rechten Loch zue schauen.

EIN LOCH SCHLAGEN durchschlagen, einen Durchschlag herstellen

1620, *Stb. II, 61v*: ... als solches Hans Nawer vermerkt, hat er sich mit seinen Gewerken gegen ihm bemühet vnd ein loch auff ihm geschlagen.

LUFT BRINGEN, LÜFTEN den Grubengebäuden frische Luft zuführen

1498, *Stb. I, 33r*: Szo dy quemen yn freylechen, Dy vor ertruncken vnd erstickt weren, wa3 sy trewgen aber lufften, geheret... czu dem Erbstollen, dy durch den erbstollen den genen (sic!) trewgen vnd luffte brengen...

EBD.: wo der erbstollen wasser lasset ader lufft brecht mit eynem offen durch schlack jn ander gepew... jst man yn schuldig, das sybenth zw geben...

MARKSCHEIDE F. M. Grenze, auch Grenzzeichen zwischen Grubenfeldern

Nach TRÜBNER, Bd. IV, S. 558 „eine tautologische Zusammensetzung zur Verdeutlichung des nicht mehr verstandenen Einzelworts Mark“. Im Schemnitzer Bergrevier bisher nur als Femininum belegt. Schwankung im Genus wohl durch gleichbedeutendes *Markscheidstempel* und *Markscheid* bewirkt. Hiefür scheinen die beiden nichtbergmännischen Belege zu sprechen.

1421, *Stb. I, 21r*: Do sal ir payder marscheid sein.

1498, *Stb. I, 30v*: ist der Morscheidt Recht geleget, ßo pleibe es dor bey. Jst er nicht recht, so solman jn von nenwen (sic!) legen vnd dy maß von yrem schacht cziehen.

1634, *Stb. II, 58v*: ... Ehrliche Leüt... abgemesen durch vnd durch den Martscheid durch den Stall bis hinauf den Brun...

1697, *Stb. II, 195v*: ... ist eine Strittigkeit für gelauffen... wegen der Wieß auff Kayßers gradt wegen der Martscheid... Alßo sindt die Martscheiter von

oben her biß auff die helfft geblieben . . . von der helfft aber biß herunder haber (sic!) neüe Martscheiter . . . gehaun.

MARKSCHEIDEN die Grubengrenzen mit markscheiderischer Vermessung bestimmen

1498, *Stb. I, 31r*: Bo sy mitt den erbstollen Stollen in freyhe lehen, dy vormalß nicht mit dem stollen gemarßath seind, haben sy frey czu hauwenn . . . biß man mitt offen durchschlegen schluck Auß sy kúmen kan.

MARKSCHEIDEKREUZ M. (?) ins Gestein gehauenes Kreuz als Markscheidezeichen. Kein vollständiges Synonym zu *Mark(scheide)stempel m.*, nach dessen Analogie das Wort vielleicht als Maskulinum üblich war. Nach eindeutiger Aussage von Schemnitzer und Schmöllnitzer Quellen wurden die Markscheidestempel *gelegt* oder *gesetzt*, die Markscheidekreuze dagegen *gehauen*. Vgl. die weiter unten folgenden Belege! Auch in der Vlacho-*viš*chen Sammlung von Bergmannswörtern (1667, Bergstädte in der Slowakei) werden die beiden Termini scharf auseinandergehalten: „Dießes Theil werde mit Sezung eines Stempels (worinn man ein Creuz, so auf einem Bergeisen gemacht ist, schlägt oder brennet) oder Schlagung eines Creuzes ins feste Gestain neben der Jahrzahl vermarchschaidet.“ (VLACHOVIČ, S. 231)

1652, *Stb. II, 145r*: Vnnd darauff . . . haben ordentlicher weyse richtigen Marscheidt Creüz gehauen.

MARKSCHEIDESTEMPEL M. Markscheidezeichen

1498, *Stb. I, 33r*: So soll den der perckmeyster den marchscheyth Stempel legen.

MARKSTEMPEL M. Markscheidestempel

1510, *Stb. I, 48v*: . . . vnd haben den erbaren steten dy selbigen sachen geben yn yr erkenntnuß. . . vnd ein marchstempel gelegt.

1512, *Stb. I, 16v*: wnd haben yn selbest einen Morchstempel gesaczt.

MAß F. das zum Abbau verliehene Grubenfeld, die gehörige Größe eines Berglehens — Zu mhd. *maze* stf. 'Maß, richtig gemessene Größe'.

1498, *Stb. I, 30v*: . . . von Stollens wegn . . . der in durch ein erberen roth czu Rosenaw verliehen vnd geerbt worden ist, mit allen yren freiheten vnd maßen wie ein erbstoll von recht haben soll.

DIE MAß ZIEHEN das Grubenfeld vermessen, verleihen

1498, *Stb. I, 30v*: ist der (sic!) Morscheidt Recht geleget, Bo pleibe es dor bey. Ist er nicht recht, so solman jn von nenwen (sic!) legen vnd dy maß von yrem schacht czichen.

MITGEWERKE M. Gewerke, Mitbesitzer eines Bergwerks — Tautologische Ableitung zu gleichbedeutendem *Gewerke*, dessen ge- nicht mehr als Kollektivpräfix empfunden wurde (vgl. Stichw. *Gewerke*).

1659, *Stb. I, 156v*: Neben diesen haben sich beyde brüder verwilligt, in der

gekauften Löhnen an der hangend zechn herrn Endreß Müller als ein mittgewerckn theyl gelassen.

MÜHLE F. Erzmühle, Anlage zur Aufbereitung von geringhaltigen Pochgängen — Zum Mahlen der Gänge wurden Kornmühlen — wahrscheinlich ohne grundlegende technische Änderungen verwendet. Pochwerke (Stampfwerke) mit höherer Leistungsfähigkeit scheint der ältere Bergbau in Schmöllnitz, Schemnitz, Kremnitz nicht gekannt zu haben, da es in diesen Revieren an Aufschlagwasser fehlte. Die ersten Versuche, in Schemnitz und Kremnitz Pochwerke anzulegen, datieren aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (s. PÉCH, S. 25).

1498, *Stb. I, 33v*: er zal auch keynen gapel noch haspel wider pawen; Noch leren bin, hytten vnd milen nicht bescheydigen lassen an der herrenn wissen...

MUNDLOCH N. Stollenmündung

1515, *Stb. I, 50v*: ...mer alle schlecht, dy auff dem hangundt... gegenn muntloch, gegen dem Stollen... ßeyn auff gschlagen... ßollen dass erb behalten bey recht.

MUTEN die Berechtigung zum Bergbau verlangen — Aus mhd. *muoten* swv. 'haben wollen, begehren'. Bergm. Bedeutung vermutlich durch andere Sondersprachen (Sprache des Lehnswesens, des Handwerks) vorgeprägt.

1553, *Stb. I, 84r*: Erschinen ist... Blasius egrer, Obgedachts... herren hans Thurzo amptman vnd anwalder des perkpaus, S30... auffgnummen, Entpfangen vnd gemuttet sindt Am schnellen saiffen...

* * *

OBERHUTMANN M. bergverständiger Aufseher, technischer Leiter

1614, *Stb. II, 76v*: Darbey sindt gewesen... Casper Mülner auß dem Schwedler oberhuttman, Fridrich Schirger gruben hutman auff demselben Seegstollen...

ORT N. M. das Ende einer unterirdischen horizontalen Grubenanlage, die jeweilige Stelle, wo abgebaut wird; nach *Veith* auch jeder horizontal getriebene Bau im Gegensatz zum Schacht — Zu mhd. *ort* stnm. 'Anfang, Ende'.

1439, *Stb. I, 23v*: ap sye off den Oertern erc3 wurdin hawin, dy sye gewonnen haben von den hodriczer gewerken mit Recht, So sullen... dy puttin gewerken c3u dem schacht hodriczer recht haben.

PFLANZEN erschließen, zugänglich machen (?) — Außer in Schmöllnitz kaum belegt, vielleicht stellt es nur ein gelegentlich gebrauchtes Synonym zu (*ab*)*bauen* dar.

1650, *Stb. II, 134r*: alß haben Sie... Tiedrentzel... vergönnet, in der selbigen Gruben seine 2 Gäng ohn alle hündernuß zue Pflantzen Vnndt zuebauen.

PROBIEREN Münzen, Erz, Metall auf Feingehalt prüfen, analysieren. Eines der wenigen fremden Elemente, die durch Vermittlung der Probier- und Goldschmiedekunst in der Bergmanns- und Hüttensprache Aufnahme gefunden haben. Zur Herkunft s. EWB.

1526, *Stb. I, 71r*: Awch Soll ymm frey seyn, in dem Selbigen haws C3w prennenn vnd probieren C3w seiner notturft.

QUERSTOLLEN M. schräg oder rechtwinklig zum Erzgang getriebener Stollen — Erstes Kompositionsglied des Belegs zu obd. *zwerch* 'quer'.

1498, *Stb. I, 33v*: Ein zwerstollen hatt ein ander recht wen eyn stollen dem gangk nach. . .

ROST M. Röstofen; Schmelzofen überhaupt — Fachsprachliche Bedeutung infolge metonymischer Übertragung von *Rost* 'Gitterwerk' auf die ganze Schmelzanlage. Vlg. mhd. *rost* stn. 'Rost, Glut, Feuer'.

1526, *Stb. I, 12r*: Vnd wass awss den rosten kwmmen ist Oder wirt vonn Silber aber kupper, dass Sollen dy Ersamenn Herren vonn Cascha Enttpfangen.

MIT RECHT GEWINNEN das Eigentumsrecht zum gewonnenen Erz durch Prozeß, auf dem Rechtsweg sichern — Zu mhd. *reht* stn. 'Rechtsverfahren'.

1439, *Stb. I, 23v*: ap sye off den Oertern erz3 wurdin hawin, dy sye gewonnen haben von den hodriczer gewerken mit Recht, So sullen . . . dy puttin gewerken c3u dem schacht hodriczer recht haben.

* * *

SAMKOST F. Betriebskosten des gewerkschaftlich bebauten Bergwerks; der von einem Gewerken zu entrichtende Beitrag zu den Gesamtkosten — Aus mhd. *samkost* stf. 'Gesamtaufwand'.

1424, *Stb. I, 38r*: . . . wy daß karl, der steyger . . . dez konigs yn der puten of der Smolnicß, eyn achteil gehabit hat vnd dy zamkost . . . nicht gericht hat . . .

1444, *Stb. I, 26r*: Dorum seynt dy putten Gewerken vorpunden, das sie alle-samköst, dy auff Oertels Gruben gehet, dy sullen sie dy helfft ausrichten.

SCHACHT M. von der Tagesoberfläche aus senkrecht oder mit einer gewissen Neigung abgeteufter Grubenbau

Nach EWB und TRÜBNER, Bd. VI, S. 20 durch metaphorische Übertragung aus nd. *schacht* 'Stiefelschaft' entstanden. WOLF, S. 104 führt die bergm. Bedeutung auf 'Meßstange, danach die damit festgelegte quadratische Fläche' zurück. Plausibel, aber eindeutig schwer nachweisbar ist die Annahme, daß die Schächte nach der Zimmerung, etwa nach dem Schachtgeviert benannt worden seien. Einen Beweis dafür, daß mit *Schacht* vor allem die Vorstellung der dazugehörigen Zimmerung assoziiert wurde, liefert die Maximilianische Bergordnung aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts: „Erstlichen aber sol der Perckmaister das mitl oder saiger des schurffens zaichnen vnd vermerckhen; vnnnd wenn solches beschehen,

hernach erst die auszthailung des *Schachts* oder *Gerüsts* von obbemelten mittl nemen vnd auszzeichnen. . .“ (OL, Stb. VII, 113r f.). Gelingt es nachzuweisen, daß nd. *schacht* nicht nur als 'Stange, Stangenähnliches' (vgl. LEXER, Bd. II, Sp. 630), sondern auch als 'Stangenwerk, etwas Gezimmertes' üblich war, so liegt dieser Hypothese kaum mehr etwas im Wege.

1421, *Stb. I, 20v*: also das sy haben suellen. . . dy oebirschar bis an den schacht, der do heysset der neyt. . .

SCHACHTEL N. kleiner Schacht — Diminutivum zu bergm. *Schacht*.

1606, *Stb. II, 31v*: . . .das die gewerken. . . sollen Jr schettel geniesen vndt gebrauchen, so viell es sein lehen haben khan.

SCHICHT F. vierter Teil eines Ganzen; ein Viertel aller Grubenteile (Kuxe) — Stadien der anzusetzenden Bedeutungsentwicklung: 1. mhd. *schicht* stf. 'Ordnung, Einteilung'; 2. Ergebnis der Teilung, d. i. Teil eines Ganzen; 3. bestimmter Anteil am Bergwerk. Zu Herkunft und Zusammenhang mit ags. *sciftan* 'verteilen, anordnen' s. EWB. Die sondersprachliche Bedeutung 'ein Viertel der Kuxe' wird durch das Schemnitzer Recht (um 1400) eindeutig bestätigt (ÁUO, S. 224).

1439, *Stb. I, 21v*: . . .das dy puttin gewerkin dy wasserkost dy helffte czalen sullen vnd dy vorgeschrebenen gewerkin eyn schicht.

1504, *Stb. I, 45r*: . . .wie ein kouf sey geßehen. . . vmm ein Bicht bergwerck.

SCHICHTTEIL M. Schicht, ein Viertel aller Bergwerksanteile (32 Kuxe) — Pleonastische Zusammensetzung für gleichbedeutendes *Schicht*, dessen ältere Bedeutung 'Teil' verdunkelt ist.

1630, *Stb. II, 66r*: . . .wie Er. . . den ermelten Mertten Marall in seinen Bergwerk ein Schichttail verkaufft vmb flo. 9. . .

SCHLAGEN hauen, etw. durch Aushauen herstellen

1658, *Stb. II, 153r*: . . .wie daß er nach Vielfältigen Verbau einen öffentlichen durchschlag. . . geschlagen. . .

SCHLEGEL UND EISEN M. BZW. N. die wichtigsten Werkzeuge des Häuers bei der Arbeit unter Tage — Das *Eisen* war ein hammerähnlicher, kurzstielliger Keil, der mit dem Schlegel, dem Berghammer, ins Gestein getrieben wurde. Schon in den frühesten Quellen des ehemaligen nieder- und oberungarischen Bergbaus erscheinen *Schlegel und Eisen* als stehende Verbindung mit der verallgemeinerten Bedeutung *Gezähe*.

1498, *Stb. I, 31r*: Durch dy emphanen lehen Haben sy recht durch zufaren, waß sy mit Schlegeln vnd eysen begreyffen mogen In hangende vnd ligende Vnd vbersich.

SCHURF M. zur Aufsuchung von Lagerstätten ausgehobener Graben, ein Schacht oder Stollen von geringer Tiefe — Zu ahd. *scurfen*, mhd. *schürfen* 'aufschneiden, aufweiden'.

1614, *Stb. II, 77r*: ...daz er kan seinen Schachtt biß an dem Ersten Schürff, so dem gang nach gesetzt vndt ime gehörig, Ewigklich frey habn...

SCHWARZKUPFER N. silberhaltiges Rohkupfer, Blasenkupfer

1544, *Stb. I, 81r*: ...vor selche schuld... Sollen wir im hinwider geben schwartz kupper, als vil wir machen werden.

SECHZEHNTEIL M. vierter Teil einer Schicht, 8 Kuxe

1429, *Stb. I, 38r*: ...wnde hot an gesprochen... off dy erbern hern Johannes ffalprech wnd dauid Rosenfelt, nemlych 3 sechzenteyl durch den perg wnde alle teyl... dy ir seynt mit sampt der vrbar, huetten.

SAIGESTOLLEN M. leicht steigend in den Berg getriebener Stollen, der mit seiner Wassersaige andere Grubenbaue vom Wasser löst — Erstes Kompositionsglied aus mhd. *seige* stf. 'Senkung, Neigung'.

1614, *Stb. II, 76r*: Jst ein öffentlicher durchschlag geschehn von den Fleischer schachtt auff den Seegstollen in der fördern zech...

SIEBENTES N. Erbstollengebühr, eine Abgabe von Erzen an den Eigentümer des Erbstollens, entrichtet von Gewerken, deren Gruben durch den Erbstollen entwässert wurden — Substantiviertes Zahladjektiv eines attributiven Wortgefüges wie etwa *siebentes Maß* oder *Teil*.

1421, *Stb. I, 21r*: Auch allis, das sy trewegen, is sey an der foerdern czechin adir an der hyndern czechin, wo das befunden wirt, so sal man en geben ir sebindes.

1512, *Stb. I, 17r*: dy gewerken von dem monbergk Sollen dem wnter stollen von irem gesteng das sibent geben, von allem dem, das sy hawen werden, von dem Marchschaidtsempel an biß auff ir gesteng hyn auff.

SINKEN N. das Abteufen — Aus dem gleichbedeutenden starken, nur in der Bergmannssprache transitiv gebrauchten Verb *sinken* (vgl. weiter unten und TRÜBNER, Bd. VI, S. 369).

1444, *Stb. I, 26r*: vnd das syncken sal jn Oertils gruben seyn, jhren lehen vnschedlich jn keynerley mosse.

SINKEN abteufen

1614, *Stb. II, 77r*: zum vberfluß bewilligt ihnen H. Mertten... 35 lochtern Tieff zu sincken...

SOHLE F. die jeweilige untere Fläche eines Grubenbaus — Aus ahd. *sola*, mhd. *sole* swf. 'Schuhsohle, Sandale'; schon ahd. auch 'die untere Fläche des menschlichen Fußes'. Von hier auf Lebloses übertragen (vgl. SCHÜTZ-EICHEL vnd GRIMM, Bd. X, 1, Sp. 1415).

1521, *Stb. I, 57v*: ...vnd So sy dass Erpautten vnd dass wasser piss awff dy Sollen huben vnd geweldigitten...

EWIGE SOHLE F. durch das Bergrecht oder besondere Verträge festgesetzte äußerste untere Begrenzungsfläche, die tiefste Stelle, über die hinaus nicht mehr gehauen werden darf.

1614, *Stb. II, 77r*: zum vberfluß bewilligt ihnen H. Mertten... 35 lochtern Tieff zu sincken, daz selbe soll ihre Ewige Sohl sein; daz ander aber, so tieffer, fellt dem Stohn mitt recht zu.

SOTTE F. *Sumpf*, tiefste Stelle im Schacht zur Sammlung und Ableitung der Grubenwässer. Im gegebenen Zusammenhang infolge metonymischer Übertragung wohl eher ‚Sumpfkosten, Wasserhaltungskosten‘; aus md. *Sotte* f. ‚Pfütze, Brühe‘. (W)md. Herkunft und Bedeutung s. bei GRIMM, Bd. X, 1, Sp. 1819 und LUX II, S. 105.

1673, *Stb. II, 174v*: ... das er sich... hätte verglichen wegen seiner gruben und der Stohn wie auch wegen der Sott vnnd des Laposch Schächtel...

1679, *Stb. II, 178v*: ... v. weil der Endres Eger die Sott v. den Trautwein bezahlt, alßo sollen die wasser des Endres Egers von Trautwein durch den Peter silgen Stohn passiert werden ohne alle verhiindernuß...

STEIGER M. oberster Aufseher und technischer Leiter in königlichem Dienst — Ableitung aus bergm. *steigen* ‚ein- und ausfahren‘, sekundär auch ‚das Bergwerk beaufsichtigend durchstreifen‘ (vgl. JELINEK, S. 678).

1421, *Stb. I, 20v*: Ich nyclos kark... oebirster steiger... des koenygs von vngern tu c3u wissen...

1424, *Stb. I, 38r*: ... wy daz karl, der steyger... dez konigs yn der puten of der Smolnicz eyn achteil gehabit hat...

STEINBRICH (?) M. Steinbruch — Zweites Zusammensetzungsglied aus mhd. *brich* stm. ‚Bruch‘; *e* für *i* liebe sich durch den im Untersuchungsraum häufigen md. Wandel *i* > *e* erklären (s. dazu MOSER, § 72), wenn im Beleg *Steinbrech* keine Verschreibung vorliegt.

1626, *Stb. II, 66r*: ... das der... Mertten Stöbel Seine gekauffte vnnd Empfangene Bergwerk als grubn, Schächt, Schürff, Steinbrech... vorwißet hat...

STEMMEN N. ?

1616, *Stb. II, 84r*: ... vnd begeret Hansel Lang, das er mit seinen gesellen... sollen das Vbern stemmen alle zugleich Haben, vnd das Vnttern stemmen Hat er, Hansel Lang, begeret mit seinen gesellen allein zuehaben...

STOLLEN M. von der Erdoberfläche ausgehender, waagrecht oder mit leichtem Steigen ins Innere des Gebirges getriebener Grubenbau. Zu mhd. *stolle* swm. ‚Stütze, Pfosten, Gestell‘; „die bedeutungsentwicklung ... gründet sich auf die verwendung des stützenden, tragenden stollen zur absteifung der grubendecke, um ihren einsturz zu verhindern...“ (GRIMM, Bd. X, 3, Sp. 203).

1421, *Stb. I, 21r*: alle dy yn dem Stollin pawen, dy sullin den stollin yn eren len offin halden, vnd eyner dem andern dy len offen entworten...

STOLLWAND F. Stollenort, Ende des Stollens (vgl. *Ort*)

1498, *Stb. I, 31v*: ... daß dy gewercken von den pwitten nicht haben wollen

helfen dy stoll wandt treiben... hatt er seyn tayl in der putten auff gelassen.

STRIFF M. „im Bergwerk gegen den Wasseranfall stehen bleibende nicht abgebaute Wände“ (JELINEK, S. 692) — Herkunft und zum Teil auch die genaue Bedeutung unsicher, man könnte an eine Art Bergfeste denken, die aus Sicherheitsgründen nicht ausgehauen werden durfte.

1517, *Stb. I, 55r*: So stett noch Eyn striff hin auff; von den selbigen striff szoll her Erhardt Sawer gprauchen haben.

STROSSE F. die untere Stufe eines treppenartig gebauten Ortes, auch *Sohle* überhaupt — Etymologie unsicher, nach GRIMM, Bd. X, 4, Sp. 77 nicht zu *Straße*.

1498, *Stb. I, 31v*: ... daß die ffeste an schedlich seyner strossen, dy her hat helfen vorsencken; Vber das haben sy dy strossen auß howen vnd sturczen yr wasser auf hans langk stollen.

STUFE F. Gesteinstück mit (reichem) Erzgehalt — Mit Genuswechsel aus mhd. *stuof* stm. 'einzelnes Stück Erz oder Metall'?

1571, *Stb. I, 88v*: ... das er... die bestenn Stufenn hatt zu seyнем hauffen geworffenn.

SUCHSTOLLEN M. Schürfstollen zur Aufsuchung neuer Erzgänge

1498, *Stb. I, 33v*: ßo man geng vintt, haben dy suchstollen ken kraffth an schlecht vnd an lehen.

TAG M. die Erdoberfläche im Gegensatz zu den unterirdischen Bergwerksanlagen.

1439, *Stb. I, 22r*: ... vnd begeretten dorum eynes rechten, ap Titzenlen schacht al3 vil recht hab als eyn andir schacht awff der czeche noch eres briffes lawtes jn der grube vnd am tage.

TEIL M. Kux, Anteil an einem gewerkschaftlichen Bergwerk und an dessen Ausbeute — Zu mhd. *teil* stm. 'Anteil, Eigentum'.

1424, *Stb. I, 38r*: Do haben dy egenanten herren... den vorgeanten steyger karl... lossen vormanen... da3 her dy teyl ader da3 phant lozen sulde.

1439, *Stb. I, 22r*: ... vor vns komen seyn dy Ersamen puttin gewerkin ... mit namen her hannus Cammermeister von seyn vnd von zeyner wegin, dy doryn teyl haben.

TEILAMT N. Bergrichteramt, dessen Kompetenz sich auf die Verleihung, wahrscheinlich auch auf die Erzteilung erstreckte — Zu bergm. *teilen* (s. u.).

Um 1514, *Stb. I, 20r*: ... Solchs gehandelt vnd gemacht, von dißem tag an Cz w geben eyn iczlichen, der do fuerpass richter wirdt ßein der stadt schmolnicz, dass teil amt Alss bey 2 par, ess sey kiss oder ercz, von einer iczlichen schicht cz w teilen vnd ym an alle widerniss cz w volgen... .

TEILEN die Grubenfelder vermessen und verleihen

1439, *Stb. I, 22v*: ... vnd spröchen das czu eynem Oerteil, das dy puttin gewerken der obgeschreiben clagen vnd cz w sprach... gerecht wurden ge-

teylt vnd dy hodriczer gewerken gancz vnd gar vnrecht geteilt wurdin vnd seyn.

1498, *Stb. I, 30v*: Auch haben Wir jm den selben Erbstollen vorbemelt erblich czugesaget vnd geteylet.

TEILUNG F. Abmessung und Verleihung von Maßen.

Um 1440, *Stb. I, 29v*: ...daz Cristan herbard komen ist Czu den gwerken czu den hodreczhern vnd hot sich geeynt mit yn uf eyne czeyt; dy czeyt ist... von der ersten teylunge bis oebir sechs yor.

TIEFE F. Ausdehnung, äußerste Grenze nach unten

1659, *Stb. II, 158r*: Bey welchen [Grenzen] beyde Porteyen in der Tieffe vnd in der Höhe, aufs hangendt vndt liegendt künfftig werden verbleiben.

TREIBEN einen Grubenbau herstellen, erweitern — Zu ahd. *triban* 'zum Vorwärtsbewegen veranlassen'. Ursprünglich wohl nur von der Hereintreibearbeit mit Schlegel und Eisen. Vermutliche sondersprachliche Grundbedeutung: 'schlagen, hauen'.

1498, *Stb. I, 31v*: ...daß dy gewercken von den pwttten nicht haben wollen helfen dy stoll wandt treiben... hatt er seyn tayl in der putten auff gelassen.

1512, *Stb. I, 17r*: Szo dy gewerken von dem Monberg werden treiben iren erbstollen yn das gepirgk perg auff...

TREIBERSCHACHT M. Treibschacht, Förderschacht — Erstes Kompositionsglied zu bergm. *treiben* 'fördern'.

1498, *Stb. I, 31v*: vber daß haben dy herren deß rottes, Josch fuschs vnd francz Thomasch, geczogen yre lehen czüm pütten auß dem schacht, her hans langk treiber schacht genath (sic!)...

TREUGEN vom Wasser lösen, entwässern — Zu (o)md. *drüge, treuge* 'trocken' (vgl. EWB), also eigentlich 'trocknen'.

1421, *Stb. I, 21r*: Auch allis, das sy trewegen, is sey an der foerdern czechin adir an der hyndern czechin, ... so sal man en geben ir sebindes.

1498, *Stb. I, 33r*: Szo dy quemen yn freylechen, Dy vor ertruncken vnd erstickt weren, waß sy trewgen aber lufften, geheret... czu dem Erbstollen...

TROG M. Erztrog, ein Fördergefäß und wahrscheinlich auch Maßeinheit

1571, *Stb. I, 88v*: ...wie er vom vnngeteiltenn Ertz ein trog fal genommen vnnndt zu seynem hauffenn getragenn...

* * *

ÜBERSCHAR F. zwischen Grubenfeldern übrigbleibender Raum, der nicht mehr als normale Vermessungseinheit gelten kann — Zu mhd. *schar* stf. 'Menge, Haufen'.

1421, *Stb. I, 20v*: alzo das sy haben suellen... dy oebirschar bis an den schacht der do heyset der neyt...

1515, *Stb. I, 50v*: ...Dass dy vom erb recht Bollen haben Auffß ligundt lehen 1, Ess Sey inn oeberscharen oder dem gang nach.

ÜBER SICH in der Höhe, in der Ausdehnung nach oben

1498, *Stb. I, 31r*: Durch dy emphan gen lehen Haben sy recht durch zufaren, waß sy mit schlegeln vnd eysen begreyffen mogen In hangende vnd ligende Vnd vbersich.

1512, *Stb. I, 16v*: ... das der wnter stollen sol hawen wber sich 9 lochter hoch...

ULM M. „Alm oder Ulmb seindt die Seithen dez Schachts oder Stollen, deren die lengen Seithen des Schachts der länge, die kürzern aber der kurz Ulmb; in Stollen aber die rechte Seithen der rechte, die linckhe aber der linckhe Ulmb oder Stoß, manchen Orts auch die rechte Seithen von der Handt, die linckhe aber zue Handt genennet.“ (VLACHOVIČ, S. 226).

1509, *Stb. I, 47r*: ... vnd am langen olm soll yr payder lehen wenden.

1517, *Stb. I, 55r*: ... dass vnss her Erhardt Sawer... Bol brengen dy Strossen biss an den khurzzen Almen jm pogen...

1639, *Stb. II, 110v*: ... der vntter Olm soll H. Andres Millers sein in demselben Schächtel vnd der Ober Olm des Gall. Kreysels v. Casper Weyßers. auch sollen beyde Porteyen frey herauß auß dem Schächtel zw handeln haben.

UNTERGRAF M. Unterkammergraf, familiaris des Kammergrafen, des Vorstehers der königlichen Bergkammer (Vgl. PAULINYI, S. 182).

1498, *Stb. I, 30v*: Mathis Tengler von... lichtefels... kon. Mt. oberster Steiger vnd vnttergraff...

UNTERHUTMANN M. Aufsichtsbeamter niederen Ranges

1647, *Stb. II, 122r*: [Man hat] ... Verwalter geschuckt, die sach zuebesehen, H. Casper... alß den Oberhuttman vnndt andere zuegethane Vnter hutt-leütt.

UNTER SICH in der Tiefe (s. d.)

1498, *Stb. I, 31r*: In yren lehen mogen sy gebrauchen czu hangende, ligende dem gang nach vntersich, vbersich nach irem pester vnnd nüt3.

URBAR F. der Bergzehnte, Abgabe an die königliche Kammer — Aus mhd. *urbar*, *urbar* stf. 'Ertrag'.

1429, *Stb. I, 38r*: ... wnde hot an gesprochen... cff dy erbern hern Johannes ffalprech wnd dauid Rosenfelt, nemlych 3 sechzenteyl durch den perg wnde alle teyl... dy ir seynt mit sampt der vrbar, huetten.

URBARGRAF M. Urbarer, Einnehmer der Kammereinkünfte, Unterkammergraf

1571, *Stb. I, 89r*: ... Hans Kychel, dießelbe zeit Urbergraff auff der Gölnitz... VERBAU M. bergbauliche Tätigkeit ohne Gewinn — Zu bergm. *verbauen* 'Mittel zum Bauen verwenden, den Gewinn in die Bergwerke verbauen', dieses aus mhd. *verbūwen* 'bauend verwenden'.

1658, *Stb. II, 153r*: ... wie daß er nach Vielfältigen Verbau einen öffentlichen durchschlag... geschlagen...

VERERBUNG F. Verleihung mit Erbrechten, als *Erbe* (s. d.) — Zu bergm. *erben* 'mit besonderen Privilegien verleihen'.

1515, *Stb. I, 50v*: Alss der bergmaister . . . erkanth hath, dar pey czw pleiben; mer alle schecht, dy auff dem hangundt . . . Beyn auff gschlagen, Eer dy ver erbung geschehen ist, . . . Bollen dass erb behalten bey recht.

VERGEBEN verleihen, jdm das Nutzungsrecht eines Grubenfeldes übertragen — Zu mhd. *vergeben* 'hingeben, schenken'.

1515, *Stb. I, 54r*: Auch dy vbrigen lehen szollen ganz eigen vnd frey dem her Erhardt Sawr . . . czw gwendet werden, vnd kheyn bergmaister szoll dy selbigen czw vergeben haben

VERLAG M. durch Verleger gewährte Kredite — Zu *verlegen* (s. u.).

1623, *Stb. II, 64r*: Solcher gestalt helt sich auch . . . mit den Waltbrechern, Welche Ihre eigene Bergwerk haben, aber dieselben ohne verlag nicht bawen können . . .

VERLEGEN, JDN (mit Akk. der Person) jdm Kredite gewähren — Aus mhd. *verlegen* 'die nötigen Kosten borgen, mit etwas versehen'.

1526, *Stb. I, 12r*: . . . mitt welchem gelt sy mich trewlich vorlegt handt . . . dar nach So Sollen dy Ersammenn herren vonn Cascha den Lorencz Kreisl widerwmb vorlegen nach yrem pesten vormugen . . .

VERLEGER M. frühkapitalistischer Gläubiger, oft auch Metallhändler

1544, *Stb. I, 81r*: . . . pekennen öffentlich . . . das wir von dem erbarn hern Sebastian Widmon mitt purger auss dem Kesmarck, vnserm verleger . . . empfangen haben florenos achczig.

VERLEIHEN *vergeben* (s. d.) — Aus mhd. *verlihen* 'als Lehen geben'.

1421, *Stb. I, 20v*: das habe ich en vorlehen . . . yn allem rechte . . .

1498, *Stb. I, 30v*: . . . von Stollens wegenn . . . der in durch ein erberen roth czu Rosenaw verlichen vnd geerbt worden ist . . .

VERSCHLAG (VORSCHLAG) M. — ? —

1439, *Stb. I, 21v*: . . . das dy puttin gewerken . . . alleyne bezalin sullen bulgerymen vnd cloberyemen, vorslege vnd als eyserin czewgen; abir eyn zeyl vnd ledir sullen dy gewerken von Oertels grube . . . gleich mit leidin . . .

VERSENKEN abteufen, *sinken* (s. d.), Bergwerksbaue in die Tiefe treiben — Aus mhd. *versenken* oder eher aus gleichbedeutendem trans. *versinken*?

1498, *Stb. I, 31v*: . . . daß die ffeste an schedlich seyner strossen [bleibe], dy her hat helfen vorsencken . . .

VERSUMPFFEN N. das Sammeln der Grubenwässer im *Sumpff*, im untersten Teil eines Grubenbaus; die erste Phase der Wasserhaltung — Zu bergm. *Sumpff*, das in Schmöllnitz durch *Sotte* (s. d.) verdrängt worden zu sein scheint.

1439, *Stb. I, 24r*: was auff das vorswmpffin geen wirt vnd auff wasser haldin . . . das zullen dy gewerken jn Oertels gruben dy helfte czalin.

VERWALTER M. im Dienste von Gewerken oder Bergwerksbesitzern stehender bevollmächtigter Leiter eines größeren Bergunternehmens — Zu mhd. *verwalten* 'sorgen für etw., verwalten'.

- 1614, *Stb. II, 76r*: ...ein Strittiger handell vnter dem... Job Roln, handels hehrn, vnd... Martino Stössel, Verwalter auff der handlung...
VERWESER M. Betriebsleiter, Vertreter von Gewerken — Vgl. mhd. *verweser* stm. 'Stellvertreter, Verwalter' zu ahd. *firwesan* 'jds Stelle vertreten'.
 1421, *Stb. I, 36r*: ...nyclos Egrer, auch c3u der selben czeit of der Smoelnic3 c3u verweser gesaczt...
 1509, *Stb. I, 47r*: ...vnd habend ein mittel gemacht czwischen den gewercken jm pogen, mit namen her Erhart Sawer vnd Sebastian hyber, eyn vorweßer seyns herren her vlrisch hoz...
VORRAT M. zu verhüttender Rohstoff, erzhaltiges Gestein — Aus mhd. *vorrāt* stm. 'Aufgespeichertes'.
 1623, *Stb. II, 64r*: ...vnd welche Erz vnd vorrath habn, solches in die Hütten schaffen auffschmelzen vnd damit zahlen...

* * *

WALDBRECHER M. Holzfäller, Waldarbeiter

1623, *Stb. II, 64r*: Solcher gestalt helt sich auch alhier... mit den Waltbrechern, Welche Ihre eigene Bergwerk haben...

WALDBÜRGER M. Gewerke, Bergwerks- und Hüttenbesitzer.

Das in den mhd. Wörterbüchern nicht gebuchte Kompositum mag im Prinzip sowohl den Gewerken als auch den Hüttenbesitzer bezeichnet haben. In Schemnitzer und Kremnitzer Quellen des 15.—16. Jahrhunderts wurden *Gewerken* und *Waldbürger* oft unterschiedslos gebraucht, was SCHÜNEMANN (S. 155) zu der Annahme veranlaßte, daß die beiden Termini im Bereich der ehemaligen nieder- und oberungarischen Bergstädte vollständige Synonyme gewesen seien im Gegensatz zum Sprachgebrauch in Goslar, Freiberg, Kuttenberg, wo *Gewerken* 'Inhaber von Bergwerken oder Kuxen' und *Waldbürger* 'Hüttenbesitzer' scharf auseinandergehalten wurden. Wir sind mit VEITH (vgl. Stichw. *Waldbürger*) der Ansicht, daß die Waldbürger eine besondere bevorrechtigte Patrizierschicht der Gewerken gebildet haben; jeder Waldbürger war Gewerke, aber nicht jeder Gewerke zugleich auch Waldbürger. Der Unterschied lag nicht so sehr im Fachlichen, sondern vielmehr im Sozialen.

1708, *Stb. II, 214r*: Wir... dessen... Verstorbenen H. Johannis Ochs, ge-
 weßenen Bürgers und Vornehmen Waldtburgers... Erben...

WARE F. Metall, Hüttenprodukt — Aus mhd. *ware* stf. 'Ware, Kaufmannsgut'.

1623, *Stb. II, 64r*: ...dieweil sie die wahren oder kupffer den handelsherren geben müßen... das Sie solches thun wollen, Ihre Erz auff arbeiten vnd mit der wahr zahlen...

WASSER N. Grubenwasser

1421, *Stb. I, 20v*: wen sy das wassir gelosin, das sy frystag dorczu haben suellin.

1512, *Stb. I, 17r*: ... das ainer dem anderen mit rath wnd hilff sein sol. . . durch dy hutleyth wnd alle arbeter, waß ainer not an leyth, wassers halben, weters halben. . .

DAS WASSER GEWÄLTIGEN, HALTEN, HEBEN, LASSEN eindringende Wässer im *Sumpf* sammeln, mittels Wassersaigen auf der Sohle von Strecken oder Stollen ableiten, mit Kübeln, Bulgen oder mit Pumpenwerk ausschöpfen

1521, *Stb. I, 57v*: vnd So sy dass Erpautten vnd dass wasser piss awff dy Sollen huben vnd geweldigitten. . .

1444, *Stb. I, 26r*: von des wassers twegen sollen sie is halden als sie is vorgehalden haben; Aws genomen, ap das Wassernot dertroncke.

1498, *Stb. I, 30v*: dar vme, daß sy daß wasser gelossen haben, sullen dy daß sybende. . . vor recht dem stollen geben.

1498, *Stb. I, 33r*: wo der erbstollen wasser lasset. . . mit eynem offen durch schlack. . . jst man yn schuldig, das sybenth zw geben.

WASSERHALTEN N. Maßnahmen zur Wasserhaltung

1439, *Stb. I, 24r*: was auff das vorswmpplin geen wirt vnd auff wasser haldin, . . . das zullen dy gewerken. . . dy helfte czalin. . .

WASSERKOST F. Wasserhaltungskosten; alle Mittel, die für Wasserhebemaschinen und für das Siebente (Erbstollengebühr) ausgegeben werden

1439, *Stb. I, 21v*: . . . das dy puttin gewerkin dy wasserkost dy helffte czalen sullen vnd dy vorgeschrebenen gewerkin eyn schicht.

WASSERNOT F. durch Grubenwässer ausgelöste Überschwemmung, Überschwemmungsgefahr

1444, *Stb. I, 26r*: . . . sollen sie is halden als sie is vorgehalden haben, Aws genomen, ap das Wassernot dertroncke.

WASSERNÖTIG von Wasser überschwemmt, durch Wasser gefährdet

1650, *Stb. II, 137r*: Weil aber diese gruben zimlichen waßer nöthieg ist (sic!), So sollen Sie frey haben, daß Waßer von diesen zwen gruben durch des Thomes Stanerß seine Grueben. . . durch zue fließen zuelaßen.

WETTER N. matte Grubenluft, Abwetter — Aus mhd. *weter* stn. 'freie Luft'.

1498, *Stb. I, 33r*: Szodaß. . . wetters halben. . . nicht gescheen mecht, Solten . . . dy den erbstollen pawen. . . mit des rechten vrlawbs fristum erwerben.

ZECH E. Bergwerk, Bergwerksgebäude; zusammenfassende Bezeichnung für mehrere, irgendwie als Einheit gedachte Grubenbaue

Die Grundbedeutung, an die der bergm. Gebrauch anknüpft, ist 'Reihenfolge', hieraus auch 'Gesellschaft von Personen, die etwas in bestimmter Reihenfolge verrichten', dann 'Gesellschaft, Genossenschaft überhaupt' (vgl. DORNSEIFF, S. 76). Im Mhd. ist das Wort in diesem Sinn öfters belegt, so z.B. als 'Trink-, Zechgesellschaft, Zunft, Verein, Bruderschaft'. Für all diese Vereinigungen sind gemeinsame Ziele und Kosten kennzeichnend gewesen. Dieser Entwicklungsstufe entspricht die Bedeutung 'Bergwerks-genossenschaft' (Vereinigung zur gemeinsamen Nutzung von Bergwerken,

deren Betriebskosten von den Genossenschaftsmitgliedern aufgebracht werden), die bald auch auf die genossenschaftlich betriebenen Bergwerke übertragen wurde (Metonymie). Charakteristisch ist die lokale Bedeutungsvariante: Dem in Schmöllnitz bezeugten weiten Sinn 'Bergwerksgebäude' steht im unweit (etwa 140 km westlich) gelegenen Schemnitz und Kremnitz u.a. die engere Bedeutung 'einzelner Grubenbau (wahrscheinl. Ausbeutezeche)' gegenüber.

1421, *Stb. I, 20v*: vnd of der hyndern czechin haben sy enphanzen Tyczen vnd tyczen len. . . vnd Oertels grvbe. . .

1439, *Stb. I, 22r*: vnd begeretten dorum eynes rechten, ap Titzenlen schacht alz vil recht hab al eyn andir schacht awff der czeche. . .

ZEMENT F. 1. Zementierungswerkstatt zur Raffination von Edelmetall 2. Zementierungsgrube, in der durch Zugabe von Alteisen aus kupferhaltigen Lösungen Kupfer ausgefällt wird (Austauschreaktion, vgl. *Kunst, Kupferwasser*)

Bedeutung 1 läßt sich durch Bezeichnungsübertragung infolge von Berührungsassoziation erklären. Vgl. mhd. *ziment* stnm. 'Beize zum Scheiden und Reinigen der Metalle', von hier: 'Raffinierwerkstatt'. Da bei der Austauschreaktion vor dem nicht fachkundigen Betrachter bei Anwendung von ähnlichen „Chemikalien“ sich der gleiche Prozeß abspielt, könnte man 'Zementieranlage zur Kupfergewinnung' als Ergebnis einer metaphorischen Übertragung interpretieren.

1439, *Stb. I, 23v*: vnd also was von dem achtil jn hodraczer von ercz gefellet adir gevallin wurde, das selbige ercz eygentlich geloest zal werdin frey von der *Cymenth*.

1526, *Stb. I, 70v*: Solchs vbergab jch ymm mitt aller moss. . . Haws vnd hoff, kunst oder Cziment genandt. . . weldt, wisen, kupperhammer. . .

ZEMENTEL M. (N. ?) Zementieranlage unter Tage zur Sammlung von kupferhaltigen Lösungen — Zu bergm. *Zement* f. Ob im Wort ein Diminutivum oder ein Nomen instrumenti vorliegt, ist anhand des einzigen Belegs kaum mit Sicherheit zu beurteilen.

1642, *Stb. II, 115v*: . . . verkauffen benante Gruben . . . Nemblich 3 Schacht vnnndt einen Schurff sampt einen zymntel in der Stollwandt. . .

ZEMENTWASSER N. Kupferwasser, in Grubenwasser gelöste Kupferverbindung; auch die Zementieranlage in der Grube (Metonymie)

1536, *Stb. I, 78v*: Was aber antrift das zymnten wasser, haben sich auch peide partheyenn. . . vortragenn, Nemlich das der petter schlürk solch zymnt genyssenn. . . Bol.

1638, *Stb. II, 108v*: . . . Vndt sindt zwey kleine zymmentwaßer in der Gruben; Eines hatt Jeremias Ochß vor sich, vnd daz ander sollen die Gewerckschafft mitteinander genüßen.

ZEUG N. Gezähe — Aus mhd. *ziuc* stmn. 'Gerät, Werkzeug'.

1639, *Stb. II, 112r*: ...das die beyde Herrn von Nickel Schmidt sein dritthel angenommen zugleich mitt allem zugehör vnndt dem 3eyg, kunfftiger zeitt zugenießen...

ZIMMER N. Grubenholz — Aus ahd. *zimbar* n. 'Bauholz'.

1439, *Stb. I, 24r*: ...Alzo das dy puttin gewerken dy helff czalin sullin an zeckin vnd an zeilin vnd an czymmer czw dem schacht.

ZUHAUFBRINGEN, ZUHAUF DURCHSCHLAGEN, ZUHAUFKOMMEN zwischen zwei Grubenbauen einen offenen Durchschlag herstellen, durchschlägig werden, durchlöchern

1498, *Stb. I, 33r*: ...vnd als palde als das erbe vorschriben wirth, sein dy iar vnd tag dem erbstollen vnd den erbschechten phlichtig zu hauff czu bringen mit offen durch schlegen.

1512, *Stb. I, 16v*: ...vnd hoben zw haff durchgeschlagen vnd durchlochert.

1512, *Stb. I, 17r*: ...Szo gehe ein Recht dor wber, Szo man wider zw haff kompt, waß yderman wirdt an geburen...

ZUSAMMENLÖCHERN durchlöchern, durchschlagen

1619, *Stb. II, 94r*: Wo fern zusamen oder durch möchte gelechert werden... so sol daz wasser ohn verhinttert durchgelassen werden...

Zusammenfassung

In der Einleitung zu dieser Arbeit (vgl. ARBEITEN, Bd. V, S. 5 ff.) haben wir schon versucht, die Quellen zu erschließen, aus denen die Bergmannssprache ihr Wortgut geschöpft hat. Diese Quellen sind im wesentlichen das unerschöpfliche Reservoir der Allgemeinsprache und der Wortschatz der übrigen Sondersprachen. Die Entlehnung aus fremden Sprachen scheidet beinahe völlig aus; slowakische oder ungarische Lehnwörter lassen sich in dem überlieferten handschriftlichen Material nicht nachweisen, vermutlich deshalb, weil der im Untersuchungsgebiet einst von Slowaken oder Ungarn betriebene Bergbau dem deutschen technisch unterlegen war und keine charakteristische Terminologie besaß. Die „Sauberkeit“ des Bergmannsdeutsch spricht zugleich für den massierten Einsatz deutscher Bergarbeiter und Fachleute in diesem Raum.

An Lehnwörtern kennt die Bergmannssprache von Schmöllnitz eigentlich nur *probieren* (Münzen, Erz, Metall auf Feingehalt prüfen) und *Zement* (Beize zum Scheiden und Reinigen der Metalle, auch Raffinierwerkstatt), also nur 2 (0,8%) von den rund 250 lexikalischen Einheiten. Beide sind Termini der als international geltenden Probier-, bzw. Goldschmiedekunst und mögen durch die lateinische Fachliteratur oder in Ungarn angesiedelte romanische Münzfachleute vermittelt worden sein (zu letzterer Annahme s. HÓMAN, S. 408 und ihm folgend HANIKA, S. 65). An der Lautgestalt der 12 Wörter (4,8%)

mit unsicherer Etymologie oder Bedeutung ist die deutsche oder *ältere* fremde Herkunft ohne weiteres abzulesen (Beschicht, durchfahren, Fristum, Kloppen, Kürtuch, pflanzen, Stemmen, Striff, Strosse, Stufe, Ulm oder Alm, Verschlag). Ob sie durch Wortbildung oder infolge von Bedeutungswandel in die bergmännische Sphäre gelangt sind, muß vorläufig dahingestellt bleiben.

Bei etwa 95% des Wortschatzes liegen die Verhältnisse im großen und ganzen klar. *Im großen und ganzen* muß unterstrichen werden, denn bei der Behandlung eines relativ kleinen Wortgutes muß man auch mit einem objektiven Unsicherheitsfaktor rechnen, da die Ergebnisse der Forschung nicht auf dem Gesetz der großen Zahlen beruhen. Zu meiner Entschuldigung nur soviel: Aus der Untersuchung des viel reicheren, zum Teil auch älteren Schemnitzer und Kremnitzer Materials haben sich annähernd die gleichen Resultate ergeben.

Was nun den Schmölnitzer Stoff betrifft, so sind 32,8% aller Bergmannswörter der Wortbildung (Ableitung und Zusammensetzung) zu verdanken, wobei zu bemerken ist, daß nicht alle Ableitungen und Zusammensetzungen (mitunter auch syntaktische Gruppen) hierhergerechnet worden sind, sondern nur jene, deren Grundwort oder eines ihrer Kompositionsglieder in der Bergmannssprache schon vorher Bürgerrecht erworben hatte. Hierher gehören außer den häufig gebrauchten Zusammensetzungen mit dem Bestimmungsglied *Berg-* (vgl. *Bergbau*, *Bergstadt* usw.) u.a. *Bulgenriemen*, *Eisenhammer*, *Erb-schacht*, *Fundgrube*, *Grubenhutmann*, *Hammermeister*, *Kammergraf*, *Mark-scheidstempel*, *Querstollen*, *Wasserhalten*, *ebensohlig*, *Gewerkschaft*, *markschei-den*, *Mitgewerke*, *Schächtel*, *Steiger*, *wassernötig* usw.

Andrerseits kommen diejenigen Wörter unter dem Stichwort *Bedeutungswandel* zur Sprache, die in der Sprache des Alltags oder anderer sozialen Schichten schon vor ihrer Berührung mit der bergmännischen Welt als Komposita oder Ableitungen dagewesen sind, wie z.B.: *eingehen*, *ertrinken*, *Abmessung*, *abziehen*, *ansitzen*, *ausklauben*, *Durchschlag* u. ä.

Der Anteil des Bedeutungswandels an der Herausbildung des bergmännischen Sonderwortschatzes ist hoch einzuschätzen, und zwar nicht nur wegen der rein zahlenmäßigen Verhältnisse (60% aller Bergmannswörter lassen sich auf verschiedene Typen der Bedeutungsveränderung zurückführen), sondern auch deswegen, weil der Bergmannssprache ein charakteristisches Gepräge gerade durch den Bedeutungswandel verliehen wird. Über Herkunft und charakter des bedeutungsgeschichtlichen Systems, das zur Anordnung des Materials dient, haben wir in der Einleitung (vgl. oben) kurz berichtet. Hier gilt es vor allem, dieses Schema mit konkretem Material auszufüllen. Die gewählte Reihenfolge in der Darstellung will keine Rangordnung geben.

1. Durch *Bezeichnungsübertragung auf Grund der formellen oder funktionellen Ähnlichkeit* (Metapher, metaphorische Übertragung) sind 4,4% des fachsprachlichen Wortgutes entstanden. Ein überraschend niedriger Prozentsatz, der die vielen (zumeist natürlich in der älteren populärwissenschaftlichen

Literatur verbreiteten) Thesen von der Bildhaftigkeit der Bergmannssprache zu widerlegen scheint. Die Triebkräfte der Neu- oder Umbenennung sind von psychologischer, sprachlicher, historischer Art und entspringen dem immer wieder auftretenden Bezeichnungsbedürfnis. Jede Metapher setzt eine Aktivität voraus: den sprachschöpferischen Akt des Sprechers. Hierin unterscheidet sich die metaphorische Übertragung vom *historischen Bedeutungswandel* (vgl. weiter unten), dort kann eher nur von einer passiven Kenntnisaufnahme (Registrierung) der allmählich eintretenden Bedeutungsmodifizierung die Rede sein. Am auffallendsten ist das innige Verhältnis zwischen Mensch und Natur; der Bergmann betrachtet seine Umwelt als seinesgleichen. Die Erde wird als ein riesiger Menschenleib vorgestellt (vgl. GRIMM, Bd. IV, 1, Sp. 1219), dessen *Gänge* (Eingeweide > Erzadern) an die Blutgefäße und Kanäle des menschlichen Körpers erinnern. Grubenbaue haben ein *Mundloch* (Stollenmündung) und eine *Sohle*, sie können *liegen* oder *hängen* (vgl. liegender, hangender Schacht), *ersticken* und *ertrinken*, sogar auch *eingehen* (absterben > einstürzen).

2. Durch *Bezeichnungsübertragung infolge der Berührungsassoziation der Vorstellungen* (Metonymie, metonymische Übertragung) sind 7,2% des Wortbestandes geschaffen worden. *Berg* ist in der Allgemeinsprache Träger eines geographischen Begriffes. In den Gruppensprachen wird diese weite Bedeutung eingengt auf 'nutzbares Gebiet' und im Laufe der weiteren Entwicklung auf 'Weinberg' oder 'Bergbaugebiet, Montanrevier'. All das kann auch als fachsprachliche Bedeutungsspezialisierung gedeutet werden. Zur „Umbenennung“ kommt es erst in dem Moment, als die Lautfolge *Berg* auf die unterirdischen Anlagen übertragen wird und deren Vorstellung erwecken kann.

Ähnlich steht es mit der Bedeutungsentwicklung von *Hütte*. Im frühen Mittelalter standen die Schmelzöfen aller Wahrscheinlichkeit nach unter freiem Himmel. In ihrer unmittelbaren Nachbarschaft hat man kleine Gebäude (Hütten) errichtet, die als provisorische Wohnung oder zum Aufbewahren von Werkzeugen, Erz usw. gedient haben mögen (vgl. TRÜBNER, Bd. III, S. 509). Bis zu diesem Moment machte *Hütte* höchstens eine Bedeutungsspezialisierung durch, indem sie eine vom üblichen abweichende Form oder besondere Funktionen besaß. Infolge der Lage zweier Objekte im gleichen Raum müssen aber Sätze wie „Er geht zur Hütte, er ist bei der Hütte“ sehr vage Vorstellungen hervorgerufen haben; für die bei den Schmelzöfen beschäftigten Arbeiter bedeutete *Hütte* nach der gegebenen psychologischen oder sprachlichen Situation bald die unmittelbare Umgebung, bald den Schmelzofen oder das danebenstehende Häuschen. Die Realisierung der bisher nur potentiellen Bezeichnungsübertragung auf Grund des räumlichen Zusammenhanges wurde wahrscheinlich durch einen sachgeschichtlichen Wandel gefördert: Über den Ofen hat man ein Schutzdach gebaut, um die dort Arbeitenden gegen das Unwetter zu schützen. Deshalb liegt in *Hütte* nicht nur ein psychologisch, sondern auch sachgeschichtlich bedingter Bedeutungswandel vor.

Zeche ('Bergwerksgebäude') ist das Ergebnis einer Verkettung von mehreren bedeutungsgeschichtlichen Prozessen. Der handwerkssprachliche Sinn '(Zech)gesellschaft, Innung, Verein' geht auf 'Reihenfolge' zurück (Metonymie Nr. 1). In der Bergmannssprache hat das Wort infolge von gruppensprachlichem Austausch zunächst die hypothetische Bedeutung 'Bergwerksgenossenschaft' (Bedeutungsspezialisierung, „innere Entlehnung“). An diese knüpft sich die zweite metonymische Übertragung: 'Bergwerksgesellschaft' ,(die durch sie gebauten) Bergwerksgebäude'.

Einzelvorstellungen bezeichnende Wörter können auf Grund des räumlichen oder kausalen Zusammenhangs zur Wiedergabe von Vorstellungskomplexen dienen (vgl. die stilistische Kategorie *pars pro toto*). Die wichtigsten und zugleich auffallendsten Teile eines Hammerwerkes bzw. eines (Röst)ofens sind der *Hammer* und der *Rost*. Hört man diese Lautreihen, so koppelt man mit ihnen unter bestimmten Bedingungen den ganzen Vorstellungsinhalt der genannten Anlagen. Bei der Umprägung von *Schacht* und *Stollen* herrschte aus verständlichen Gründen die Teilvorstellung der Holzverkleidung vor, die zur Sicherung gegen Einsturz diente; das (*Berg*)*eisen* wurde nach dem Material benannt.

3. Dem sprachlich bedingten Bedeutungswandel (Absorption, *Bedeutungsübertragung auf Grund syntaktischer Beziehungen*) fällt eine sehr bescheidene Rolle zu. Die 3 [1,2%] hierherzurechnenden Wörter: *Siebentes*, *Hangendes*, *Liegendes*) sind substantivierte Adjektive von attributiven Wortgruppen, deren substantivisches Glied (etwa *Maß*, *Gestein*) in den Quellen nicht mehr vorkommt.

4. Anders steht es mit dem *historischen Bedeutungswandel*, der als das wichtigste Mittel zur Befriedigung des Bezeichnungsbedürfnisses anzusehen ist. Beinahe die Hälfte (47,2%) des Fachwortschatzes läßt sich auf ihn zurückführen. Hierher rechnen wir die Wörter („Entlehnungen“ aus der Allgemeinsprache sowie aus Gruppensprachen), bei denen eine Neu- oder Umbenennung unseres Wissens kaum stattgefunden hat, sondern nur ein Sachwandel im weitesten Sinne. Dieser hat hie und da zur radikalen Veränderung, öfters aber nur zur Abänderung der Wortbedeutung geführt. Deshalb haben wir in diesem Zusammenhang die Termini Bedeutungsspezialisierung oder Bedeutungsverschiebung sowie „innere Entlehnung“ gebraucht. Diese Begriffe implizieren weitere Probleme, und zwar die der Abgrenzung. Können aber Allgemeinsprache, Bergmannsdeutsch und andere Sondersprachen der behandelten Periode gegeneinander abgegrenzt werden? Nur mit annähernder Genauigkeit.

26% des Untersuchungsmaterials lassen sich unmittelbar aus der Allgemeinsprache herleiten. Die folgende kleine Auswahl zeigt thematisch ein buntes Bild: *ansitzen* (eine Grube zu treiben anfangen), *Arbeiter*, *ausbestellen* (herausfördern), *ausklauben* (Erz sortieren), *befahren*, *beschauen* (bergamtlich kontrollieren), *Binge*, *Durchschlag*, *fahren* (in die Grube steigen), *Grube*, *Halde*,

hauen (abbauen), *Kasten* (Förderwagen), *ein Kreuz schlagen* (einen Markscheidstempel legen), *Loch* (Durchschlag), *Markscheide*, *Ort*, *Samkost* (Betriebskosten), *treiben*, *treugen* (vom Wasser lösen), *Wasser*, *Wetter* usw. Die meisten im Wörterverzeichnis gebrachten Wörter sind schon längst in die bergmännische Sphäre übergetreten, bei anderen handelt es sich dagegen nur um einen gelegentlichen Gebrauch im fachsprachlichen Sinn, da dieser Verwendung kein Sachwandel zugrundeliegt.

Ebenso schwer ist es, die Fäden herauszufinden, die von den Gruppensprachen zum Bergmannsdeutsch führen. Solange es an einer Sprachsoziologie des Mittelalters fast völlig fehlt (und wir haben nicht einmal ein frnhd. Wörterbuch), werden die Forschungsergebnisse nur einen relativen Wert haben. Bei der Beurteilung der Entlehnung aus anderen Gruppensprachen ist Vorsicht geboten u. a. auch deshalb, weil sich der „oberungarische“ Bergbau sehr langsam von den übrigen Berufen loslöste. Die Montanindustrie ist zwar durch die bewußte Finanzpolitik der ungarischen Könige gefördert worden, man kann also mit einer massenhaften Ansiedlung von Fachleuten rechnen, aber die in Deutschland angeworbenen Bergleute haben hier sicher schon deutsche Siedler: Holzfäller, Köhler, Steinbrecher, vor allem aber Bauern und Handwerker vorgefunden, denen sie zahlenmäßig doch unterlegen waren. Von diesen Schichten hat der Bergbau einen ununterbrochenen Nachschub erhalten, da die Bergfreiheit, d. h. das Recht zum Schürfen und Gewinnen von Erzen prinzipiell uneingeschränkt war. Darüber hinaus müssen die Bergleute in der frühesten Periode und bei Krisen ein Doppelleben geführt haben (vgl. ARBEITEN, S. 6); außer dem Bergbau haben sie auch Ackerbau und sogar Handwerk betrieben. Deshalb ist heute schwer zu ermitteln, ob das anzuführende, letzten Endes handwerkssprachliche Wortgut (6,8%) durch Bauern oder Bürger vermittelt wurde. *Bahre*, *aufschlagen*, *Bau*, *baufällig*, *bauhaftig*, *in Bau halten*, *First*, *Gebäu*, *Gestänge*, *Zeug*, *Gezeug*, *Zimmer* (Bauholz) mögen beiden erwähnten Berufen geläufig und sogar eigen gewesen sein, während *aufarbeiten*, *Geselle*, *Gewerke*, *muten*, *Haspel* eher nur als städtisch-handwerkssprachliche Elemente anzusehen sind.

Aus dem Wortschatz des Ackerbaus ist direkt nicht viel übernommen worden (2%), obwohl die unteren Schichten der Bevölkerung ihr Leben zwischen Acker- und Bergbau gefristet haben. Ihre bäuerliche Abstammung können nur einige Wörter nicht verleugnen: *bauen* (bergmännisch tätig sein, ein Bergwerk bauen), *Baumann* (Bergmann), *Feld*, *zu Genieß gehen*, *Waldbrecher*, vielleicht noch *Maß* (Grubenfeld) und das der Bedeutung nach unsichere *pflanzen* (eine Grube treiben?).

Aus dem Gesagten geht klar hervor, daß die Bergwerkssiedlungen trotz aller Misere einen städtisch-industriellen Charakter hatten, der durch das Eindringen des Kaufmannskapitals in den Bergbau seit Ende des 15. Jahrhunderts verstärkt wurde. Die Verflechtung von Industrie und Handel (viele

Verleger sind zugleich Bergwerksunternehmer) findet in einer nicht unansehnlichen Anzahl von Wörtern (4,4%) ihren sprachlichen Niederschlag, in Wörtern, die an der Peripherie unseres Bereiches auftauchen und — wie noch manches andere im alphabetischen Wörterverzeichnis — nur bedingt hierher gestellt werden dürfen: *Buchhalter*, *Handel* (Bergwerksunternehmen), *handeln* (Bergbau treiben), *Handelsherr* (Metallhändler, Hüttenbesitzer), *Handlung* (Bergwerk), *Kram* (Gebäude zum Aufbewahren von Werkzeugen, von Erz), *Krämerei* (Kupferwasser), *Verlag*, *Verleger*, *verlegen*, *Ware* (Hüttenprodukte).

Zu den peripheren Erscheinungen rechnen wir auch die Elemente, die durch die Sprache des Rechts, des Staats- und Lehnswesens und der Verwaltung „vorgeprägt“ und damit zum vermutlich nur einseitigen Austausch vorbereitet worden sind. Sie sind relativ stark vertreten (8%) und infolge der Kodifizierung des Bergrechts in den Quellen vielleicht am häufigsten belegt: *auflassen* (m. Akk. d. Sache: aufs Bergbaurecht verzichten), *Bergartikel* (Bergordnung), *Bergordnung*, *Bergrecht*, *empfangen* (belehnt werden), *das Erbe, mit Recht gewinnen*, *Teil* (Anteil, Kux, Eigentum), *teilen* (verleihen); *Amtmann*, *Anwältler* (beide für *Verwalter*), *Bergschreiber*, *Hutmann*, *Lehen*, *die Lehne* (Grubenfeld), *verleihen*, *Urbar*, *Verwalter*, *Verweser*.

Ergänzung zur abgekürzt zitierten Literatur:

- ARBEITEN =Arbeiten zur Deutschen Philologie, Bd. V. Kossuth Lajos Tudományegyetem, Debrecen 1970.
- DORNSEIFF =F. Dornseiff: Bezeichnungswandel unseres Wortschatzes. Lehr in Baden 1955.
- HANIKA J. Hanika: Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbauggebiet. Münster 1933.
- HÓMAN =Hóman, Bálint: Magyar pénztörténet (=Geschichte des ungarischen Finanzwesens). Budapest 1916.
- JELINEK =F. Jelinek: Mittelhochdeutsches Wörterbuch... Heidelberg 1911.
- LUX II =J. Lux: Kulturströmungen in der Zips im Spiegel des Wortschatzes. In: Südostdeutsches Archiv, V (1962), S. 97 ff.
- MOSER =V. Moser: Frühneuhochdeutsche Grammatik. I. Bd.: Lautlehre. 1. Hälfte. Heidelberg 1929.
- OL, STB. VII =Országos Levéltár. Selmeczi vegyes könyvanyag, VII. köt. (Staatsarchiv von Budapest. Vermischte Bücher von Schemnitz, Bd. VII, Maximilianische Bergordnung).
- PAUL, GR. =H. Paul: Deutsche Grammatik. I. Bd. Halle (Saale) 1955.
- PÉCH =Péché, Antal: A tudományok haladásának befolyása a selmeczvidéki bányamívelésre. Értekezések a történettudomá-

nyok köréből. XI. köt., XXII. sz. (=Die Fortschritte der Wissenschaften und ihr Einfluß auf den Bergbau von Schemnitz und Umgebung. Abhandlungen aus dem Bereich der historischen Wissenschaften. Bd. XI, Heft XXII). Budapest 1881.

SCHÜNEMANN =K. Schünemann: Die Gründung von Kremnitz und das Kremnitzer Bergrecht. In: Karpathenland, I (1928).

WOLF =H. Wolf: Studien zur deutschen Bergmannssprache. Tübingen 1958.

H. J. GERNENTZ

*Das Vordringen des Hochdeutschen in Norddeutschland, ein Beitrag
zur Entstehung der deutschen Hochsprache*

Die Frage nach der Entstehung der modernen Nationalsprachen ist in den letzten Jahren ein zentrales Problem sprachwissenschaftlicher Forschung überhaupt geworden. Das gilt besonders für das Deutsche. Die langanhaltende feudale Zersplitterung hat dazu geführt, daß die Mundarten im deutschen Sprachbereich bis in die neuere Zeit hinein eine größere Rolle als in anderen Sprachen gespielt haben. Die Ausbildung der hochsprachlichen Norm war vor allem erst möglich, nachdem der schwerwiegendste sprachliche Gegensatz innerhalb des Deutschen — der Unterschied zwischen Hochdeutsch (Hd.) und Niederdeutsch (Nd.) — überwunden war, bzw. nachdem sich das Hd. auch im norddeutschen Sprachraum so weit durchgesetzt hatte, daß sich vorwiegend auf seiner Basis die nationale sprachliche Norm ausbilden konnte.

So gesehen, ist der Übergang Norddeutschlands vom Nd. zum Hd. einer der wichtigsten Abschnitte deutscher Sprachentwicklung. Es handelt sich dabei um einen tiefgreifenden Vorgang, der alle Wirklichkeitsbereiche erfaßt hat, also nicht nur rein linguistischer Natur ist. Dazu seien zwei verschiedenartige Episoden zur Illustration vorgeführt.

1495 finden in Wismar zwischen der Stadt Rostock und den mecklenburgischen Herzögen Verhandlungen über ihre Streitigkeiten statt. Der Kanzler des mecklenburgisch-schwerinschen Herzogs Grunwald, der aus Nürnberg stammt und daher das Nd. nicht beherrscht, trägt die Klage seines Herzogs gegen Rostock vor, natürlich auf hd. Aber dagegen protestieren die Rostocker Abgeordneten; sie erklären, sie könnten sein „Kauderwelsch“ nicht verstehen, und verlangen eine schriftliche Überreichung der Klage. Grunwald hat aber nur einen — übrigens erhaltenen — „Merkzettel“ mit durchweg hd. Notizen. Auch den wollen die Rostocker nicht annehmen. So muß der Herzog selbst eingreifen und in seiner nd. Muttersprache, die er sonst zu verwenden sich scheut, den Rostockern seine Klage vortragen, so daß die eigentlichen Verhandlungen nun auf nd. beginnen und später auch abgeschlossen werden können. Sicherlich wird die politische Opposition der Rostocker gegen den Herzog wohl der Hauptgrund ihrer Ablehnung der hd. Rede gewesen sein. So verbindet sich der Widerstand der Hansestädter gegen die herzogliche Gewalt mit dem Widerstand gegen die — auch vom Herzog selbst offensichtlich geförderte — hd.

Sprachform des Kanzlers. Dabei wird von den Rostockern nicht einfach vorgetäuscht sein, daß sie das Hd. nicht verstanden. Das Hd. ist für sie tatsächlich noch eine Fremdsprache, die sie darüber hinaus auch deshalb ablehnen, weil sie von dem Herzog, der ihre Selbständigkeit antasten will, zur Staatssprache erhoben werden soll.

Und nun die andere Episode, 108 Jahre später: 1603 erscheint die als Schulbuch gedachte *Grammatica Latina* des Nathan Chytraeus in einer neuen Auflage in Lübeck, und zwar ist der deutschsprachige Teil erstmals nicht nd., sondern hd. Hd. gilt also jetzt als anerkannte deutsche Sprachform! Aber offensichtlich wird sie in der Praxis noch nicht beherrscht. Denn ein erhaltenes Exemplar (der Lübecker Stadtbibliothek) hat, wie ein Namenseintrag beweist, 1611 ein gewisser Adolf Langnickel besessen. Dieser hat aber nicht nur seinen Namen im Exemplar vermerkt, sondern auch über den hd. Textteilen jeweils eine nd. Übersetzung eingetragen. Das heißt mit anderen Worten: Obwohl Anfang des 17. Jahrhunderts in den Lateinschulen Lübecks als Unterrichtssprache, d. h. also als offiziell maßgebliche Sprachform, das Hd. gilt, beherrschen die Schüler dieses so wenig, daß sie es sich ins Nd. übersetzen müssen. Allerdings hat sich das offenbar sehr bald geändert, denn 1633 ist eine weite Auflage des *Chytraeus* erschienen, und wieder befinden sich in einem erhaltenen Lübecker Exemplar Schülereintragen, dieses Mal aber in reinem Hd.¹

Diese wahllos herausgegriffenen Episoden beleuchten diesen Sprachübergang. Sie zeigen, wie etwa in der Zeit von 1490 bis 1640 im deutschen Ostseeküstengebiet das Hd. vordringt, zunächst offensichtlich wie eine Fremdsprache angesehen wird, dann aber doch zur offiziellen Sprachform wird und am Ende des genannten Zeitabschnitts in den Schichten der „Gebildeten“ aktiv beherrscht wird.

Ein immerhin recht auffälliger Vorgang! In einem Zeitraum von vier bis fünf Generationen wird die herrschende heimische Sprachform aufgegeben und an ihre Stelle tritt eine andere, die zunächst durchaus den Charakter einer (allerdings nahe verwandten) Fremdsprache hat!

Verständlich wird dieser Prozeß erst, wenn man ihn in größere Zusammenhänge einreihet. Der Einfluß des Hd. auf das Nd. hat schon am Ende des 8. Jahrhunderts mit den Sachsenkriegen Karls des Großen begonnen, und mindestens seit der Zeit der klassischen mittelhochdeutschen Dichtung ist im nd. Gebiet vielfach hd. geschrieben worden, bzw. sind hd. Elemente in das Nd. übernommen worden. Auch nachdem das Hd. in dem umrissenen Zeitraum als offizielle Sprachform gesiegt und das Nd. auf den Status der Mundart zurückgedrängt hat, wirkt das Hd. auf das Nd. ein. Allerdings hat es in dieser nun schon mehr als tausend Jahre dauernden Sprachauseinandersetzung auch stets eine Gegenwirkung des Nd. auf das Hd. gegeben, durch die zum Beispiel in neuerer Zeit die deutsche Hochlautung entscheidend beeinflusst wurde.² Es ist daher nicht zuviel gesagt, wenn man betont, daß diese hier angedeutete

Auseinandersetzung Hd.-Nd. ein zentrales Problem bei der Ausbildung der deutschen Nationalsprache bildet und die Periode, in der das Hd. als maßgebliche Sprachform im Norden eindringt dabei den Kern dieser Problematik bildet.

Aus gutem Grund sind daher auch zahlreiche Monographien über Einzelfragen zu diesem Sprachübergang verfaßt worden. Aber auf eine zusammenfassende Darstellung, die alle Einzelaspekte erfaßt, warten wir noch. So besteht ein echtes Bedürfnis nach einer komplexen Behandlung dieses Gegenstandes. Es wäre allerdings vermessen, wollte ich diese in einem Artikel nun liefern. Aber ich will doch zumindest versuchen, einen zusammenfassenden Beitrag zu dieser Thematik zu liefern. Dabei muß zunächst auf die Schwierigkeiten hingewiesen werden, die sich uns entgegenstellen. Sie bestehen vor allem darin, daß

1. der Gesamtvorgang geographisch, zeitlich sowie in den sozialen Gruppen und Klassen verschiedenartig abläuft und
2. daß die innersprachliche Entwicklung recht kompliziert ist und mehrfach entgegengesetzte Tendenzen erkennen läßt.

Lassen Sie mich diese beiden Punkte zunächst kurz umreißen! Bei der geographischen, zeitlichen und sozialen Differenzierung müssen zwei Entwicklungslinien unterschieden werden. In der ersten verschiebt sich die hd.-nd. Sprachgrenze vom Raum Merseburg ausgehend allmählich nach Norden bis in den Raum Magdeburg. Dabei gehen die Kanzleien voran, so sind die Merseburger Urkunden bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts hd., und in den Hallischen Schöffebüchern hört das Nd. 1417 auf. Eine der Einheit zustrebende hd. Norm bildet sich jedoch im amtlichen Sektor und in den verschiedenen sozialen Klassen und Gruppen in sehr unterschiedlicher Weise. Vor allem findet der Übergang in der gesprochenen Sprache wesentlich später statt, zum Beispiel ist für Halle belegt, daß dort um 1570 — also 150 Jahre nach dem Sprachübergang in den städtischen Schöffebüchern — einige Bürger noch nd. sprachen.³ Zumindest wird Luther, der als halbjähriges Kind nach Mansfeld gekommen ist und dort die ersten vierzehn Jahre seines Lebens verbracht hat, „auf der Straße mit seinen Altersgenossen niederdeutsch aufgewachsen“ sein.⁴ Auch in Wittenberg war kurz nach 1500 das Nd. noch nicht tot, denn G. Kettmann hat kürzlich gezeigt, „daß dort selbst im Schriftlichen das Niederdeutsche bis an die Schwelle der Reformation durchdrückt“ und daß daher „viele für die Annahme von gesprochenem Niederdeutsch oder zumindest noch sehr niederdeutsch gefärbtem Mitteldeutsch im gleichen Zeitraum“ spricht; daher sei es auch wahrscheinlich, „daß Luthers Kanzelsprache — als Zugeständnis an die Wittenberger Gemeinde — niederdeutsch gefärbt gewesen“ sei.⁵ Aber trotz dieser zeitlichen und sozialen Differenzen geht dieses ganze Gebiet Merseburg, Halle, Wittenberg, Mansfeld geschlossen zum Hd. (Mittel-

deutschen) über, es gibt also in diesem Raum keine nd. Mundarten mehr oder andere größere erhaltene nd. Sprachelemente.

Davon zu trennen ist die zweite geographische, zeitliche und soziale Entwicklungsrichtung. Sie betrifft den nördlich angrenzenden Raum — also das Gebiet zwischen der Linie Göttingen — Magdeburg — Frankfurt (Oder) und der Ostseeküste — sowie den Zeitraum seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Da ich anschließend gerade auf den Sprachübergang dieses Gebietes eingehe, sei nur festgestellt, daß es sich nur um einen insofern begrenzten Sprachübergang handelt, daß sich neben dem Eindringen des Hd. im Mündlichen und Schriftlichen die nd. Mundarten (oder in der Berliner Stadtmundart deutlich erkennbare nd. Elemente) noch bis in die Gegenwart gehalten haben, daß dieses Gebiet also gewissermaßen zweisprachig geworden ist.

Auch die innersprachliche Entwicklung verläuft in beiden Räumen recht unterschiedlich. Während südlich der heutigen ik/ich-Linie sich zunächst die md. Mundarten allgemein durchsetzen und dann in mehreren Übergangsstufen die auffallendsten Abweichungen der Mundart zugunsten der sich bildenden hochsprachlichen Norm langsam zurückgedrängt werden, während es hier also gewissermaßen zu einer „regelmäßigen“ Entwicklung kommt, führen im nördlichen Gebiet die beträchtlichen Unterschiede zwischen Nd. und Hd. dazu, daß beide Sprachformen zunächst getrennt nebeneinander leben, sich dabei aber immer wieder gegenseitig beeinflussen (z.B. im *Missingsch*), wobei es jedoch nie zu einer konsequenten oder vollständigen Vermischung kommt. Dabei verhalten sich die einzelnen Teilsysteme durchaus unterschiedlich, denn während sich das lautliche und das morphologische System in beiden Sprachformen trotz einzelner Übernahmen relativ autonom hält, diese Gegensätze den einzelnen Sprechern meist bewußt sind und daher von ihnen auch beachtet werden, sind im Wortschatz Mischungs- und Ausgleichsvorgänge im wesentlich höheren Maße möglich.⁶

Damit seien die allgemeinen Bemerkungen abgeschlossen. Sie sollten vor allem die sehr differenzierte Problematik dieses Sprachübergangs andeuten. Im folgenden werde ich zwar den Gesamtkomplex im Auge behalten, bin durch seinen Umfang aber doch gezwungen, einen Schwerpunkt zu bilden. Und zwar werde ich den Sprachübergang in dem Gebiet nördlich der heutigen ik/ich-linie genauer behandeln und dabei vor allem auf den Anteil eingehen, den die einzelnen sozialen Klassen und Gruppen an ihm gehabt haben.

In der bisherigen Literatur werden folgende Gründe für den Sprachübergang in Norddeutschland genannt:

Die Wirkung der Reformation und besonders die Schriften Martin Luthers (von der älteren Forschung als einziger Grund genannt),

Der Untergang der mittelniederdeutschen Schriftsprache, verbunden mit dem Niedergang der Hanse,

Das Aufkommen der fürstlichen Kanzleien, im Zusammenhang mit dem
Erstarken der Territorialstaaten,
Die Einführung des römischen Rechts,
Die Wirkung des Humanismus usw.

Fraglos werden diese Ursachen mit Recht angeführt. Zu modifizieren ist nur die ältere Ansicht über die Wirkung der Reformation und speziell Luthers, doch darauf gehe ich später ein. Aber durch den angeführten Katalog der Ursachen kommen wir der Lösung der Problematik kaum näher, denn es hilft uns nicht, diese Ursachen mechanisch aneinanderzureihen, vielleicht eine weitere Ursache hinzuzusetzen oder eine andere zu streichen. Es ist vielmehr notwendig, das Ineinanderwirken dieser Ursachen, die ja alle nur Teilaspekte des Aufkommens des Frühkapitalismus sind, zu verdeutlichen und vor allem dabei, mehr als es bisher geschehen ist, das Verhalten der verschiedenen sozialen Klassen und Gruppen zu berücksichtigen.

Geschieht das, läßt sich im gesamten Gebiet nördlich der heutigen ik/ich-Linie etwa der gleiche Ablauf des Geschehens verfolgen, der jedoch mit einer zeitlichen Phasenverschiebung im Süden früher als im Norden vor sich geht. Dabei lassen sich die folgenden fünf Etappen unterscheiden.

1. Etappe

Im 14. und 15. Jahrhundert hatte das Mittelniederdeutsche als Geschäfts- und Verkehrssprache der Hanse im gesamten norddeutschen Raum und darüber hinaus den Rang einer Schriftsprache erlangt, ohne allerdings eine einheitliche, im Laut- und Formenbestand völlig ausgeglichene Norm zu erreichen.

Doch diese so deutlich mit dem frühen Bürgertum verbundene Sprachform stößt von Anfang an bei den norddeutschen Fürsten auf Widerspruch: Zwar werden diese Feudalherren gezwungen, bei der beginnenden Ausbildung ihrer staatlichen Gewalt das Mittelniederdeutsche weitgehend zu verwenden und es zunächst in ihren Kanzleien einzuführen. Aber innerhalb ihres engeren Hofbereiches fördern sie das Hd. in auffälliger Art und Weise. So ist die Sprache des Fürstenhauses selbst in Brandenburg im 15. Jahrhundert hd., allerdings vor allem aus dem Grunde, daß die Hohenzollern, seit 1415 Kurfürsten von Brandenburg, aus dem hd. Sprachgebiet stammen. Bezeichnender ist es daher, daß auch im mecklenburgischen Fürstenhaus, dessen Mitglieder alle von Haus aus nd. gesprochen haben, das Hd. während des ganzen Mittelalters als die Sprache der Kultur und Bildung gilt. So leben im 13. Jahrhundert Rumesland und Heinrich von Meißen (Frauenlob) am mecklenburgischen Hof. Sie widmen den mecklenburgischen Herrschern einige ihrer mittelhochdeutschen Gedichte, Rumesland darüber hinaus auch einigen mecklenburgischen Rittern. Von 1378 an schreibt der am mecklenburgischen Hof lebende Thürin-

ger Ernst von Kirchberg im Auftrage des Herzogs Albrecht II. eine bis heute unveröffentlichte Reimchronik in mittelhochdeutscher Sprache. Und 1472 wird, wahrscheinlich im Auftrag eines Herzogs, ein hd. Heldenbuch in Mecklenburg verfaßt. Dazu kommt, daß ein auffallend großer, meist allerdings nur in Fragmenten erhaltener, mecklenburgischer Fürstenbesitz an Handschriften fast aller bedeutenden klassischen mittelhochdeutschen Dichtungen die Pflege und die Wertschätzung des Hd. in diesen Kreisen sehr deutlich beweist. „Man kann also wohl, wenigstens für gewisse Zeitabschnitte, vom Vorhandensein einer mittelhochdeutschen Dichtersprache, ja vielleicht von einer mittelhochdeutschen Hofsprache Mecklenburgs reden.“⁷ Wenn man bedenkt, daß die Territorialfürstenthäuser bald darauf versuchen, die ihnen unbequemen Hansestädte ihrer Herrschaft einzuverleiben und ihre ökonomische Macht sich selbst nutzbar zu machen, kann man ermessen, welche Gefahr der mittelniederdeutschen Sprache bereits in ihrer höchsten Blüteperiode droht.

2. *Etappe*

Als dann vom 15. Jahrhundert an die Territorialfürsten mit Erfolg daran gehen, eine Hansestadt nach der anderen aus dem Städtebund herauszubringen und zugleich beginnen, den eigenen Staatsapparat strenger zu organisieren (z.B. auch durch die Einführung des römischen Rechts), stellen sie zunächst ihre Kanzleien auf das Hd. um. Zugleich erleichtern sie damit den Anschluß ihres Staatsgebiets an die mittel- und süddeutschen Wirtschaftsgebiete und den Verkehr mit den — allerdings wenig wirksamen—Reichsbehörden, vor allem dem Reichskammergericht. Die Stärkung der Territorialstaaten geht also konform mit einer Propagierung des Hd. als der offiziellen Sprachform. Wir können von einer ausgesprochenen Sprachpolitik sprechen. Voran gehen dabei naturgemäß die Fürstenthäuser, die selbst aus dem hd. Sprachgebiet stammen, wie die Hohenzollern in Brandenburg. Aber auch die einheimischen Fürstengeschlechter beschreiten den gleichen Weg und holen sich immer wieder ihre Beamten aus dem hd. Gebiet, da diese — neben der erwünschten Ausbildung im römischen Recht — den Herzögen deswegen willkommen sind, weil sie im Lande fremd sind und daher nicht die Interessen ihrer einheimischen Standesgenossen vertreten, sondern darauf angewiesen sind, gefügige Werkzeuge des jeweiligen Fürsten zu sein. Zu welchen zugespitzten Situationen es dabei gekommen ist, zeigt die am Anfang vorgestellte Episode von den Wismarer Verhandlungen des Jahres 1495. Sie beweisen deutlich das Interesse der fürstlichen Verwaltung, das Hd. durchzusetzen, aber auch die zu dieser Zeit im Gebiet der Ostseeküste noch erfolgreiche Opposition dagegen vor allem durch die Hansestädte. Aber diese Opposition wird bald überwunden, denn

etwa zwanzig Jahre danach hat das Hd. zum Beispiel im fürstlichen Kanzlei-gebrauch Mecklenburgs gesiegt, und von 1520 an gibt es die ersten Anzeichen, daß auch die städtischen Kanzleien und der Adel in diesem Lande an der Ostseeküste zum Hd. übergehen.

3. Etappe

In diesen Prozeß des Vordringens des Hd. im offiziellen Sprachgebrauch wirkt seit dem Thesenanschlag Luthers die Reformation in verschiedenster Art und Weise ein. Ursache ist zunächst der Jubel, den Luthers Tat und seine Frühschriften überall entfachen. Und Luther ist durchaus der Mann gewesen, der die Bedeutung der Sprache für die Verbreitung seiner Lehre und für seine Agitation erkannt hat. Es wurde schon gesagt, daß er sich in seinen Predigten auf die spezifischen mündlichen Sprachformen seiner Zuhörer — sicherlich bewußt — eingestellt hat. Wichtiger aber ist, daß er offenbar schon sehr früh einen Mitarbeiterstab um sich gesammelt hat, der alle seine Schriften ins Nd. übersetzt, so daß Luthers gedrucktes Wort sehr schnell das nd. Lesepublikum erreicht hat. Bereits die 95 Thesen sind, allerdings gekürzt, 1518 in einem nd. Druck in Wittenberg erschienen. „Jede Streit- und Flugschrift wurde sofort, wahrscheinlich von nd. Studenten, in aller Eile übersetzt; die sprachlichen Unregelmäßigkeiten erklären sich durch den hd. Druckerstand, vor 1523 sind nd. Drucker in Wittenberg nicht anzunehmen. Bis 1522 finden sich schon 12 nd. Lutherdrucke, meistens in Wittenberg und Magdeburg gesetzt. Eine systematische nd. Produktion und Propaganda läßt sich aber erst mit der Großtat Luthers, der Übersetzung des Neuen Testaments und der fünf Bücher Mosis 1523, bestimmter umreißen. In Wittenberg erschien es im selben Jahre nd., noch etwas von der Halberstädter Bibel (1520—22) beeinflusst, der auch die Hamburger Übersetzung von 1523 folgt. 1524 wurde eine neue Ausgabe unter Bugenhagens Leitung in Wittenberg veranstaltet, der 1525 und 1528 zwei selbständige Ausgaben folgten.“⁸ Hinzugefügt sei noch, daß Luthers Vollbibel am 1. April 1534 ein paar Monate vor der hd. Ausgabe unter der Regie Bugenhagens in hd. Fassung in Lübeck erschienen ist.

Ja, ganz allgemein steigert sich unter dem Einfluß der Reformation ebenso wie die Zahl der hd. Drucke auch die Zahl der nd. Drucke. Das zeigen die folgenden Angaben:

1501—1510 41 nd. Drucke⁹
1511—1520 72 nd. Drucke
1521—1530 276 nd. Drucke
1531—1540 244 nd. Drucke

Diese Zahlen beweisen nicht nur, daß Luther selbst zahlreiche nd. Mitarbeiter (vor allem Johannes Bugenhagen) gehabt hat und daß er selbst die Werbekraft des Nd. für Norddeutschland offensichtlich hoch eingeschätzt hat, sondern sie zeigen auch, daß die Reformation zunächst durchaus eine Stärkung der nd. Schriftsprache brachte. Das muß modifizierend zu der auch heute noch vorgebrachten These gesagt werden, die Reformation habe das Hd. in den deutschen Norden gebracht. Für die ersten Jahre der Reformation ist genau das Gegenteil richtig: die Reformation hat eine Stärkung des Nd. bewirkt.

Dieser Prozeß hält auch durchaus noch weiter an, nachdem — besonders deutlich an Luthers Verhalten während des Bauernkrieges von 1525 erkennbar — der Reformator sich von den religiös-sozialrevolutionären Kräften trennt und damit der Einfluß der Fürsten auf die Reformation wächst. Diese religiös-soziale Opposition — meistens unter dem Namen der Täuferbewegung zusammengefaßt — verlagert sich seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre in die niederdeutschen Gebiete und besonders in die Hansestädte an der Nord- und Ostsee. „Hier hatte sich die Reformation nach dem Bauernkriege rasch ausgebreitet und war vor allem in den Städten zum Durchbruch gekommen; 1526 in Celle, 1528 in Goslar, 1529 in Braunschweig, Göttingen und Hamburg, 1530 in Lübeck, 1531 in Rostock und Greifswald, 1532 in Hannover. Die Einführung der Reformation war dabei verbunden mit dem Kampf der Zünfte gegen die patrizische Ratsoligarchie, mit der Auseinandersetzung zwischen den städtischen Obrigkeiten und dem Klerus, insbesondere mit den Domkapiteln. In dieses sozial-politische Spannungsfeld floß das Täufertum ein und verbreitete sich hier zum Unterschied von Oberdeutschland stärker in den Städten als auf dem Lande.“¹⁰ Den letzten großen Höhepunkt erlebt diese Bewegung dann 1535 in Münster/Westfalen.

Aber nicht nur diese Kräfte, sondern auch die breiten Schichten des Volkes, die ihren religiösen Elan nicht bewußt mit sozialen Forderungen verbunden haben, werden es gewesen sein, die hinter dem bis etwa 1540 relativ umfangreichen nd. religiösen Schrifttum gestanden haben. Dazu gehören besonders solche Bücher, die von der Aktivität der breiten Schichten des Volkes künden, zum Beispiel nd. Gesangbücher, von denen in diesem Zeitraum zwölf erschienen sind.¹¹ Während in diesen allerdings noch vorwiegend übersetzte Lutherlieder enthalten sind, bezeugen kecke nd. Streit- und Spottlieder aus Stralsund, Danzig, Hamburg, Lüneburg, Braunschweig und Hildesheim¹² den Kampf vielfältiger bürgerlicher Gruppierungen gegen die katholische Partei und für den neuen Glauben. Noch wichtiger sind die von volksverbundenen Pastoren verfaßten Prosastreitschriften, die zwar in Inhalt und Form mit der gleichzeitigen hd. polemischen und agitatorischen Literatur übereinstimmen, sprachlich aber echt nd. wirken.¹³ Und schließlich sei noch das 1524 in Magdeburg gedruckte Fastnachtsspiel *Claws Bur* genannt, das in derber, aber frischer Form die Wahrheit der neuen Lehre mit deutlichem gesellschaftskritischem Akzent vertritt.

Diese gesamte Literatur richtet sich bewußt — auch sprachlich-stilistisch — an die breiten Volksmassen. Dabei kommt es in ihr zwangsläufig zu einer Annäherung an die gesprochene Sprache und zum Auftreten neuer, sich an die Mundart anlehrender Stilmittel, so daß es beinahe so ausgesehen hat, als ob die mittelniederdeutsche Schriftsprache hier eine neue Etappe ihrer Entwicklung begänne.

4. Etappe

Es ist jedoch kein Zufall, daß diese Ansätze etwa von 1540 an wieder verschwinden, obwohl auch noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nd. Bücher gedruckt worden sind. Es gibt zwar im strengen Sinne keine spezifischen Klassensprachen, sondern die Sprache dient als Kommunikationsmittel auch über die Klassenschranken hinweg. Zugleich wird die Sprache aber von der herrschenden Klasse immer wieder als Kampfmittel bei politischen und ideologischen Auseinandersetzungen genutzt. So hatten wir gesehen, daß sich schon im 15. Jahrhundert der Gegensatz zwischen dem Fürstentum und dem haneschen Bürgertum mit dem Gegensatz von Hd. und Nd. verbunden hatte. Etwas Ähnliches wiederholt sich jetzt in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Je weiter die religiös-radikale Massenbewegung unterdrückt wird, je mehr die Reformation in die Hände der Fürsten übergeht und Staatskirchen mit ernannten Konsistorien an ihrer Spitze entstehen, um so mehr wird das Nd. durch das Hd. zurückgedrängt. Erst jetzt beginnt die Förderung des Hd. durch die Reformation, und zwar bewußt von der Herrenklasse stimuliert. Der Punkt des Umschlags ist gewissermaßen der Augsburger Religionsfrieden von 1555 mit seinem Grundsatz „cujus regio, ejus religio“. Waren die vorher entstandenen Kirchenordnungen durchweg nd. gewesen¹⁴, folgen jetzt nur hd. Ordnungen, die sich in der Sprachform an die fürstlichen Kanzleien anlehnen.¹⁵

Gleichzeitig sind um die Mitte oder im zweiten Drittel des Jahrhunderts nach dem faktischen Zusammenbruch der Hanse fast alle städtischen Kanzleien zum Hd. übergegangen, und auch der private Schriftverkehr des Bürgertums folgt dem Sprachwechsel nur mit relativ geringer zeitlicher Differenz.

Sieger sind somit auf der ganzen Linie die Territorialfürsten; sie haben nicht nur die Landeskirchen errichten können, die von ihnen beherrscht werden; sie konnten auch die Hansestädte ihres Bereiches ihrer Territorialherrschaft unterwerfen und sich ihre Wirtschaftskraft nutzbar machen. (Ausnahmen sind nur die Nordseestädte Hamburg und Bremen, die ihre Selbständigkeit behalten können.) Dieser doppelte Sieg spiegelt in dem vor allem durch sie initiierten Sprachübergang wider.

Diese Entwicklung liegt jedoch nicht nur im Interesse der egoistischen Machtpolitik einzelner Fürsten, sondern ist nur ein Teilaspekt in der Entwicklung des deutschen Frühkapitalismus. Denn dieser Niedergang der Hanse

und die relative Konsolidierung der Territorialstaaten, für die damit der Weg zum Absolutismus frei wird, überwindet die bisherige Zweiteilung in ein norddeutsches und ein süd- und mitteldeutsches Wirtschaftsgebiet, legt somit die Grundlage für eine entstehende nationale Wirtschaft, zugleich verbunden mit der Grundlegung einer einheitlichen Nationalsprache auf hd. (ostmitteldeutscher) Basis.

Auch auf wissenschaftlichem und kulturellem Gebiet zeigt sich eine ähnliche Entwicklung. Die Sprache des damals herrschenden Humanismus ist zwar das Latein. Er wirkt also zunächst noch nicht auf die bestehenden Sprachverhältnisse ein. Aber trotzdem bringt schon der frühe Humanismus deutlich sichtbare Keime eines deutschen Nationalgefühls hervor. Und obwohl Norddeutschland nicht ein entscheidendes Zentrum des Humanismus wird, dringt er hier ein, da die Universitäten Rostock und Greifswald schon früh von einigen führenden Humanisten aufgesucht werden (Konrad Celtis, Hermann von dem Buch, Ulrich von Hutten, Nikolaus Marschalk). Immerhin ändert sich dadurch noch nichts an dem Verhältnis zwischen Hd. und Nd. Aber das bleibt nicht so, als der Humanismus in der religiösen Färbung, die er vor allem durch das Wirken Philipp Melancthons in dem Zentrum der Reformation, in Wittenberg, erhalten hat, seinen Einzug in Norddeutschland hält. Für die sprachliche Entwicklung wird es entscheidend, daß für diesen kirchlich gefärbten Humanismus das Latein nicht als einzige Universitätssprache gilt, sondern daß er den Nutzen des Deutschen für Schule und Erziehung durchaus erkennt. Aber das Deutsche ist für ihn gleichbedeutend mit dem Hd., das in Wittenberg gesprochen wird. So wird das Hd. neben dem Latein zur Sprache der Bildung. Und auch in dieser Funktion setzt es sich in Norddeutschland sehr schnell durch. Schon um 1550 kann es zum Beispiel das Nd. an der Rostocker Universität verdrängen, und bald danach beginnt der Sprachübergang in den städtischen Lateinschulen. Damit gibt es dann zum ersten Mal in der deutschen Entwicklung eine der Einheit zustrebende nationale Sprache der Kultur und der Wissenschaft, das Hd.

Fassen wir einmal zusammen! Sowohl auf dem Gebiet der Wirtschaft als auch auf dem der Kultur setzen sich im Verlauf des 16. Jahrhunderts im Gefolge der Klassenauseinandersetzungen entscheidende Veränderungen durch, die in ihrer Gesamtheit in den Rahmen der Entwicklung des Frühkapitalismus gehören und über die einzelnen Territorien hinweg den Grund zu einer nationalen Entwicklung legen. Vor allem wird die wirtschaftliche Zweiteilung in einen nördlichen und einen südlichen Block durch den Zusammenbruch der Hanse beseitigt. Gleichzeitig und im engsten Zusammenhang mit diesen Entwicklungstendenzen wird aber auch die alte Trennung zwischen Hd. und Nd. dadurch überwunden, daß die mittelniederdeutsche Schriftsprache untergeht und daß sich die deutsche Nationalsprache auf hd., genauer gesagt auf ostmitteldeutscher Basis entfalten und entwickeln kann.

5. Etappe

Natürlich wäre es falsch zu glauben, daß mit der Einführung des Hd. im offiziellen Schriftverkehr und im kulturell-wissenschaftlichen Bereich der Sprachwandel in der Bevölkerung abgeschlossen ist. Auch nach 1600 ist das Nd. noch häufig gedruckt und geschrieben worden, und vor allem ist es zunächst noch fast allgemein gesprochen worden. Unbeirrt fährt jedoch die fürstlich-staatliche Herrschaft, die nun infolge der Reformation zugleich ja auch kirchliche Obrigkeit ist, fort, das Hd. bewußt durchzusetzen, und zwar oft ohne Rücksicht auf die Bevölkerung. So wird der Kirche in Plau 1607 ein hd. predigender Subkonrektor als Geistlicher zugewiesen. Auf die Proteste der Gemeinde hin wendet sich deshalb der Rat an den Herzog und berichtet, die Gemeinde habe sich „über das ausländische Idioma und die hohe Sprache desselben nicht wenig beschweret, daß sie mit solcher unbekanntem Sprache nunmehr im Gottesdienst sollten ersorgt und vorgestanden werden, sintemal der meiste Teil der einfältigen Bürger nebst Frauen und Kindern, auch anderm Gesinde davon das wenigste verstehen und behalten könnten; wenn auch der Herzog und dessen hochweise Räte den Subkonrektor wohl verständen, so komme dies daher, daß sie täglich mit solchem Idioma umgingen und solcher hohen Sprache gewohnt seien, dagegen der meiste Teil der Bürger in Plau Zeit ihres Lebens solche hohe Sprache nicht gehört.“¹⁶ Der Herzog zeigt jedoch keine Einsicht, ja er verweist dem Rat seine kecke Sprache und auch den „erdachten Fund und Griff unbekannter Sprache, die doch jeder Bauer, wie schlecht der immer sei, wohl vernehmen könne, er sei darin geübt oder ungeübt.“¹⁶ So setzt sich die bewußte Sprachpolitik fort, die wir schon am Anfang durch die Episode der Wismarer Verhandlungen von 1495 kennengelernt haben.

Aber auch hier greift sie wie damals der Entwicklung voraus, denn zu dieser Zeit ist das Hd. tatsächlich weithin noch eine „unbekannte Sprache“. Bis weit ins 17. Jahrhundert hinein müssen Bekanntmachungen an die Bürger auf nd. vorgetragen und gedruckt werden, weil man gezwungen ist, auf das Sprachverständnis der Allgemeinheit Rücksicht zu nehmen. Und danach ist es noch ein weiter Weg vom passiven Verstehen bis zum aktiven Anwenden des Hd. Als Sprache des Alltags setzt sich das Hd. zuerst bei den Gelehrten und im Adel durch, also den Gruppen, die den fürstlichen Druck nur Förderung dieser Sprachform ja schon lange unterstützt hatten. Dabei üben die Lateinschulen keinen geringen Einfluß aus, in denen sich, wie wir anfangs an einem Beispiel gesehen haben, etwa in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts das Hd. als Unterrichtssprache voll durchgesetzt hat. Bei den Patriziergeschlechtern zeigt sich zunächst eine zwiespältige Einstellung. Sie halten noch zäh an der hansischen Tradition fest, und daher ist das Nd. für sie mit der eigenen großen Vergangenheit eng verbunden. Aber da sie ja im wesentlichen die Kaufmannschaft stellen und daher auf auswärtige Verbindungen angewiesen sind, ist es

auch für sie zweckmäßig, zum Hd. überzugehen. Nach und nach schließen sich dann die übrigen bürgerlichen Schichten dem Vorbild der politisch, kulturell und wirtschaftlich einflußreichen Kreise an und gehen — zumindest im Verkehr mit diesen — ebenfalls zum Hd. über. Aber auch hier wirkt nicht nur das lokale Vorbild, sondern ebenfalls der überlandschaftliche Austausch. So dringen durch die wandernden Gesellen und durch die Übernahme von neuen Verfahren mit hd. Bezeichnungen immer neue hd. Elemente in die Sprachgewohnheiten der Handwerker ein.

Nur die ländliche Bevölkerung, deren Leidensweg durch das sich nun festigende feudal-junkerliche System immer schwerer wird, und die plebejischen städtischen Schichten werden bewußt von der hd. Bildung und von jedem überlandschaftlichen Einfluß ferngehalten; so bleibt das Nd. auf dem Dorfe und zum Teil in der Stadt die herrschende Verkehrssprache. Der Gegensatz zwischen der Herrenklasse und den unterdrückten Schichten ist damit nicht nur ein sozialer, sondern er wird mehr und mehr auch ein sprachlicher. Das ist der hohe Preis, den Norddeutschland für den historisch tiefgreifenden Fortschritt der Ausbildung einer deutschen Nationalsprache zahlen mußte.

Anmerkungen

- ¹ Gabrielsson, Artur, Das Eindringen der hd. Sprache in Schulen Niederdeutschlands im 16. und 17. Jh., in: Niederdeutsches Jahrbuch 58/59 (1932/33) S. 15
- ² Vgl.: „Die Aussprache wurde auf Grund der sprachgeschichtlichen Tatsache festgelegt, daß die hochdeutsche Schriftsprache im wesentlichen auf ostmitteldeutscher Grundlage beruht, also einen hochdeutschen Lautstand hat, daß sie aber in der Aussprache die niederdeutschen Lautwerte bevorzugt, jedoch die Einmischung reiner Dialektformen nicht duldet“, T. Siebs, Deutsche Hochsprache, Bühnenaussprache, 18. Aufl. von H. de Boor und P. Diels, Westberlin 1961, S. 17
- ³ Bischoff, Karl, Zur Geschichte des Niederdeutschen südlich der ik/ich-Linie zwischen Harz und Saale, Berlin 1957, S. 41
- ⁴ Bischoff, S. 43
- ⁵ Zum Ausklang des Nd. in der Wittenberger Schreibtradition, in: Niederdeutsches Jahrbuch 88 (1965) S. 70—71; vgl. auch: Zur schreibsprachlichen Überlieferung Wittenbergs in der Lutherzeit, in: Btr. z. Gesch. d. dt. Sprache, Halle 88 (1965) S. 119 ff., S. 128
- ⁶ Ising, Gerhard, Zur Wortgeographie spätmittelalterlicher deutscher Schreibdialekte, Berlin 1968, Teil 1, S. 92—100
- ⁷ Steinmann, Paul, Volksdialekt und Schriftsprache in Mecklenburg, in: Mecklenburgisches Jahrbuch 101 (1937) S. 233
- ⁸ Lindow, Max, Niederdeutsch als evangelische Kirchensprache im 16. und 17. Jh., Diss. Greifswald 1926, S. 68 f.
- ⁹ Zahlen nach: Borchling, Conrad, Der Einfluß der Reformation auf die nd. Sprache, in: Mitteilungen aus dem Quickborn 11 (1917/18) S. 3
- ¹⁰ Kleine Enzyklopädie, Deutsche Geschichte, hrgb. E. Müller-Mertens u. a., Leipzig 1965, S. 146

- ¹¹ Rostock 1525, 1526, 1531, 1543, Emden 1529, Riga 1530, 1537, Magdeburg 1533, 1538 1540, 1541, 1543; nach Lindow S. 70
- ¹² Lindow, S. 73
- ¹³ Titel bei Lindow S. 73
- ¹⁴ Braunschweig 1528, Hamburg 1529, Lübeck 1531, Bremen 1534, Pommern 1535, Schleswig-Holstein 1542, Hildesheim 1544; die ersten hd. Kirchenordnungen in Braunschweig (1544) und in Mecklenburg (1552) mußten ins Nd. übersetzt werden, um praktisch verwendbar zu sein
- ¹⁵ Waldeck 1557, Braunschweig-Wolfenbüttel 1569, Mecklenburg 1570, Lippe 1570, Oldenburg 1573, Lüneburg 1575 usw.
- ¹⁶ Lindow, S. 22

PIROSKA KOCSÁNY

*Das Ungarische als Fremdsprache in der ersten Hälfte des 18.
Jahrhunderts*

Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts — von 1700 bis ungefähr 1772 — ist ein ziemlich vernachlässigtes Gebiet der Geschichte der ungarischen Sprachwissenschaft. Die rund 60 Jahre nach der Niederlage des Freiheitskrieges von Rákóczi (1711) stellen zweifellos eine viel ruhigere Periode dar, als das vorhergegangene Jahrhundert, die leidenschaftliche, strittige Epoche der Reformation und der beginnenden Gegenreformation, an die sich die ersten bedeutenden Werke über die Entdeckung der ungarischen Sprache knüpfen. Aber auch im Vergleich mit der nachfolgenden Epoche, mit den schwungvollen sprachlichen Bewegungen der Aufklärung (ab 1772) stellen diese 60 Jahre eine graue Periode dar. Bis 1772 erscheinen insgesamt 6 neue grammatische Werke. Zwei von ihnen erheben wissenschaftlichen Anspruch, beide befassen sich mit dem Ursprung des Ungarischen und beide stammen aus dem Jahre 1770.¹ Die anderen vier können durch einen gemeinsamen Zug charakterisiert und an die anderen — nicht ungarischen Grammatiken der Zeit geknüpft werden: Sie wurden geschrieben, damit man aus ihnen das Ungarische als Fremdsprache erlernen kann. Als Sprachbücher, deren Zielsetzung ist, zum Erlernen einer lebendigen Fremdsprache beizutragen, sind die von bahnbrechender Bedeutung.

Der Aspekt der praktischen Nützlichkeit von Fremdsprachen ist eine Errungenschaft des 18. Jahrhunderts. Wir haben zwar eine viel frühere, historisch und bildungsgeschichtlich als Kuriosität zu betrachtende Angabe dafür, aus der Einleitung der sechssprachigen Nomenclatura von G. Pesthy, aus dem Jahre 1538, der sein Vocabular als ein „Tor“ einschätzt, für diejenigen, die Fremdsprachen lernen wollen, „was äußerst nützlich ist für alle, die in dieser Welt zu verkehren wünschen“.² Das ist aber eine einzig dastehende Erklärung, welche von scharfem Sinn und von dem Interesse zeugt, das die Denker des Humanismus für die vulgären Sprachen gezeigt haben. Im Wesentlichen ist aber auch noch das nächste Jahrhundert die Epoche der Alleinherrschaft des Lateinischen. Die Kenntnis von lebendigen Fremdsprachen fehlt sogar in den gebildeten Aristokratenkreisen. Rákóczi selbst kritisiert in einem seiner Briefe das Erziehungs- und Bildungssystem der Jesuitenschulen, er führt alle Mängel vor, die aufgehoben werden sollten, aber über die Nützlichkeit der Fremdsprachen

verliert er kein einziges Wort, das Latein als Unterrichtssprache hält er anscheinend für natürlich.³

Vom Anfang des 18. Jahrhunderts an wird aber die Alleinherrschaft des Lateinischen — der europäischen Entwicklung entsprechend — auch in Ungarn immer stärker angefochten. In den Lehranstalten der Lutheraner wird der Einfluß der Pietisten, in erster Linie der des Hallenser Francke und seiner Anhänger immer bedeutender. G. Bárány schreibt im Vorwort seiner Francke-Übersetzung 1711: „Ich schreibe darüber (nämlich über die besseren Verhältnisse in Halle, wo die Unterrichtssprache schon die Muttersprache ist) nicht ohne Herzeleid, indem ich mich an die Praxis in unseren Schulen erinnere, wo alles nur in lateinischer Sprache vorkommt. Daher müssen die armen Kinder viele Ohrfeigen und Prügel erleiden, weshalb viele von ihnen verwildern und die Schule verlassen.“⁴ Die Lutheraner gehen übrigens in der Einführung des muttersprachlichen Unterrichts den anderen voran. Aber es werden auch in den Lehranstalten der Calvinisten und Piaristen die ersten Schritte für den muttersprachlichen Unterricht getan, obwohl diese Versuche bis zum Ende des Jahrhunderts nur Versuche geblieben sind.

Parallel mit dem langsamen Zurückdrängen des Lateinischen gewinnen die anderen Fremdsprachen immer mehr an Bedeutung. Im Unterrichtsplan der lutheranischen Schule zu Preßburg finden wir die erste Angabe über den fakultativen Unterricht einer modernen Fremdsprache, des Französischen, aus dem Jahre 1741.⁵ Das ist die Schule des großen ungarischen Pädagogen, Matthias Bél, eines ehemaligen Schülers und Nachfolgers von Francke. In Debrecen drängt Georg Maróthi auf den Unterricht des Französischen und des Deutschen, im Jahre 1741.⁶ In der Jesuitenuniversität zu Nagyszombat wird ab 1755 das Französische gelesen.⁷ In Sopron (Ödenburg) lernen die Konviktualen der Jesuitenschulen deutsch, französisch und italienisch.⁸

Schon auf Grund dieser knappen Aufzählung liegt es klar auf der Hand, welche Fremdsprachen dem Menschen dieser Epoche wichtig erschienen. Den allgemeinen europäischen Verhältnissen entsprechend steht das Französische auch bei uns an der ersten Stelle. Die französischen Moralisten und Denker des 16. und 17. Jahrhunderts erwerben für ihre Muttersprache den Rang „Sprache Europas“. Im Europa des 18. Jahrhunderts ist das Französische ein Schlüssel zur modernen Bildung und in vornehmen Kreisen auch zum gesellschaftlichen Erfolg. Der Zeitgenosse selbst erklärt sich von dem Französischen wie folgt: „Frankreich hat mit seiner Mund-Art Europam überwältiget“ (Bél: *Ungarischer Sprachmeister*, Preßburg, 1729. Vorrede, § II.) Bis 1770 erscheinen insgesamt 5 französische Grammatikbücher von ungarischen Verfassern.⁹

Während die Bedeutung des Französischen eine für ganz Europa typische Erscheinung ist, spielt das Lehren des Slowakischen, des Ungarischen und zum Teil des Deutschen in der Habsburg-Monarchie eine eigenartige, besonders wichtige Rolle. In diesem Jahrhundert wird das Streben der vielsprachigen

Völker in der Monarchie, sich die Sprache des anderen anzueignen, zu einem immer allgemeineren Wunsch. Indem das Lateinische, zwar sehr langsam, aber doch in mehreren Orten aufhört, als Unterrichtssprache zu fungieren, und wenigstens in der Grundstufe die Muttersprache in den Vordergrund tritt, erscheint in den Schulen für Kinder von verschiedener Muttersprache unbedingt der Anspruch, die Sprache des anderen zu beherrschen. 1746 erscheint z.B. ein kleines Werk für Kinder, in Deutsch und Ungarisch, mit vielen Bildern und einigen Gedichtchen in beiden Sprachen, und zuletzt mit einem gereimten Wörterverzeichnis. Dieses in seiner Art einzige Sprachbüchlein stellt selbst einen treffenden Beweis für die sprachlichen Bestrebungen der Zeit dar. Der Titel lautet: *Vorhof Der Ungarischen Sprach.* (1746). Aus dem Lehrplan der Piaristen stammt das folgende Zitat aus dem Jahre 1766: „Die schriftlichen Aufgaben sollen in den oberen, mittleren und unteren grammatischen Klassen in Deutsch und Ungarisch (oder — wo es gesprochen wird — in Slowakisch) diktiert werden, damit nämlich die Schüler parallel mit dem Lateinischen auch das Ungarische und das Deutsche erlernen. . .“¹⁰ Einen interessanten Beweis für das angewachsene Interesse an Fremdsprachen finden wir unter den Beispielsätzen der schon erwähnten ungarischen Grammatik von Matthias Bél. Das Beispiel ist nicht originell, Bél entlehnt es aus der Grammatik von Paulii Kövesdi, aber in veränderter Form, und eben die Veränderung ist interessant und typisch. Kövesdi schreibt 1686:¹¹ Für Geld lehrt man die Musik. Bél schreibt dagegen 1729: Ums Geld lehret man die Ungarische Sprache. (*Der Ungarische Sprachmeister.* Preßburg 1729: 67.) Derselbe Matthias Bél läßt 1718 eine deutsche Grammatik herausgeben, mit der folgenden Bemerkung auf dem Titelblatt: sumptu philoteutonum, auf Kosten der Deutsch-Freunde. Aus dem Vorwort bekommen wir ein interessantes Bild über die damaligen Möglichkeiten des Fremdsprachenlernens. Die Eltern, die es für eine unerläßliche Forderung der guten Erziehung hielten, daß ihr Kind außer der Muttersprache (im gegebenen Fall dem Slowakischen oder Ungarischen) auch deutsch spricht, schickten ihre Söhne von den ungarischsprachigen Gebieten nach Oberungarn, um das Deutsche zu erlernen. Bél schrieb sein Buch mit der Absicht, den Jungen, die auf diese Weise die verschiedensten Mundarten gesprochen haben, in richtigem Deutsch ein Beispiel zu geben. (Vorrede, §. VII.) Diese lebendige Methode des Sprachlernens ist übrigens charakteristisch für die praktische, von allerlei Nationalismus freie Denkweise der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Unsere Grammatikbücher können auch als frühere Projektionen der Geistesströmungen der Aufklärung gewertet werden. Matthias Bél bestimmt zum Beispiel den Wert des Fremdsprachenlernens im Folgenden: „So ist die Bemühung derer jenigen höchst löblich, die nach Vermögen dahin trachten, daß durch die gemeinschaftliche Erlernung unterschiedener Sprachen die Menschen gesellschaftlicher und unter einander erträglicher gemacht werden möchten“ (*Der ungarische Sprachmeister.* Vorrede §. I.) Ähnliche Gedanken spiegeln sich in der Vorrede von Bél, die

er zum Werk von Doleschall Pál: *Grammatica Slavico-Bohemica* geschrieben hat. Diese slowakisch-böhmische Grammatik, die 1746 erschien, ist auch ein typisches Werk jenes Zeitalters.

Unter den erwähnten Bestrebungen des Fremdsprachenlernens spielt der Unterricht des Ungarischen als Fremdsprache eine besonders wichtige, gesellschaftlich begründete Rolle. Seiner Wichtigkeit nach folgt er in der ersten Hälfte des Jahrhunderts unmittelbar dem Deutschen. Schon sehr frühe Angaben haben wir dafür, daß man das Ungarische in einigen Orten der Monarchie statt der Muttersprache der Schüler als Unterrichtssprache einführen wollte, so z.B. in Preßburg, wo die Muttersprache der Mehrheit aller Schüler das Deutsche ist, wo aber nach dem Lehrplan aus dem Jahre 1735 das Ungarische fakultativ gelehrt wird, mit der Zielsetzung, „ut haec lingua in schola nostra pedetemptim evadat vernacula“.¹² Der Grund dafür ist darin zu suchen, daß die entschiedene Mehrheit der herrschenden Klasse ungarisch gesprochen hat, und das Ungarische schien vor den germanisierenden Bestrebungen unter Maria Theresia und Joseph II. zu den Erfolgen im öffentlichen Leben aus mehreren Gesichtspunkten besser geeignet zu sein.

Die sprachliche Annäherung der verschiedenen Völker auf dem ungarischen Gebiet der Doppelmonarchie, die in der vom Nationalismus freien Atmosphäre der Zeit angefangen hatte, konnte nicht lange dauern. Sie wurde zunächst durch die unter der Regierung von Maria Th. allmählich heranwachsenden Germanisierungsbestrebungen verhindert. 1769 in Nagyszombat lernen von 49 Schülern 11 das Ungarische, drei Jahre später nur noch 2.¹³ Zur Zeit der ungarischen Aufklärung wird das Ungarische als Fremdsprache auch eine gewisse Rolle spielen — aber mit einem veränderten Charakter. Die sprachlichen Bewegungen der Aufklärung sind von nationalem Charakter. Unter den in jeder Menge erscheinenden Grammatiken spielen die für Fremde geschaffenen — welche die Voraufklärungszeit so prägnant gekennzeichnet haben — eine viel kleinere Rolle. Die Absicht dieser Grammatiken ist weiterhin, die verschiedenen Völker durch die Sprache einander näher zu bringen—aber nicht im allg. durch eine Sprache, sondern mit Hilfe der ungarischen Nationalsprache. BÉls deutsche Grammatik erscheint vor 1770 dreimal, nach 1770 nicht mehr. Seine ungarische Grammatik erscheint dagegen nach 1770 noch achtmal.

Die skizzierten gesellschaftlichen Umstände können schon andeuten, was für eine Stelle die Grammatikbücher der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Geschichte der ungarischen Sprachwissenschaft einnehmen. Natürlich gibt es unter den früheren Grammatiken einige, deren eine Zielsetzung gewesen wäre, dem Fremden das Ungarische vorzuführen. So z.B. die in lateinischer Sprache geschriebenen Werke von Paulii Pereszlényi, Gregorii Komáromi Csipkés und Paulii Kövesdi.¹⁴ Diese Zielsetzung bleibt aber im Hintergrund und galt nur als *eine* Möglichkeit zur Anwendung der Grammatik. Das Werk von Pereszlényi, eine ausführliche, viele stilistische Feinheiten enthaltende

Grammatik ist keineswegs für Anfänger gedacht — nicht einmal mit der hinzugefügten Admonition, in welcher der Verfasser für den Anfänger und für den anspruchsvollen Leser verschiedene Abschnitte bezeichnet. Sein Werk übt aber einen großen Einfluß auf die Grammatiker der folgenden Epoche aus. (Es wird noch zweimal herausgegeben.) Komáromi hält sich manchmal besser an die Bedürfnisse der Anfänger, es war aber nicht die Absicht des Sprachlehrens, die seine Feder geführt hat. Er selbst schreibt im Vorwort, daß ihm während seiner Reisen einige Gedanken über die ungarische Sprache einfielen, auf Grund deren er sein Werk zu schreiben begann, das Werk erhebt wissenschaftlichen Anspruch. Kövesdis Grammatik ist in erster Linie für ungarische Kinder gedacht, sie ist ein ziemlich kurzgefaßtes, manchmal mangelhaftes Werk. Da sie aber wegen ihrer Knappheit und Einfachheit für Anfänger geeignet ist, wurde eben dieses Werk im 18. Jahrhundert umgearbeitet noch einmal herausgegeben, 1766 in Kassa.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstehen drei wirklich typische Grammatiken für Ausländer: Matthias Bél: *Der ungarische Sprachmeister*. Preßburg, 1729; Michael Adami: *Ausführliche und neuerläuterte ungarische Sprachkunst*. Wien, 1760; Johann Farkas de Újfalu: *Ungarische Grammatik*. Wien, 1771. Alle drei sind in deutscher Sprache, also für deutschsprachige Schüler oder Lernende gedacht. Das vierte Werk, welches noch erwähnt werden soll, ist in Latein geschrieben und stammt von demselben Verfasser, von Michael Adami, dessen deutschsprachige Grammatik, eine reichere Variante der lateinsprachigen, ausführlich behandelt wird. Die drei deutschsprachigen Werke werden auf Grund folgender Gesichtspunkte untersucht: 1. Der Verfasser und seine unmittelbaren Anlässe zum Schreiben des Werks, 2. Die Grammatik als ein Werk zum Fremdsprachenunterricht, ihr Aufbau, ihre grammatischen Feststellungen und ihre Beispielsätze.

I. Der Verfasser der ersten, ausgesprochen für Ausländer geschriebenen ungarischen Grammatik war Matthias Bél, eine der größten Persönlichkeiten der ungarischen Pädagogik und Wissenschaftsgeschichte. Er entstammt einer slowakischen Familie, seine Mutter ist aber Ungarin, von ihr lernt er das Ungarische und in seiner Grammatik nennt er es seine Muttersprache (Vorrede §. I.) Noch als Schulkind lernt er deutsch, seine Eltern schicken ihn nach Besztercebánya, um es dort zu lernen. Vier Jahre lang studiert er an der Universität in Halle, wo er Student von Thomasius ist. Er knüpft enge Verbindungen mit Francke an, in dessen Instituten er auch unterrichtet. Der Einfluß seines Aufenthaltes in Halle ist auch für seine spätere, in Ungarn entfaltete Tätigkeit sehr wichtig, zum Teil für seinen pädagogischen Realismus (er führt in seiner Schule in Preßburg neue, praktische Fächer ein, unter anderem die modernen Fremdsprachen), zum Teil die Förderung eines Alumnats für arme Schüler betreffend (wie in Halle) und zuletzt für die Verbreitung der Werke

von seinen Hallenser Lehrern, z.B. von Cellarius, dessen lateinische Grammatik und Vocabular er umarbeitet und in Ungarn herausgibt.¹⁵

Die unmittelbaren Anlässe zu seiner ungarischen Grammatik konnten folgende gewesen sein: 1. Das praktische Bedürfnis. In seiner Schule wurde für die Preßburger Schüler, deren Muttersprache das Deutsche war, ein ungarischer Sprachkurs organisiert und er wollte die Grammatik ihnen in die Hand geben. Über den späteren Ablauf des Kurses haben wir genaue Angaben, nach denen das Ungarische von einem besonderen, für diesen Zweck eingestellten Lehrer gelehrt wurde. Die Kenntnisse der Schüler wurden Jahr für Jahr in einer öffentlichen Prüfung kontrolliert, sie haben Cornelius Nepos ins Ungarische übersetzt und sich im Briefschreiben geübt. Im Sommer versammelten sie sich jeden Mittwoch zur Konversation. Den praktischen Nutzen der ungarischen Kenntnisse hat Bél in der Vorrede seiner Grammatik wie folgt zusammengefaßt: . . ., daß wenigstens diejenigen, so Verwandtschaft, Amts- oder anderer Umstände halber, mit denen National-Ungarn, eines Umganges pflegen müssen, anfangen, sich an unsere Sprache zu gewöhnen und dadurch wie unsere Nation an sich ziehen, also auch ihr eigenes Volck, dem unsrigen, angenehmer und erträglicher zu machen.“ (Vorrede §. II.) 2. Die Vorrede der Grammatik zeugt weiterhin davon, daß Bél mit seinem Werk der Idee der Verständigung der Völker zu dienen glaubte. 3. Auch die Tatsache konnte ihn zum Schreiben seiner Grammatik anregen, daß er, der gelehrte Pädagog von europäischer Bildung, die Notwendigkeit der Entwicklung der ungarischen Sprache wohl einsah. „Unter den Europaeischen Völkern ist fast keines zu finden, das sich desfalls seiner eigenen Ehre und Vortheils nicht angenommen hätte. . . Die Ungarische Sprache allein, blieb bis dahin daheime sitzen. . . Nächst dem aber, bleibt die Schuld selbst auf uns Ungarn sitzen, die wir uns zur Zeit, weder fremde Sprachen zu erlernen einige Mühe geben wollen, noch auch Fleiß angewendet, die unserige bey denen benachbarten Völkern bekannt, und wo nicht nöthig, doch beliebt zu machen. . .“ (Vorrede §. II.) 4. Daß ihn beim Schaffen seiner Grammatik auch ein persönliches Interesse an der Sprache dazu geführt hat, davon zeugen seine anderen sprachlichen Werke. Die Grammatik von Bél hat wirklich ein wichtiges Bedürfnis befriedigt. Das zeigt auch die Anzahl der späteren Auflagen. Aus der von uns untersuchten Epoche kennen wir insgesamt sechs Auflagen. Nach 1770 wird es noch achtmal herausgegeben und auch umgearbeitet. Worin soll man die ungewöhnliche Popularität des Werkes suchen? Zum Teil zweifellos darin, daß man außer ihm wenige grammatische Werke erreichen konnte. In erster Linie aber doch darin, daß das Werk von Bél wirklich für Anfänger gedacht war, es hat praktische Bedürfnisse befriedigt, man konnte es zum Sprachstudium gut anwenden. Es lohnt sich, zuerst *die empfohlene Methode des Sprachlernens in dem Buch* näher zu untersuchen. Bél möchte, daß seine Grammatik von Jungen und von „Frauzimmern“ gleicherweise mit Nutzen gelesen wird. Die Jungen sollten

ihre Studien mit der Grammatik anfangen. Die Mädchen sollten sich aber zuerst lieber mit Ungarn unterhalten und mehr plaudern, als die Grammatik lesen. (Vorrede §. V.) Um die ungarische Konversation zu erleichtern, ergänzt er sein Buch mit einer Dialogsammlung, in der fast ausschließlich Themen für Mädchen verarbeitet sind, die Teilnehmer der Dialoge sind auch Frauen. Z.B. Vom "Coffé-Trincken" über die Mahlzeit, vom Spazierengehen usw. Die Dialoge geben übrigens einen interessanten Einblick in die Umgangssprache der Epoche. Bél betont immer wieder die Wichtigkeit der Übung. Oft schließt er die einzelnen Abschnitte mit der Bemerkung: „...so muß das gewisseste aus der Uebung genommen werden“ (56).¹⁶ Er weist außerdem auf die Wichtigkeit des Lesens mit Hilfe des Wörterbuches hin. (Vorrede §. V.) Aus dem praktischen Charakter seiner Grammatik ergibt sich also, daß er *wenige* überflüssige bzw. für überflüssig gehaltene *Regeln* gibt, *dagegen aber viele Beispiele*, „Weil die Sache eher und leichter durch richtige Exempel, als weitläufige Regeln, denen Anfängern beygebracht werden kan“... (30). Die einzelnen sprachlichen Erscheinungen beurteilt er auf Grund der praktischen Anwendung. Die als veraltet geltende Futurbildung mit dem Suffix *and/end* schaltet er — mit den herkömmlichen Grammatiken gebrochen — einfach aus. (44) Das wichtigste Mittel zur Filterung der überflüssigen grammatischen Regeln stellt das *Streben nach einer scharf logischen Betrachtungsweise* dar. Der Verfasser versucht überall erfaßbare, in logischer Ordnung vorgeführte sprachliche Erscheinungen in Regeln zu fassen. Die genannte Quelle des Bélschen Werks ist die Grammatik von Kövesdi (*Elementa Linguae Hungaricae*, Leutschovia, 1686). Das Grammatikbuch folgt wirklich der genannten Quelle, aber mit Ergänzungen bzw. mit gewisser Systematisierung. Die bei Kövesdi unklaren Teile bringt er dem Prinzip der Logik entsprechend in Ordnung. (z.B. die Deklination der mit Possessivsuffixen versehenen Substantive — 16 —, die Behandlung der Komparation — 5 —). Dem deutschen Sprachgefühl und Sprachsystem entsprechend beschreibt er die zusammengesetzten Zeitformen des Verbs (44). Ein ganz besonders guter Teil seiner Grammatik ist die Beschreibung des Imperativs, was übrigens bei Kövesdi völlig fehlt. In 6 Punkten zusammengefaßt, auch für die Rechtschreibung klare Regeln gebend, behandelt er die verschiedenen Formen des wirklich komplizierten ungarischen Imperativs. Die Veränderungen des -j- Imperativsuffixes stellt er in einer modern analysierenden Beschreibung dar. (44—45). Der bestgelungene, vollkommen selbständige Teil der Grammatik ist die Beschreibung der Abverbien. Zuerst werden sie nach ihrem Inhalt eingeteilt. Der Verfasser bemerkt dabei feine Unterschiede, die er mit Beispielen aus demselben Wortstamm illustriert: Adverbien der Zahl: *egyszer*; einmal. Adverbien der Ordnung: *először*; das erste Mal. (56) Methodisch gesehen sind die ähnlichen und doch sehr unterschiedlichen Beispiele besonders gut ausgewählt. Nach der inhaltlichen Einteilung folgt die Zusammenfassung der Bildungsmöglichkeiten. (57) Damit bemerkt Bél eine wichtige Abart der für Frem-

de auch gut erfaßbaren grammatischen Regeln. In der ganzen Beschreibung ist der Einfluß seiner deutschen Grammatik zu fühlen. (Sieh noch beim Artikel: 61.)

Auf Grund des Erwähnten kann schon festgestellt werden, daß Béls Grammatik ein pädagogisch wichtiges Werk ist. Sie ist im Unterricht des Ungarischen von bahnbrechender Bedeutung. In der Geschichte der ungarischen Grammatiken nimmt er eben in dieser Hinsicht einen wichtigen Platz ein. In seinen sprachlichen Feststellungen gibt er nicht viel Neues, hie und da übernimmt er auch die Ungewißheiten von Kövesdi (62), trotzdem ist sein Werk die typische Grammatik der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Sein Einfluß ist auch bei den folgenden Verfassern zu bemerken, besonders bei Adami.

II. Das zweite Werk, Michael Adamis *Ausfürliche und neuerläuterte ungarische Sprachkunst* nimmt unter den praktischen Grammatiken der Epoche eine besondere Stelle ein. Vom Verfasser wissen wir ziemlich wenig. Er stammt aus Nord-Ungarn. 1740 tritt er in den Jesuitenorden ein, 1750 ist er in Wien als Agent am Hofe tätig, hier lebt er bis zu seinem Tode 1781. In Wien ist er einige Jahre hindurch Lehrer an der Soldatenakademie. Hier unterrichtet er das Ungarische für diejenigen, die als Soldaten oder als Beamte nach Ungarn geschickt werden.¹⁷ Seine Schüler sprechen alle deutsch. Er braucht also eine deutschsprachige ungarische Grammatik, die er ihnen in die Hand geben kann. Er kennt wohl die Grammatiken von Pereszélyi und Bél (s. Vorrede), aber nach seiner Meinung sind sie für seine Zwecke nicht gut, die eine, weil sie in Latein ist, die andere, weil sie zu knapp ist. Deshalb macht er sich selbst an die Arbeit und versucht eine dem Zweck besser entsprechende Grammatik zu verfassen. Die Tatsache, daß er seine Grammatik schon im Jahre 1760 erscheinen läßt — noch bevor er mit dem geplanten Wörterverzeichnis fertig ist — zeigt auch, daß ein brauchbares Handbuch wirklich dringend notwendig war. Mit dem sogenannten *Stammvörterbuch* als Ergänzung erscheint das Buch dann wieder, in Wien, 1763.

Adamis Werk ist in seiner Art eine wirklich beachtungswerte Leistung. Es hebt sich durch zwei Faktoren ganz besonders heraus. Der eine ist, daß der Verfasser dem Leser eine in ihrem Aufbau, in ihren Regeln und in ihren Beispielen wirklich praktische Grammatik in die Hand gibt. Der zweite Faktor ist, daß er — offensichtlich auf Grund seiner praktischen Erfahrungen — die Eigentümlichkeiten des Deutschen (mit modernem Wort gesagt: der Basis-Sprache) immer im Auge behält und das Ungarische ihnen gegenübergestellt behandelt. So gelingt es ihm, die Fehlermöglichkeiten hervorzuheben, die bei den Deutschen am häufigsten vorkommen.

Der praktische Charakter zeigt sich schon in der *Lautlehre* der Grammatik. Für die Aussprache der einzelnen Laute gibt er manchmal überraschend genaue praktische Ratschläge. Beim Beschreiben des Unterschieds zwischen *a* und *á* bzw. *e* und *é* begnügt er sich zum Beispiel nicht mit der gewöhnlichen Benen-

nung (obscurum und clarum), sondern er versucht ihre Aussprache — mit ausgezeichnetem pädagogischem Instinkt — im Vergleich mit anderen, ähnlichen Lauten zu umschreiben. So bemerkt er im Unterschied zwischen dem *o* und *a* bzw. *a* und *á* den Unterschied der labialen und illabialen Lautbildung und beim Vergleich von *e*, *é* und *i* stellt er die Unterschiede der Zungenhebung fest. (1—2) Eine sehr interessante, wahrscheinlich aus dem Vergleich mit dem Deutschen entstandene Bemerkung macht er über die Doppelkonsonanten, die im Ungarischen — im Gegensatz zum Deutschen — wirklich lange Konsonanten sind: „In der Mitte ein verdoppelter Consonant muß deutlich ausgesprochen werden als wenn man bey der ersten absetzen wolte, als *semmi* (schem-mi), *ellen*, *menni*“ (5) Besonders gut ist der praktische Teil seiner Lautlehre. Für die Übung der einzelnen Laute stellt er nämlich aus ein- und mehrsilbigen Wörtern verschiedene Übungen zusammen. Seine Übungen sind speziell für Deutsche gemacht: besondere Sorgfalt verwendet er auf die richtige Aussprache des *gy*, welches er in ein- und in zweisilbigen Wörtern üben läßt: *nagy*, *egy*, *hogy*, *úgy*, *nagyon*, *egyél*, *hogyan*, *ugyan*, usw. (3) Am Ende seiner Grammatik stellt er eine kleine Wörtersammlung zusammen, um die sintragende Rolle der Vokalenlänge zu beweisen und üben zu lassen, mit Beispielen, wie *Eger-egér* (Stadtname—Maus) usw. (223)

Die erwähnten Verdienste charakterisieren auch das *Deklinations- und Konjugationssystem*. Sein Deklinationssystem entlehnt Adami beinahe völlig von Pereszlényi. Die Zielsetzung aber — nämlich die Grammatik für Ausländer erfaßbar zu gestalten — zwingt den Verfasser zu einigen rationellen Neuerungen. Von den herkömmlichen Grammatiken abweichend und sich nach dem Deutschen richtend unterscheidet er statt Pereszlényis sechs und Béls sechs Fällen nur vier. Den von seinen Vorgängern übernommenen Ablativ reiht er in die Gruppe der mit „Postpositionen“ ausgedrückten Formen ein. Seine Gruppierung enthält schon im Keime den Gedanken, daß das Ungarische im Kasussystem mit den anderen indoeuropäischen Sprachen nicht identifiziert werden kann und daß die sich bisher auch als Kasus behandelte *tól-tól*-Ablativ-Endung eigentlich von den weiteren Suffixen in nichts unterscheiden läßt. Auch die Idee ist hervorzuheben, daß er die Postpositionen mit einem Bindestrich an den Wortstamm fügt. Der Einfall ist typisch für den praktischen Instinkt des Verfassers: für den Ausländer ist es offensichtlich leichter, den Wortstamm selbst, ohne die Endung zu erkennen. Die Schreibart ist aber auch für das ein bißchen spekulierende Grammatisieren von Adami kennzeichnend. Er ist bestrebt, die Zusammenhänge zu entdecken, auch wenn er manchmal ein bißchen gezwungen spekuliert (s. 118—19 und 158: Rechtschreibung; 33—34: zweierlei Übersetzung für den Ausdruck „meine Geliebte“). Die einzelnen Stammtypen behandelt er — nach dem Beispiel von Alvarez, dem namhaften Grammatiker der Jesuiten — als in Regeln gefaßte Einzelfälle. Der Einfluß von Alvarez zeigt sich auch darin, daß er die aufgezählten Ausnahmen oft in einer

rhythmischen, manchmal gereimten Reihenfolge angibt, z.B. Wörter aus der zweiten Deklination: hit, kis, tíz, ki; hét, kés, víz, mi. (8) Manchmal achtet er auch darauf, daß die aufgezählten Beispiele auch inhaltlich zusammenhängende Einheiten bilden sollen, wie bei der ersten Regel des Akkusativs: Isten, fény, edény (Gott, Licht, Gefäß), ember, vér, bőr (Mensch, Blut, Haut), kés, leves, köles (Messer, Suppe, Hirse) (12). Die praktische Anwendbarkeit und die Beachtung des Deutschen zeigen sich auch im Konjugationssystem. Zur Unterscheidung der bestimmten und unbestimmten Konjugation — eines Schwerpunkts der ungarischen Grammatik — gibt er ausführliche Regeln, dabei hebt er die Fehlermöglichkeiten hervor, die den Deutschen die größten Probleme bereiten: „Tudok magyarul, ich kann Ungarisch, und nicht tudom“ (128); „Zuweilen ist das azt oder ezt nicht ausgedrückt, sondern nur heimlich verstanden... Tudom, mit akar, ich weiß, was er will... Überall ist der Accusativus: azt zu verstehen, als wie auch im Deutschen: Tudom azt, a' mit akar, ich weis das, was er will“ (127) Das System der verbalen Zeitformen und Modi teilt er in einfache und zusammengesetzte Formen. Obwohl er in sein Konjugationsparadigma dieselben Formen aufnimmt, welche seine Hauptquelle, die Grammatik von Pereszlényi (nur den sonst völlig unbrauchbaren Optativ läßt er bemerkungslos weg), die veralteten Formen führt er doch nur wegen der Vollkommenheit vor, und mit ähnlichen Bemerkungen, wie von dem Praeteritum Perfectum und von der veralteten Futurform: „Es sind zwar auch noch zwey besondere... aber deren bedienen sich nur die Geschicht-Schreiber. In gemeinen Reden werden solche wunderselten gehöret, mithin kann ein Anfänger solche auslassen. (38)

Besonders interessant sind seine *semantischen Bemerkungen*, für die die als roter Faden ausgewählten zwei Faktoren besonders gelten. Er hebt z.B. den Bedeutungsunterschied zwischen den deutschen Präpositionen und den ungarischen Suffixen äußerst geschickt hervor, so unter anderem bei der Präposition *von*: Seiner Meinung nach entsprechen dieser Präposition drei verschiedene Suffixe. Um es zu veranschaulichen, beruft er sich auf das Lateinische und er wählt drei Beispielsätze dazu aus, in denen er mit gutem pädagogischem Instinkt dieselben Wörter mit dreierlei Suffixen versieht, in drei verschiedenen Bedeutungen (von: lat. de, ung. rul-rül, felől; von: lat. e, ex, ung. bul-bül, von: lat. a, ab, ung. tul-tül; Seite 157) Das System der verbalen Rektion stellt er ganz modern, man möchte sagen, auf kontrastiv-grammatischer Grundlage zusammen. In der einen Gruppe behandelt er die Verba, die im Deutschen mit einer Präposition stehen, im Ungarischen aber mit dem Akkusativ (z.B. csudálni valakit, über jn sich verwundern), und in der anderen diejenigen, die im Deutschen den Akkusativ regieren, im Ungarischen dagegen mit einer Postposition stehen (z.B. valamitől irtózni, etwas verabscheuen) (131—2). Auffallend farbig ist der Bedeutungskreis des Verbums kell (müssen). Da die bisherigen Grammatiken von den Verben mit ähnlicher Bedeutung nur

dieses einzige behandeln, — als irreguläres Verb, — bleibt auch Adami dabei. Er versucht aber alle spezifischen Bedeutungen des Verbums zu sammeln, so gibt er folgende Nebenbedeutungen an: „Nekem ruha kell oder kellek, ich brauche ein Kleid. Mi kell nekem? Was willst du? Was magst du haben. Nékem kell kenyér, ich möchte Brod. Ez nekem kell, das ist mir nöthig.“ (138) Beim Gebrauch des Pronomens WAS weist er auf ähnliche Bedeutungsunterschiede hin (160). Über die Adjektive schreibend stellt er eine kleine Beispielsammlung aus den dem Deutschen fremden attributiven Konstruktionen mit „való“ (seiend) zusammen. (15)

Es lohnt sich, auf die *Beispielsätze* von Adami auch einem Blick zu werfen. Einerseits finden wir unter ihnen viele mit didaktischem Charakter. Er lobt das Sprachlernen, die Kraft der Sprache: „Oft ist die Sprache nützlicher als Geld“ (116), „Oft ist die Sprache gefährlicher als das Schwert“ (116), „Die Wissenschaft kauft man nicht ums Geld.“ (102) Man findet aber auch andere, lehrreiche Beispiele, wie: „es ist nicht rathsam, sich in alles einzumischen“ (152); „das Herz ist ein Rathgeber der Augen, das Aug ist ein Verräther des Herzens“ (133). Eine zweite typische Eigenschaft der Beispiele — neben der methodisch sorgfältigen Konstruktion, s. früher — ist der brauchbare, praktische Wortschatz. Zur Veranschaulichung der grammatischen Erscheinungen versucht er einen Wortschatz anzuwenden, der im Praktikum seiner Schüler häufig vorkommen kann. Da er eine spezielle Schicht, Soldaten lehrt, können wir aus seinen Beispielen auch ihren Wortschatz kennenlernen. Lebendige, gut anwendbare Beispiele sind z.B. die folgenden: „ich habe um 100 Gulden ein Pferd gekauft“ (103). „lasset uns zum Tanze gehen“ (152); „auf des folgende muß man acht haben.“ (148); „das Geld ist schon aufgangen, was ich im Spielen gewonnen hab.“ (121); „du wirst finden eine Art, fortzukommen“ (151) usw. Wir finden sogar solche starken Ausdrücke unter den grammatischen Beispielen, wie: „Ich habe es dem Hunds-Gepack gesagt;“ „Schlage, haue zu auf das Sau-Gepack“ (146). Ein besonders reiches Material enthält der letzte Teil des Buchs, die sog. Redensarten, wo die wichtigsten Sprechsituationen zusammengefaßt wurden. An das Werk schließen sich noch eine Konversationssammlung, einige Briefmuster und ein „Stammwörterbuch“ an.

Adamis Wirkung ist in der Epoche der Aufklärung sehr bedeutend. In erster Linie ist es sein Wörterbuch, das einen tiefen Einfluß auf die Wörterbücher der folgenden Jahrzehnte ausübt, aber die Grammatik selbst bleibt auch nicht wirkungslos. Nach Adamis Beispiel schreibt J. Thomas 1763 seine ungarisch-französische Grammatik und die Wirkung der Sprachkunst von Adami ist in der Arbeit von J. Korabinszky besonders stark zu bemerken, der 1774 das grammatische Werk von M. Bél umgearbeitet hat.

III. Die dritte deutschsprachige Grammatik, das Werk von J. Farkas von Újfalú steht den zwei anderen Grammatiken ähnlicher Art weit nach. Der Verfasser ist in Westungarn geboren, lange Jahre lebt er in Wien, als ungarischer

scher Sprachlehrer am Hof.¹⁷ In dieser Funktion schiebt er 1771 seine Grammatik, die bis 1816 achtmal erscheint, und dreimal umgearbeitet wird. Die Zahl der Auflagen zeugt aber nur von der Begeisterung der Aufklärung für die Nationalsprache, nicht aber vom Wert des Werkes, das schon von den Zeitgenossen verurteilt wurde. Gyarmathi, der berühmte Sprachgelehrte der Aufklärung schreibt über ihn: „Er hätte lieber Adami's Werk Wort für Wort abschreiben und seinen Namen darunter schreiben sollen, als unter einem neuen Namen mit so vielen Denk- und Druckfehlern ein neues Werk zur Welt zwingen.“¹⁸ Aber Gyarmathi selbst weist nicht auf die richtige Quelle von Farkas hin. Er schöpft nämlich nicht aus der Grammatik von Adami, sondern aus dem schon erwähnten Werk von Pereszlényi. Eigentlich ist es kein Schöpfen, sondern einfach die Übersetzung des lateinsprachigen Werks von Pereszlényi ins Deutsche. Da aber Pereszlényis Werk fast 100 Jahre früher geschrieben wurde und auch nicht mit der Zielsetzung, ein Lehrbuch zu werden, so konnte die Grammatik von Farkas zu seiner Zeit weder als moderne wissenschaftliche Arbeit noch als brauchbares Lehrbuch gewertet werden. Er übernimmt von Pereszlényi solche veralteten Formen, wie die schon von Bél für unbrauchbar gehaltene Futurbildung mit -and/-end. (105) Manchmal erklärt er eine Bemerkung von Pereszlényi auf eine vollkommen falsche Art, wie z.B. die Aussprache von *gy*, welches er als *g* und *j* aussprechen läßt, obwohl schon Adami die richtigere *dj*-Aussprache betont hat. (5) Er übernimmt von Pereszlényi alle möglichen Beispiele, und da diese meistens aus der Bibel stammen, sind sie sprachlich äußerst kompliziert und praktisch zu nichts zu gebrauchen. (z.B. Wollte Gott, ich würde verweset worden seyn, um nicht gleich aus der Mutter Leib in das Grab geführt zu werden.) Einige Beispiele werden noch dazu falsch ins Deutsche übersetzt und stiften deshalb noch größeres grammatisches Durcheinander an, wie z.B. (129) „A' mit a' Szerentse nem adot, el-nem vihetazt, was das Glück nicht gegeben hat, kan man nicht wegnehmen.“ Richtig sollte es heißen: Was das Glück nicht gegeben hat, kann es nicht wegnehmen. (108) Die spärlichen Neuerungen, die nicht von Pereszlényi, sondern von Farkas stammen, beschränken sich auf die Beispiele. Einerseits übernimmt er wohl alle Beispiele von Pereszlényi, andererseits bringt er aber selbst noch weitere, parallele Beispiele, er gibt das Paradigma von mehreren Wörtern an usw.

Das Werk von Farkas hat den einzigen Wert, daß es in der Geschichte der ungarischen Grammatiken eine typische Richtung vertritt. Mit diesem Werk vergleichend können wir die bahnbrechende Arbeit von Adami noch besser einschätzen.

Die Lehren der Untersuchung können also ungefähr folgendermaßen zusammengefaßt werden: 1. Unsere Sprachbücher — auch wenn sie weder mit den früheren noch mit den späteren wissenschaftlichen Grammatiken zu messen sind — sind in ihrem Entstehen und in ihrer Art typische Produkte einer Epoche. Sie zeugen vom Kampf, den unsere Wissenschaftler und Pädagogen

für die Entwicklung und das Bekanntmachen des Ungarischen begonnen haben — und der dann in den sprachlichen Bewegungen der Aufklärung seine Fortsetzung gefunden hat. 2. Den speziellen ungarischen geschichtlichen Umständen entsprechend ist die Sprache der typischen Grammatiken der Zeit eben das Deutsche. Das Deutsche hat in der Geschichte der ungarischen Sprache im 18. Jahrhundert eine bedeutende Rolle gespielt. Unsere Grammatiker selbst machen auch eben im Vergleich mit dem Deutschen einige neue Bemerkungen über das Ungarische. 3. Die vorgeführten Grammatiken sind auch in der Geschichte der Pädagogik interessante Denkmäler. Ihre frischen, treffenden Feststellungen wurzeln eben darin, daß sie eine lebendige Sprache lehren wollten. Adamis Sprachbuch wirkt mit seinen gut ausgewählten Beispielen, phonetischen Übungen und mit der Anpassung an die Muttersprache der Lernenden schon ganz modern. 4. Zuletzt kann das hier nicht näher analysierte Beispiel- und Vokabelmaterial der Sprachbücher einen wertvollen kulturhistorischen Stoff für den Forscher bedeuten, der sich mit dem täglichen Leben der verschiedenen Gesellschaftsschichten oder mit der Umgangssprache der damaligen Zeit befassen will.

Anmerkungen

- ¹ Kalmár: *Prodromus idiomaticus Scythio-Mogorico-Chvno-(sev, Hunno-) Avarici*. Preßburg. 1770 und Sajnovics: *Demonstratio . . .* Kopenhagen, 1770.
- ² Zitiert bei Melich: *A magyar szótáriróadalom* (Die ungarische Wörterbuchliteratur). Bp. 1907: 41.
- ³ Zitiert bei Ravasz: *A magyarországi köznevelés vázlatos története* (Knappe Zusammenfassung der ungarischen Volksbildungsgeschichte) *Pedagógiai Szemle*, 1954: 577. Vgl. noch: Lakatos: *A francia nyelvtanítás múltja hazánkban* (Zur Geschichte des Französischunterrichts in unserer Heimat) Bp. 1934: 14.
- ⁴ Titel des Werks von Francke: *Unterricht über Kindererziehung*
- ⁵ Lakatos: a. a. O. 26
- ⁶ ebd. 25
- ⁷ ebd. 33
- ⁸ Hets: *A jezsuiták iskolái Magyarországon a 18. sz. közepén*. (Die Jesuitenschulen in Ungarn in der Mitte des 18. Jahrhunderts) Pannonhalma, 1938: 47—8
- ⁹ Lakatos: a. a. O. 7 und 34
- ¹⁰ Finánczy: *A magyar közoktatás története Mária Terézia korában* (Die Geschichte der ungarischen Volksbildung zur Zeit von Maria Theresia) Bp. 1899: 152
- ¹¹ Herausgegeben: Toldy: *Corpus Grammaticorum Lingvae Hungaricae veterum*. Pest, 1866. S. 580.
- ¹² Markusovszky: *A pozsonyi evangélikus lyceum története*. (Zur Geschichte des evangelischen Lyceums zu Preßburg) Preßburg, 1896: 237. Vgl. noch: Ravasz: a. a. O. 606.
- ¹³ Finánczy: a. a. O. 344.

¹⁴ Herausgegeben: Toldy: a. a. O.

¹⁵ Vgl. Haan L.: Bél Mátyás (Matthias Bél) Bp. 1879. Vgl. noch: Hubert Rösel: Der Slowake Matthias Bél — ein beutender Mitarbeiter an den tschechischen Halleschen Drucken. (Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität. Halle — Wittenberg. Sprachwissenschaft, Jahrg. 4., Heft 1. Halle; 1954. 91—8)

¹⁶ Die in Klammern gegebenen Zahlen weisen auf die Seiten der ersten Auflage hin.

¹⁷ Vgl. Szinnyi: Magyar írók élete és munkái. (Leben und Werke ungarischer Schriftsteller) I. 62

¹⁸ ebd. III. 171—2

¹⁹ Zitiert bei Benkő: A magyar irodalmi írásbeliség a felvilágosodás korának első szakaszában. (Die ungarische Schriftsprache in der ersten Periode der Aufklärung) Bp. 1960: 326

IMRE LENGYEL

Breitinger und Debrecen

I.

Wenn man den Namen der führenden Persönlichkeit der Zürcher Aufklärung und den Namen der Hauptstadt der Großen Ungarischen Tiefebene im Gebiet jenseits der Theiß nebeneinander sieht, denkt man gar nicht daran, daß sie Beziehungen zueinander haben. Wenn man aber in die Matrikel der Universitäten und Hochschulen in der Schweiz einen Blick wirft, ist leicht festzustellen, daß Studenten aus dem Kollegium, der Hochschule von Debrecen, die Universitäten und Hochschulen der Schweiz im Laufe der Jahrhunderte oft aufsuchten, um dort ihre Studien fortzusetzen oder abzuschließen. Diese Besuche begannen schon im 17. Jahrhundert. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts finden wir Tamás *Veresgyházi*, den späteren Superintendenten, an einer Universität der Schweiz u.zw. in Basel. Das 18. Jahrhundert brachte einen außerordentlichen Zustrom. In diesem Jahrhundert studierten etwa 200 ungarische Studenten an der Universität Basel, von denen etwa 50 allein von der Debrecener Hochschule kamen. Der Höhepunkt wurde in den 60er Jahren des Jahrhunderts erreicht. Schweizerischerseits wurde dieses Bedürfnis durch Errichtung von Freistellen gefördert.¹

Diesen Studentenbesuchen kam eine besondere Bedeutung im 18. Jahrhundert zu, als der große geistige Prozeß der Aufklärung vor sich ging.² Die ungarischen Studenten hatten während ihrer Studienzeit Gelegenheit, nicht nur die vorgeschriebenen und empfohlenen Disziplinen zu studieren, sondern sie beobachteten die Ereignisse des literarischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens und brachten anregende Ideen in ihre Heimat mit. So erhielten manche ungarische Hochschulen, darunter die Hochschule von Debrecen, Kenntnisse von solchen Gedanken aus erster Hand, die im „Jahrhundert des Lichts“ in der Schweiz verbreitet waren. Die Studenten, die in den meisten Fällen führende Persönlichkeiten des geistigen Lebens in Ungarn wurden, blieben im Briefwechsel mit ihren Schweizer Professoren und Freunden, von denen sie durch Zusendung von Büchern und Unterrichtsmitteln, durch Erteilung von Ratschlägen usw. unterstützt wurden. Eine andere Weise der Unterstützung bestand in der Schaffung von Pressemöglichkeiten in der Schweiz. Von dieser regen Verbindung ungarischer Studenten mit ihren Schweizer Professoren und Freunden liegen Dokumente vor, die einen weiteren Einblick in diese Verwobenheit kultureller Einflüsse bieten.

II.

1. György Maróthi (1715—1744)

Unter den ersten soll der Name von György *Maróthi* genannt werden, der die Jahre 1731—1736 in der Schweiz verbrachte.³ Er studierte 1731—1732 in Zürich, wo er im Hause des Pfarrers *Haug* wohnte. Hier hatte er Gelegenheit, die hervorragendsten Vertreter der Zürcher Aufklärung kennenzulernen. Er soll mit Johann Jakob *Zimmermann*, dem Vertreter der kirchlichen Aufklärung befreundet gewesen sein, denn *Maróthi* bekam von ihm ein Empfehlungsschreiben an den Basler Professor Jakob Christoph *Beck*, als er Zürich mit der Absicht verließ, seine Studien in Basel fortzusetzen. Er verbrachte zwei Jahre in Basel, wo er in erster Linie Theologie studierte und das Pfarrerdiplom 1734 erwarb. Im Februar 1735 begab er sich nach Bern, um das Studium der Geschichte und Mathematik aufzunehmen. Im Sommer desselben Jahres machte *Maróthi* einen Ausflug nach Zürich, wo er *Zimmermann* aufsuchte, der gerade mit seiner Apologie der irrthümlich des Atheismus angeklagten berühmten Menschen beschäftigt war. Während der Schifffahrt nach Zürich lernte er den berühmten Naturwissenschaftler Johann *Gessner* kennen, der ihn eigentlich zum Studium der Mathematik bewog.⁴

Ende Juni 1736 fuhr er weiter nach Holland, und suchte die wichtigsten Universitätsstädte auf. Im Januar 1738 kam er in seiner Vaterstadt Debrecen an. Von dieser Zeit an wirkte er mit den Erfahrungen seiner ausländischen Studienreise und im Besitze einer reichen Bibliothek sehr anregend an der Hochschule von Debrecen bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1744⁵.

Breitinger war als Professor der griechischen Sprache an der Karlschule tätig und nahm als Vorsteher der höchsten Klasse an der Ausbildung der jungen Theologen teil. Es besteht kein Zweifel, daß *Maróthi* zum Kreis der engeren Bekannten und Freunde *Breitingers* gehörte. Daß der junge Ungar Beziehungen zum Freundeskreis *Breitingers* hatte, beweist der hier veröffentlichte Brief an J. J. *Hagenbuch*. Der Brief zeigt, welch großes Interesse für die Archäologie im aufgeklärten Zürich vorhanden war, was übrigens als ein Kennzeichen der Aufklärung in der Schweiz galt. *Maróthi* versprach *Hagenbuch*, die Beschreibung einiger Marmorstücke aus den alten Zeiten aus Siebenbürgen in die Schweiz zu schicken, und erklärte, aus welchem Grund er dieser Verpflichtung nicht Folge zu leisten vermochte. In den Schlußzeilen erwähnte er seine Absicht, auch an *Breitinger* zu schreiben. Da er nichts Interessantes mitteilen konnte, bat er *Hagenbuch*, seine besten Grüße an *Breitinger* weiterzuleiten.⁶

2. Sámuel Szilágyi (1719—1785)

Sámuel Szilágyi war ein begabter Student der Hochschule von Debrecen, der 1735 nach Bern fuhr, um dort Theologie zu studieren. In den Jahren 1741—1742 finden wir ihn wieder in Bern, die Zwischenzeit verbrachte er in Holland. Der junge gebildete Ungar erregte überall Aufsehen mit seinem Fleiß und seinen außerordentlichen Fähigkeiten. Er verfaßte z.B. Gedichte in griechischer Sprache und zeichnete sich nicht nur auf geistigem Gebiet aus, sondern war ein guter Fechter, Reiter, Schlittschuhläufer, was den Anforderungen der Ausbildung an den damaligen Universitäten, wo man sich zum Ziel setzte, einen Edelmann zu erziehen, durchaus entsprach. Als Sohn des Debrecener Theologieprofessors, der auch selbst im Ausland studiert hatte, wurde er in der Berner Gesellschaft gut aufgenommen. Sein ehemaliger Professor *Maróthi* war ihm bei der Vorbereitung seiner Studienreise ins Ausland behilflich.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er Professor der Philosophie und der griechischen Sprache. Die Lehrtätigkeit nahm er am 6. April 1742 auf. Die Jahre nach 1759 mußte er als Pfarrer auf dem Lande verbringen. 1765 wurde er zum Superintendenten des Kirchendistrikts jenseits der Theiß gewählt. Als Professor leistete er *Maróthi* bei der Verwirklichung seiner pädagogischen Reformbestrebungen große Hilfe. Sie waren durch enge Freundschaft verbunden. *Szilágyi* hielt die Leichenpredigt über dem Grab des früh verstorbenen Freundes. Die Rede *Szilágyis* wurde von *Breitinger* 1746 in der 2. Particula des 1. Bandes des „Museum Helveticum“ mitgeteilt. Als Professor der griechischen Sprache veröffentlichte er eine Ausgabe der klassischen Verfasser *Kebes-Isokrates-Pythagoras*.⁷ Zur Erleichterung der lateinischen Studien seiner Schüler gab er die Stilistik und Rhetorik von Hieronymus *Freyerus* heraus.⁸ Die Tiefe der geistigen Beziehung *Szilágyis* zum Vertreter der vernünftigen Orthodoxie Samuel *Werenfels* (1657—1740) kam darin zum Ausdruck, daß er ein Gedicht zum Tode von *Werenfels* schrieb.⁹ Die Vorliebe der klassischen Sprachen und Literaturen, die bei vielen führenden Persönlichkeiten der Schweizer Aufklärung zu beobachten ist, spielte also im Leben und Wirken *Szilágyis* eine wichtige Rolle.

Wie seine Beziehungen zu den Vertretern der Schweizer Aufklärung zustande kamen, ist zur Zeit aus Mangel an Angaben nicht bekannt. Mit Recht kann man an die Vermittlung von Jakob Christoph *Beck* in Basel denken, der vom Jahre 1737 bis 1763 im Briefwechsel mit *Breitinger* stand. Auch der Professor des Griechischen und der Ethik in Bern, Georg *Altmann*, könnte als Vermittler in Frage kommen, der um diese Zeit einige Jahre die Zeitschrift „Tempe Helvetica“ mit *Breitinger* zusammen redigierte.

Daß die Beziehungen *Szilágyis* zu *Breitinger* bestanden und innig waren, beweist der unten stehende Brief *Breitingers*, den er an *Szilágyi* wegen des Unterrichts der Logik an der Hochschule in Debrecen schrieb. Der Brief

ist voll von Äußerungen der Freundschaft. Schon in den ersten Zeilen beblückwünscht *Breitinger* seinen ungarischen Freund anlässlich seiner Ernennung zum Professor der griechischen Sprache. Daß er die Ernennung zum Professor der griechischen Sprache betont, ist damit zu erklären, daß *Breitinger* selbst als Professor den Lehrstuhl der griechischen Sprache an der Karlschule inne hatte.

Andererseits war *Szilágyi* noch Professor für Philosophie, welche Wissenschaft damals auch die Physik umfaßte. Die Bemerkung *Breitingers*, indem er die Einführung des physikalischen Lehrbuchs des holländischen Professors P. *Moeschenbroeck* würdigt, war aus diesem Grunde am Platze. Mit der Philosophie hing der Unterricht der Logik zusammen, dessen Problem im Brief besprochen wurde. *Szilágyi* wollte die Logik *Breitingers* als Lehrbuch in Debrecen einführen.

Es ist merkwürdig, was *Breitinger* über die Entstehung seines Buches „*Logica, sive Ars cogitandi* . . .“ mitteilte. Das Werk erblickte vor sechs Jahren (1736) unter besonderen Umständen das Tageslicht. *Breitinger* wußte, daß viele Behauptungen und Sätze der alten Logik während der Entwicklung, man kann wohl sagen, infolge des Vordringens des aufklärischen Denkens veralteten. Deshalb war die Erneuerung des Unterrichts der Logik für die Jugend notwendig. Und der Prozeß war noch immer nicht abgeschlossen. Der weitere Fortschritt des menschlichen Denkens erforderte weitere Verwandlungen, die möglichst bald vorgenommen werden mußten. Das war der Grund, warum *Breitinger* seinen ungarischen Freund bat, seine Logik im Unterricht nicht unter seinem Namen einzuführen. Dabei verschwieg er aber nicht, daß sein Buch seinerzeit Erfolg hatte. Er löste damals die Logik von *M. F. Wendelin* (1584—1652) ab. *Breitinger* teilte noch seinem Freund mit, daß er sich entschlossen habe, eine neue Zusammenfassung der Disziplin zu schreiben. Er versprach auch, eine Kopie der Handschrift dieser Zusammenfassung noch vor der Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen.

Außerdem hatte *Breitinger* eine Bitte an *Szilágyi*. Er hatte hundert Exemplare der griechischen Bibel in der Zürcher Ausgabe, die er in Debrecen mit Hilfe von *Szilágyi* verkaufen wollte. Er stellte auch die Weise dar, wie er sich die Abwicklung der Zusendung vorstellte. Leider sind die Einzelheiten dieser Angelegenheit unbekannt. So viel ist aber sicher, daß die Logik *Breitingers* 1742 in der Debrecener Buchdruckerei in 1050 Exemplaren gedruckt wurde.¹⁰

Breitinger wirkte also an der Erneuerung des Unterrichts der Logik in dem Kollegium von Debrecen tätig mit. Außerdem erwarb er sich Verdienste durch die Herausgabe der Trauerrede *Szilágyis* über *Maróthi* im „Museum Helveticum“, wodurch er die Aufmerksamkeit der Gelehrten in Europa auf das Wirken *Maróthis* in der kleinen Provinzstadt Debrecen lenkte.

3. István Hatvani (1776—1188)

Obwohl István *Hatvani* ein Jahr älter als *Szilágyi* war, begann er seine Studien an der Hochschule in Debrecen im Alter von 23 Jahren, so konnte er erst 1746 in seinem 28. Lebensjahr an eine Reise ins Ausland denken. Nach einer ziemlich langen Reise, die vier Wochen dauerte, kam er am 10. Mai 1746 in Basel an, wo er am 13. Mai immatrikuliert wurde. Sein Aufenthalt in Basel wurde von *Szilágyi* vorbereitet, der bereits im Dezember 1745 einen Empfehlungsbrief an Jakob Christoph *Beck* sandte.¹¹

In den Jahren 1746—1747 widmete er sich den theologischen Studien, nach deren Abschluß er am 17. Juni 1747 Doktor der Theologie wurde. Jedoch beendete er die Studien noch nicht. In den nachfolgenden Jahren nahm er auch das Medizinstudium auf. Im April 1748, in seinem 30. Lebensjahr, wurde er zum Doktor der Medizin promoviert. Anschließend beschäftigte er sich eine Zeit mit mathematischen Studien bei den *Bernoullis*. Da er sich während seiner Studien in the Basel in außerordentlichem Maße auszeichnete, bemühten sich seine Professoren, ihm eine Anstellung an der Universität Basel oder an einer ausländischen Universität zu sichern. Die Bestrebung scheiterte aber, weil *Hatvani* fest entschlossen war, lieber seinem armen Vaterland zu dienen. Er kehrte nach einem kurzen, aber lehrreichen Aufenthalt an holländischen Universitäten nach Debrecen zurück, wo er am 17. Januar 1749 den Lehrstuhl der Philosophie übernahm

Hatvani wirkte während der Zeit 1749—1786 als Professor an der Hochschule in Debrecen. Er war dabei als Arzt in Debrecen tätig und gründete ein Spital für die Studenten und Schüler des Kollegiums. Seine Vorlesungen, die er mit naturwissenschaftlichen Experimenten verband, waren sehr besucht und trugen ihm den Ruf eines Schwarzkünstlers ein. Seine Versuche waren besonders auf dem Gebiete der Elektrizität berühmt. — Auch die Erforschung des Wassers der Thermalbäder in der Umgebung von Nagyvárad (Großwardein) stand mit seinem Namen im Zusammenhang. — Er war auch auf dem Gebiet der Mathematik tätig. In seiner Antrittsrede wurde die Nützlichkeit der Mathematik in der Theologie und der Physik behandelt.¹² Der Titel der Studie erinnert an die Antrittsrede des Zürcher *Scheuchzer* und an einen Aufsatz von Johann *Gessner*, die beide als naturwissenschaftliche Forscher guten Rufes im aufgeklärten Zürich des 18. Jahrhunderts galten. *Hatvani* verband die theoretische Seite der Naturwissenschaften, besonders die Lehren der Mathematik mit den praktischen Anforderungen des Lebens. Er vermittelte seinen Schülern u.a. geodetische Kenntnisse, die besonders zur Zeit der wirtschaftlichen Reformen *Josefs* II. sehr notwendig und nützlich waren.¹³

Wie er mit den Leitern der Zürcher Aufklärung in Berührung kam, berichtete er in seinem lateinischen Tagebuch, das mit dem Jahr 1757 endet. Aus dem Tagebuch ist uns bekannt, daß er etwa um die Mitte des Monats April

1748 eine Woche in Zürich verbrachte, wobei er Johann Jakob *Breitinger* aufsuchte, der ihn mit Johann Jakob *Zimmermann* bekannt machte. Er hatte auch Gelegenheit, *Gessner* und *Hagenbuch* sowie andere Vertreter der Zürcher Aufklärung kennenzulernen. Die Verbindung *Hatvanis* zu J. J. *Zimmermann* bestand auch weiterhin, da sie manchmal Briefe wechselten. *Hatvani* schickte seine Arbeiten an *Zimmermann*, auf dessen Kritik er sehr neugierig war. So haben wir Kenntnis davon, daß er 1754 *Zimmermann* die Handschrift seines Aufsatzes „De Philosophiae Utilitate in Theologia et de Praejudiciis illis, quibus impediti Theologi studiosi eam magno suo malo negligunt“ übersandte.¹⁴

An der Bekanntschaft *Hatvanis* mit *Breitinger* wirkte wahrscheinlich Jakob Christoph *Beck* aus Basel mit, der sich so sehr um die ungarischen Studenten kümmerte. Der erste Brief *Hatvanis* an *Breitinger* hängt mit der Veröffentlichung der Trauerrede *Szilágyis* über *Maróthi* im „Museum Helveticum“ zusammen. Noch während seines Aufenthaltes in Basel, am 2. Mai 1746 wandte er sich an *Breitinger*, den Redakteur der Zeitschrift „Museum Helveticum“. Er bedankte sich für die Mitteilung der Trauerrede *Szilágyis* und seines eigenen Gedichtes über *Maróthi*, das er etwas eilig geschrieben hatte. Später bemerkte er einige Fehler in der Handschrift. Ein Fehler wurde vom ungarischen Studenten István Szoboszlai verbessert, aber die Verbesserung eines anderen Fehlers versäumte er. Da bat *Hatvani* den Redakteur, die Verbesserung durchzuführen.

Im zweiten Brief *Hatvanis*, der am 6. Dezember 1748 aus Basel geschrieben wurde, handelte es sich um die Veröffentlichung seiner Arbeit „Animadversiones theologico-criticae“, die er zum Abschluß seiner theologischen Studien im vorhergehenden Jahr verfaßt hatte. Die Bescheidenheit, mit der *Hatvani* seine Bitte darlegte, ist beachtenswert. In der Schlußformel nannte er *Breitinger* „die Zierde der Kirche und den Schmuck der „Republik“ der Dichter sowie einen Gewinn der ungarischen Jugend“. Die Bitte *Hatvanis* wurde allerdings erfüllt, die Arbeit erschien im nächsten Jahr im „Museum Helveticum“.

Im März 1748 sandte *Hatvani* dem Schweizer Freund *Breitinger* wieder einen Brief, in dem er sich für die ihm zugeschickten Exemplare des „Museum Helveticum“ bedankte. Außerdem erwähnte er wieder die Verbesserung seiner Arbeit. Besonders interessant sind die Teile des Briefes, in denen er über seine Beziehungen zu der Familie *Bernoulli* berichtete. Er sandte *Breitinger* die Trauerrede über den großen Johannes *Bernoulli* I. im Einverständnis mit seinen Söhnen Daniel *Bernoulli* und Johann *Bernoulli* II. gleichzeitig zu. Dieselbe wurde auch den Verehrern und Freunden in Paris und Berlin übersandt. *Hatvani* erzählte noch, daß *Beck* vor einigen Jahren den alten *Bernoulli* veranlaßt hatte, Aufzeichnungen über sein Leben und Wirken zu machen, die dann dem Professor für Geschichte in Basel Johann Heinrich *Brucker* weitergeleitet wurde. *Brucker* veröffentlichte die zusammengestellte Biographie in

seiner „Pinacotheca scriptorum nostra aetate litteris illustrium“ mit dem Porträt von Johannes *Bernoulli* I. Aus diesen zwei Quellen wäre leicht eine Lebensbeschreibung des großen Mathematikers zu geben.

Um die Mitte des Jahrhunderts verstärkte sich der Pietismus in der Schweiz, der Aufstieg stand mit den Besuchen der deutschen Leiter der pietistischen Bewegung in der Schweiz im Zusammenhang. Da solche Besuche hie und da separatistische Bewegungen in Gang setzten, wurde ein solcher Besuch des Grafen *Zinzendorf* in Basel vom Rat untersagt. Der Mitteilung *Hatvanis* im Briefe lag die Auskunft zugrunde, die er von *Beck* erhielt.

Hatvani übersandte noch eine Jugendarbeit „Commentatio De Jure Summorum Imperantium in Conscientiam et Religionem Civium. . .“, in der er die Behauptungen von Ludwig Anton *Muratorius* auseinandersetzte, mit der Absicht, sie in Zürich beim Verleger Johannes *Heidegger* drucken zu lassen.

Die Verbindung *Hatvanis* mit den aufgeklärten Geistern in Zürich wurde nach der Rückkehr nach Debrecen nicht abgebrochen. Nach dem bisherigen Stand der Forschung sind zwei Briefe *Hatvanis* aus Debrecen an *Breitinger* bekannt, die hier zum ersten Mal veröffentlicht werden. Der erste Brief ist vom 19. Oktober 1749 datiert, aus dem man erfährt, welche tiefe Eindrücke sein Besuch in Zürich im Frühling 1748 in ihm hinterließ. Da er den Brief durch einen Boten, bzw. einen Studenten, der gerade nach Zürich fuhr, an *Breitinger* schickte, hielt er es nicht für notwendig, über die Ereignisse in Debrecen zu berichten. Er beklagte sich über das Verfahren *Heideggers*, den Druck seiner „Commentatio De Jure. . .“ noch immer versäumt zu haben. Er bat *Breitinger* höflich, den Verleger dazu zu veranlassen. Wahrscheinlich half die Intervention *Breitingers* nicht, denn das Werk *Hatvanis* wurde schließlich und endlich durch die Vermittlung *Becks* vom Buchdrucker Johann Rudolf *Im-Hof* (1698—1778) in Basel herausgegeben. Er schloß den Brief mit Grüßen an die hervorragenden Persönlichkeiten der Zürcher Aufklärung *Zimmermann*, *Hagenbuch* und *Gessner*.

Der bisher bekannte letzte Brief *Hatvanis* aus Debrecen vom 27. Juli 1750 wurde wieder von einem ungarischen Studenten nach Zürich überbracht, der aber nicht aus Debrecen, sondern aus Siebenbürgen stammte. Diese Gelegenheit benutzte *Hatvani* dazu, die Handschrift seiner Antrittsrede an *Breitinger* zu schicken. Die Antrittsrede, die *Hatvani* am 17. Januar 1749 hielt, wurde wirklich von *Breitinger* im „Museum Helveticum“ mitgeteilt.

III.

Wie die Dokumente zeigen, bestand eine fruchtbringende Verbindung Debrecens mit dem Leiter der Schweizer Aufklärung Johann Jakob *Breitinger*. Diese Verbindung war besonders für die Debrecener vorteilhaft, weil sie — wie

besonders das Beispiel *Hatvanis* beweist — die Möglichkeit der Veröffentlichung der Werke der Debrecener Hochschulprofessoren sicherten, abgesehen von den wertvollen Anregungen, die sie von den aufgeklärten Geistern der Schweiz, besonders von Zürich erhielten. — Daß die Einführung der Logik *Breitingers* für die Studenten der Hochschule in Debrecen nützlich war, geht aus dem Geist der Erziehung an der Hochschule hervor, die immer mehr durch die Ideen der Aufklärung beseelt wurde.

1. Brief

Maróthi an Hagenbuch¹⁵

Debrecen, den 14. Aug. 1738

Epistolae omnes Vir Clarissime aut de rebus majoris momenti publicis vel privatis scribuntur, aut benevolentiae tantum et observantiae amorisque contestandi caussa. Mihi autem de negotiis publicis belli aut pacis, quae fere solent a curiosis hominibus avidius expeti, scribere neque lubet, utpote enim sciam ista omnia limpida ad vos sincerosaque perferri, neque omnino licet, sive quia periculosae plenum est opus alea, sive quia nimia festinatio ornatissimi hujus Juvenis, per quem istas litteras accipies, spatium mihi ad scribendam non reliquit.¹⁶ Si quid autem est ejus generis quod ad me pertineat, quodque cognosti a te mereatur, si tamen aliquid est, ea omnia copiose tibi poterit sic ipse Vir Praestantissimus enarrare, utpote cui nihil rerum mearum latet. Reliquum igitur est, ut meam tibi observantiam amoremque summum erga te meum declarem; quod me praecipue ad scribendum impulit, quodque meum in te studium spero te et aequi bonique consulturum, et non difficile crediturum etiamsi nec re ipsa id comprobare possim, nec multis verbis aut magna adseveratione confirmem. Statueram hac aestate Transsilvaniam perlustrare,¹⁷ quod si fecissem, fortasse occasionem fuissem habiturus aliquot vetera marmora describere quod ego memini te a me ut facerem petiisse; verum ab isto consilio cum multa alia tum praecipue turbulentissimis rerum in ista regione status me deterruit, remque istam totam in aliud tempus rejicere coegit.¹⁸ Ceterum ne nimis multa tibi promittam, praedicendum mihi est mature, etiamsi id futurum est, tamen me vereri ne desiderio tuo possim non satisfacere; neque enim is est rerum mearum status ut me diu domo abesse patiatur. Si quid tamen prostare potes spondeo tibi, me promissis non defuturum. Decreveram et Celeb. Breitingero scribere, sed cum nihil omnino habeam dignum scribi, sufficiat quaeso mihi per te nisi molestum est plurimam ei salutem dicere, eumque de mea in eum summa observantia certiolem facere. Deus O. M. vos omnes servet bonis litteris. Vale.

D. Debrecini a. d. XVIII. Kal. Sept. MDCCXXXVIII. Hunc Juvenem Optimum majorem in modum tibi commendo.

Maróthi gibt im Briefe seiner Hochschätzung an Hagenbuch Ausdruck, als der Senior der Debrecener Hochschule János Bátorkeszi nach Zürich fährt. Er entschuldigt sich, daß er bisher versäumte, die Beschreibung alter Inschriften aus Siebenbürgen zu schicken. Seine Reise nach Siebenbürgen mußte wegen der Unruhen dort verschoben werden. Er bittet Hagenbuch, seine Grüße an Breitinger weiterzuleiten, dem er auch schreiben wollte. In der Nachschrift macht er Hagenbuch auf den jungen Studenten aufmerksam.

2. Brief

Breitinger an Samuel Szilágyi

Zürich, den 22. Oktober 1742

Viro Clarissimo atque Literatissimo SAMUELI SZILÁGYI, in Illusztr. Gymnasio Debrecinensi Professori noviter designato dignissimo¹⁹

S. P. D.

Joannes Jacobus Breitingerus. Tigur.

Recte et opportune mihi redditae sunt plenae Humanitatis et Officii Litterae Tuae, quas praecipite superiore mense Septembri ad me dare voluisti: et quibus in primis jucundum fuit cognoscere, Te ab Ampliss. Academiae vestrae Curatoribus Philosophiae et Graecae Linguae Professioni admotum id unum nunc omni studio agere, qua ratione isthcc gravissimorum Virorum de Te Judicium atque Beneficium illustrare possis; quanquam Ii, quibus istud Beneficium acceptum refers, in Te ornando, non tam Tibi, quam per Te Scholae ac Litteris maximum Beneficium praestitisse censendi sint. Et profecto dici non potest, quantum boni omnes, qui Te norunt, hunc Tibi habitum honorem suffragio suo comprobent, et quantos exinde fructus, quantum Musis Panonicis commodum et incrementum ominari ausint. Deus modo O. M. haec omina firmet, Teque in publicum Academiae ac Litteratum commodum animo et corpore valentem diu superesse velit! Cetera abunde habes, quibus splendidissimum Munus exornare, atque summam omnium de Te expectationem, quae Tibi gravis adversaria constituta est, vincere possis. In his non postremum est, quod Te magnopere commendat, bona mens, quam in exquirendis optimis quibusque publicae Institutionis subsidiis ostendis; est enim prudentis et beneconsulentis viri, optima quaeque ad imitandum sibi proponere. Et laudo quidem magnopere — Judicium Tuum in seligendis Muschenbroeckii Physices elementis;²⁰ In eo vero, quod Libello meo, qui Artis cogitandi principia vendibat,²¹ tantum tribuis, ut eum omnibus aliis in hoc genere Compendiis longe praeferas, oppido Judicium Tuum vehementer desidero; in quo tamen plus gratiae,

quam veritati dedisse mihi videris. Et certe longe aliter sentire, si quidem Tibi compertum esset, quam in fausto sidere ante hos sex annos in lucem fuerit editus: etenim non tam ex meo sensu, quam ad aliorum arbitrium, quos pudet.

Quae pueri didicerunt, senes perdenda fateri, maximam partem confectus est; quamvis enim hinc inde nonnulla — adpersa sint, quae sanicris Philosophiae gustum resipiunt; ea tamen cum reliquo systematis corpore tam male coeunt, quasi quum — usu detrita vesti late qui splendeat unus et alter assuitur pannus. Tantum abest, ut informem hunc Foetum, more illorum, qui nisi quod faciunt ipsi nil rectum putant, probaverim unquam, ut nunquam non indigne tulerim, illum ab aliis, quibus nasus non deest, prater meritum precbari ac commendari; quod a Clarissimo apud Basileenses Professores *Christoph Beckio*,²² qui per aliquot iam annos hoc privatae Institutionis subsidio utitur, ita ambitiose factum est, ut famae meae plus obfuisse quam profuisse mihi quidem videatur. Si quid boni habet iste meus libellus, habet nonnisi Comparatus cum pristina, quae apud nos longo usu invaluerat, docendi ratione, in qua *Wendelinum* ducem sequi placuit.²³ Quare nihil mihi gratius accidere potuisset, quam quod superiores sextili mense a Typographo,²⁴ qui huius libelli editionem suis sumtibus curaverat, accepi, eam totam divenditis omnibus prope exemplaribus esse distractam. Ut igitur huius Libelli memoriam omnem penitus abolerem, ne nomini meo, quod praefert, apud ignaros rerum nostrarum deinceps officeret, statui novum aliquod Compendium meo filo-contextum parare, quod studiosis adolescentibus in manus traderem. — Pudet enim in tanta Philosophiae luce nos prope solos delirare aut certe ex parte tantum sapere. Hoc itaque Compendium, in quo concinnando adhuc desudo, et quod mole alterum illud non superabit, sed copia rerum ac ordine docendi; brevi, ut spero, ad umbilicum perducere licebit: hujus Tibi, si quidem ita placuerit, copiam facere, vel antequam apud nos typis exscribaturum, nullus dubito: atque etiam paratus sum scriptum — isthoc vel per partes ad Te transmittere, quamprimum me edocueris, qua via id commodissime fieri velis; concessa etiam potestate, ut illo tuo jure utaris, atque eum in usu tuos convertas. Quod si vero ea sit rerum vestrarum ratio, ut non integrum Tibi sit in hac optione iudicium Tuum sequi, aut omnia protinus ita novare, ut horum temporum conditio et disciplinarum incrementa postulare videntur; habes hic ingenuam confessionem, quam parum magnifice de priore isto meo libello sentiam, quem si tamen rebus Tuis magis idoneum aut accomodatam censes, per me quidem licet isto in rem Tuam et ut commodum videbitur uti: si modo in Libelli titulo nomen meum expungatur, et in Praefatione, quae pro arbitrio refingi potest, diserte exponatur, quod nam meum sit de hoc systemate Iudicium. Haec ad Litteras Tuas. Quod restat Tuum aliquod vicissim officium requiro, et quidem eiusmodi officium, quod citra molestiam praestare poteris, quum non alias tuas partes esse velim nisi commendationis. Prostant apud me centum plus minus Exempla Bibliorum Graecorum ex versione LXX = Interpretum, editio-

nis Tigurinae, quam Quartem maiorem vocant IV. Voluminibus.²⁵ Hunc Librum velim Tuis, quibus graecas Litteras tradis, de meliore nota commendes; et si spes quaedam affulgeat fore, ut exempla quaedam divendi possint, velim mihi prospicias de bonae Fidei homine, cui hoc negotium tradi posset: Vel si quis esset apud vos Bibliopola, qui numerate pecunia XII. Exempla sibi comparare vellet, ea Viennam meis sumtibus transmissa XXIV. Ducatis Hungaricis, aut XCVI. Florenis concederem. Vale Vir Clarissime et me, ut amas, ama. Venerandis Celeberrimis Collegis Tuis ex me salutem cum folnore reddes. Tiguri Helvetiorum ad d. XXII. Octobris MDCCXLII.

Breitinger überbringt seine Glückwünsche an Sámuel Szilágyi, der seit dem Frühling des Jahres 1742 als Professor der Philosophie und der griechischen Sprache an der Hochschule von Debrecen tätig war. Er ist überzeugt, daß Szilágyi über den nötigen „guten Verstand“ verfügt. Mit dem Entschluß Szilágyis, das Buch „Elementa Physicae. . .“ P. Muschenbroeks als Lehrbuch ausgewählt zu haben, ist er einverstanden. Als Zeichen der Freundschaft bewertet er die Absicht Szilágyis, seine „Logica, sive Artis cogitandi principia. . .“ als Lehrbuch der Logik an der Hochschule von Debrecen einzuführen. Er schildert die Umstände, unter denen das Werk vor sechs Jahren zustande kam. Jetzt ist er mit dem Buch nicht mehr zufrieden. Sein einziger Wert bestehe in seiner Neuheit. Jetzt wolle er eine neue Zusammenfassung bringen. Wenn aber Szilágyi daran festhält, das alte Buch zu verwenden, soll er den Namen Breitingers verschweigen.

Breitinger hat auch eine Bitte an Szilágyi, er sollte seinen Schülern eine griechische Bibelübersetzung von ihm zum Kauf anbieten. Er teilt die Form, den Preis der Übersetzung mit.

3. Brief

István Hatvani an Breitinger

Basel, den 2. Sept. 1746

Viro Celebb. J. Breitingero St. Hathvany S. P. D.

Quod ego, homo plane novus et usque quaque obscurus,²⁶ Te litteris meis convenire audeam, laboresque Tuos interpellem; hoc quicquid molestiae est, humanitati Tuae acceptum ferre debes. Cum enim Patriam nostram, novis identidem ornamentis cumulatam is, nova toties pietatis in Te officia imponi, nisi palam atque publice profiteamur ingrati omnino, ne dicam impii fuimus necesse est. Proximis his etiam superioribus diebus id cumulate nobis et orbi erudito ostendistis, qua cura adflictae nostrae Patriae qua tangaris, cum Marothium nostrum,²⁷ in tam publicum sepulcrum, ubi multorum oculis, legi posset condidisti.²⁸ Non deerunt credo ego bene multi qui pro hac praestita Tua opera, Tibi gratias agant. Ut tamen primus, hoc in Te officium testarer et

vicinitas loci et pietas mea in manes Marothii exigebant. Tu quidem sublimius extulisti caput, quam ut a tenuibus, in Te aliquid proficisci possit; nunquam tamen commitemus, quin ea omnia, quae a nostri ordinis hominibus in Viros Excellentes proficisci possunt, in Te conferamus; nomenque Tuum, si non illustrare queamus, cum illud iam in ea luce collocasti, saltem venerari, et de eo aliis loqui ad nos pertinere existimemus. Quod autem et carminum meorum centonem quem ego orationi adiungebam, qualem purastis, qui reliquae purpurae adsueretur; eas quas mens concipere potest grates vobis ago. Quantum cunque id est muneris, id me potius scribere iussit amor quam certa ratio; illa enim non meditata in septiduum, nedum per septem annos, ut ille iubet fuere. Amicis imperantibus et extorquentibus illa die precedenti, quam dimitterem effudi. Atque cum postea animadverterem duobus in locis, vitium in eos versus irrepsisse, quae meos oculos tum, cum illos dimitterem fugiebant, D. Szoboszlai,²⁹ qui apud vos moratur, amice rogabam, ut ea corrigeret, fecit id uno in loco; uti video. Sed alterum neglexit, qui tamen, tribus et quod excedit hebdomadibus ad me rescripsit, se ea loca ut iubebam emendasse qua et humanitate Te Vir Celeb. rogo, quod si adhuc fieri possit saltem ad finem Tomi I. intermenda typographica referatur, id quod in postremo carmine vitium relictum est. Pars animae Martis *melior* hisce latet, loco *melior* scribatur *nobilis*, ut D. Szoboszlai monueram. Id autem per videre non possum, an consilio, vel errore tyothetae factum est, quod in versu *Jam procul Hungaricis* imprimeretur *Pannon oris*, cum ego scribebam *Pannon in oris*. quod exemplum ipsum monstrare poterit. Ceterum Vir Clarissime, cum te rogo ut haec aegri bonique consulas, veniamque audaciae meae des; me Tui Celeb. nominis cultorem perpetuum fore polliceor. Vale. Dabam Basilae. 2a Septembris Ao 1746^{to}

Hatvani wendet sich als junger unbekannter ungarischer Student aus Basel an Breitinger. Zunächst würdigt er das Verdienst Breitingers, als Redakteur der Zeitschrift die Trauerrede Sámuel Szilágyis über den vorzüglichen und jung verstorbenen Professor der Debrecener Hochschule György Maróthi im „Museum Helveticum“ mitgeteilt zu haben. Er selbst habe ein Gedicht anlässlich des Todes Maróthis verfaßt, in dem er nachher einige Fehler entdeckt habe. Er bittet Breitinger, die Fehler, deren einer von einem ungarischen Studenten namens Szoboszlai verbessert wurde, im Verzeichnis der Druckfehler angeben zu wollen.

4. Brief

István Hatvani an Breitinger

Basel, den 6. Dez. 1741

Viro Celeberrimo Domino J. Jacob. Breitingero Lingv. Graec. Prof. P. Stephanus Hathuanus S. P. D.

Quoties humanissimae illius invitationis Vestrae, animum meum subit recordatio, idque simul in memoriam redigo, quam diversum, a mea ipsius. Sententia, Animadversiones hae steriles expertae sunt iudicium;³⁰ Vestram ne in hoc negotio, quod me nihil tale meritum publicas compellere dignati fuistis humanitatem admirer; an vero grave illud, quod ex tam immaturo labore in Auctorem redundare poterit malum metuere vehementius debeam; incertus prorsus haereo. Quam male ego ipse oculis meis credam: id et publice testaber, sed et amici quorum familiaritate utor norunt omnes. Equidem cum de voluntate Tua Cl. Beckius certiosem me faceret, quem admodum iudicium Tuum magni ut decet feci: ita me ipsum, multis constrictum esse difficultatibus sentiebam. Enimvero non obscure id pervidi, quodsi collectioni isti eruditae,³¹ quam Vos adorantis, tenues hi conatus hominis peregrini inserantur: non defuturos, quorum alii cachinnis, alii etiam convitiis, ea quae meditabar excipiant. Intra privatos parietes, licebat mihi bene esse disertum; et procul a foro remoto, lites metuendae non erant. Atque paene iam mecum constitueram, nihil omnino commentationum velle mittere, et locum in Museo vestro Animadversionibus his destinatum deprecari. Sed talia cogitantem Tua cum primis auctoritas Vestraque honorificentissima invitatio publica, et amicorum petitiones, a sententia priore deducebant.

Accipe igitur Vir. Cl. ea qua soles humanitate, has quas me vobis mittere voluisti Animadversiones. Quantum per labores, (quibus tamen sum paene obrutus) licebat, typhothetarum sphalmata, hic emendavi, et quasdam theses novis accessionibus locupletavi: praeterea nonnullas in Eustinum Athenagoram et Tatianum observationes addidi.³² Neque tamen omnia ea, quae in istos Scriptores adnotavi, mittere animus erat; ne humanitate vestra abuterer. Ceterum de his etiam, quas ad Te mitto observationibus, ita habe: mihi tum demum has probatum iri, si vestrum calculum meruerint. Nunc vestrum id erit definire, an haec etiam luce publica digna, vel nocte perenni tegenda esse iudicabis. Si quid autem in his non satis emaculatum, nec ita uti addecet politum reperies inter multa negotia haec enata esse cogites oportet. Enimvero cum nunc paullulum ab huius generis studiis animum ad alia persequenda abduxi, vix aliquid otii ad haec colligenda supererit. Priores enim quas collegeram observationes, supma mea negligentia, omnes ad unum interciderunt: neque enim tanti illas aestimavi, ut ni Seximia recorderem. Hinc novus mihi subeundus erat labor: ut verbis meis fidem facerem.

Quod autem hoc me honore ornare dignati estis ut etiam publice de voluntate vestra compellaretis: gratias eas, quas mens concipere potest, non solum ago; sed etiam quantum in me erit, olim referre conabor. Servet Vos Deus O. M. V. Cl. in Ecclesiae ornamentum, Reip. litterariae Decus, ac etiam iuventutis nostrae Hungariae emolumentum: ut Vestra opera ac consiliis, Ecclesiis nostris afflictis, idonei Pastores ac Doctores formari, ac mitti possint. Vale. Dabam e Museo meo Basileae Prid. Nonar. December. A. P. C. N. MDCCXXXVII P. S. Nisi Tibi id molestum accidat V. Cl. cura ut in nomine meo exprimendo, Typographus V adhibeat non autem U, uti super fecerat. Denique quodsi haec folia, digna prelo indicabit; pergratum id mihi erit, si aliquot exemplaria mittes, quae amicis duobus vel tribus in Patriam mittere possim.

Im Brief wird die Veröffentlichung des Werkes „Animadversiones theologico-criticae. . .“ Hatvanis in der Zeitschrift „Museum Helveticum“ behandelt. Mit der gebührenden Bescheidenheit des Anfängers wird von Hatvani festgestellt, daß sein Name nicht würdig sei, im vorzüglichen Kreis so gebildeter Leute erwähnt zu werden. Außerdem war er nicht imstande, mehr Zeit und Arbeit zur Vervollkommung des Werkes anzuwenden. Doch übersendet er seinen Aufsatz Breitinger zur Beurteilung In den letzten Zeilen wird ausgedrückt, wie hoch er das Wirken Breitingers schätzte. In der Nachschrift bittet er ihn um gewisse technische Anweisungen, die den Druck betreffen und um einige Exemplare der Arbeit.

5. Brief

István Hatvani an Breitinger

Basel, den 23. [?] März 1748

Viro Celeberrimo ac pl. Venerando Jo. Jacobo Breitingero Lingv. Graec. Prof. et Canonico Stephanus Hathuanus. S. P. D.

Tardius paullulum quam optassem TIBI V[ir] Cl. respondeo. Quid me interea impediverit: ex hoc sterili munusculo Academico, quem TIBI mitto non difficulter perscipies. Exempla quae mihi ex M. H. mittebas, rite accepi; quin et Freyio et Beckio ea quae voluisti tradidi: Non potuit non erudita illa Tua atque Te digna Commentatio Epistolica ad Quirinum Cardinalem multis nominibus nobis grata esse.³³ Non dubito amicissimum mihi virum Cl. Beckium, pluribus ad Te post paucos dies scripturum. Utinam tyopthetae, saltem Corrector impressionem Animadversionum illarum, diligentius accurassent.³⁴ Catalogum integrum errorum TIBI mitto; quem miraberis et dolebis. Ipse ego, nisi me memoria fallit in festinando duos erravi errores; nempe pag. 580. scripsi Esaj. XX: cum tamen debebam C. XXII, citare. et pag 603. § VII. linea 11. post τov scribere neglexi τov. Quam gravis autem error in § VII. irrep-

sit; ex adnexa hac *Dilucidatione* intellegis. Nun Te Vir Celeb. oro ac obrestor: ut pro Tua humanitate, velis id efficere, ut hoc schediasma Partic. IXna M. St. inseratur. Quantum autem id e re mea sit, lecta illa Appendicula facile videbis. Id si feceris habebis V. Cl. quo me ex obstructo; facias VOBIS longe devinctiorem. Atque nisi id TIBI grave erit, ultimam correctionem huius laciniae ipse inspicere digneris. Quam vellem tenues illas observationes meas, tales esse, quales pro TUA humanitate ipse illas iudivas.

Quod Bernoulli magni vitam adtinet,³⁵ mandato TUO tanto functus sum diligentius, quod in Mathematicis eius opera, ipse ego aliquam diu utebar quare utrosque eius filios, viros Excell. Danielem et Joan. ipse ego conveniebam et de voluntate vestra eos faci certiores.³⁶ Ni. Cl. Viri TUAM pro Patre eorum sollicitudinem, magni ut aequum est faciunt, et amplas TIBI agunt gratias. Nihil se amplius quam hanc laudationem funebrem, quam Tibi mitto, habere responderunt. Nec Parisinis et Berolensibus, hoc officium ab iis postulantibus aliud, nisi hujusmodi exemplar tranmittebant. Cl. Beckius mihi narrabat, se paucos ante annos, senem Bernoullium ad id permovisse, ut ipse manu sua vitam scriptis eo consignaret. Fecit id magnus ille vir candide atque in schedia coniecit quae Celeb. Bruckero Augustano Beckius noster transmisit;³⁷ qui ex iis deinde narrationem vitae eius in Pinacotheca sua concinnavit.³⁸ Nosti opus illud Latine et Germanice ab eo edi et continuari. Quare ex his duobus subsidiis integra vitae eius historia texi poterit.³⁹

Quod autem de caussa Zinzendorfiana scribis,⁴⁰ nihil tale apud nos proximis his diebus gestum est: praeterquam quod ante quatuor et quod excurrit annos, ut Cl. Beckius ait, Erroribus istis Zinzendorfianis, in ditione Basiliensi morari publico edicto Magistratus interdictum est.

Tandem mitto ad manus TUAS Vir Celeb Commentationem meam, de Jure principium in Conscientiam et Religionem Civium;⁴¹ de qua Cl. Beckium aliquando scripsisse nemini. Dn. Heideggerus⁴² nuper ad me scribebat, ut Mssc. ad eum mitterem; id nunc facio lubens. Pro TUA humanitate ac in me singulari favore et gratia, non dubito, quin libellum ei commendes, atque ut illum emendatum edat moneas ac horteris. Sunt haec tentamina mea juvenilia: Sed quibus, etiam pro tenuitate mea Ecclesiae, Dei utilis esse volui. Quodsi intelligam hos qualescumque conatus meos, Viris piis et doctis non displicuisse: ad maiora tentanda id mihi stimulum addet. Vale Vir Celeb. et me gratia ac favore TUO amplius quoque dignare. Scribebam Basileae a. d. VIII. Apr. MDCCXLVIII.

Ignosces V. Cl. calamo admodum festinanti quem dies crastinus currere iubebat. Alterum exemplum Dissertationis⁴³ D. Sarai Hungaro⁴⁴ mittere digneris.

Hatvani übersendet Breitinger eine kleine Überraschung und dankt für die Nummern der Zeitschrift „Museum Helveticum“ und für das Werk Breitingers. Auf Wunsch Breitingers leitete er einige an Beck und Frey weiter.

In der Handschrift der „Animadversiones. .“ blieben einige Fehler unverbessert. Darum bittet er den Redakteur, die aufgezählten Verbesserungen durchzuführen. Er sendet ihm noch die Trauerrede zu, die für den großen Bernoulli gehalten wurde. Außerdem macht er ihn auf die Lebensbeschreibung Bernoullis aufmerksam, die in der Zeitschrift „Pinacotheca scriptorum. .“ Bruckers erschien.

In pietistischen Kreisen gibt es nichts Neues. Wie er von Beck weiß, wurde Zinzendorf vor etwa vier Jahren aus Basel gewiesen.

Schließlich schickt er eines seiner Jugendwerke „Commentatio De Jure Summorum Imperantium. . .“ Er hofft, daß Heidegger bald den Druck der Arbeit beginnen wird. Der Aufsatz gefiel den „frommen und gelehrten Männern“, denen er ihn zeigte.

6. Brief

István Hatvani an Breitinger

Debrecen, den 19. Okt. 1749

Plurimum Reverendo ac Celeberrimo Domino Joan. Jacobo Breitingero Lingv. Graec. Profess. Publ. et Canonico. Stephanus Hathuani. S. P. D.

Quoties mentem meam exigui illius temporis, quod partim apud aedes Tuas, partim in Bibliotheca Canoniorum uti vocant perlustranda ambo trans-egimus, dulcissima subit recordatio;⁴⁵ ingenti me totum perfundi voluptate diffiteri non possum. Sive enim eruditos illos quos mecum habuisti sermones, seu res de quibus inter nos institutum fuerat colloquium repetam; utraque sic me adficiunt, ut inter eos honores, qui mihi dum apud exteros versarer contigerunt, hunc quem Tu exhibuisti, non postremum censeam. Quanti igitur et TE faciam, et illa quae mecum amicissime communicasti quo loco habeam; en rei illius testes, has paucas lineas. Quid rerum apud nos geratur ab eo qui has Tibi reddet, cognoscere poteris, quare ea quae scribi nonnulla possent consulto praetereo. Quam vellem, nihil eum illarum rerum dicere posse, quibus TU merito adgemere poteris.

Sed haec nunc missa faciam: et ad ea quae ad me pertinent progrediar. Heideggerus vestrex bibliopola, quid de rebus meis velit prorsus ignoro.⁴⁶ Is quidem summa me iniuria adficiet, quodsi rem illam, quam se confecturum et mihi coram et litteris ad me scriptis pollicebatur, prorsus negliget. Nam ut id taceam, non parvo sumtu descriptionem illius opusculi mihi Basileae constituisse, quod TU ipse etiam vidisti;⁴⁷ etiam praeterea pulcherrima occasione illud edenti me privavit. Cum enim mein Belgium contuleram,⁴⁸ ibi typographum et bibliopolam ad id perficiendum, non difficulter reperissem. Quare etiam atque etiam TE rogo, ut Dnum Heideggerum, ad id quod sancte promiserat praestandum hortari digneris. Is autem si omne consilium edendi eius opusculi abie-

cit; forte Tibi non erit difficile, alterum apud vos reperire, qui libellum excudendum in se suscipiat. Pro ea enim qua apud Vestros polles auctoritate commendatione Tua facile id efficies, ut libellus ille lucem adspiciat. Nemo existimem operam suam in hoc Tibi denegabit. Ceterum hominis audaciae qui Te tam audacter compellat ignosces. Sed hoc quiquid est, humanitati ac testatae, Tuae in me amicitia adscribas velim. Hunc Juvenem vero prorsus egregium uti disciplinae Tuae, sic gratiae et benevolentiae singulariter commendo. Vale Vir Clariss et me imposterum quoque favore Tuo prosequi digneris Venerandum Zimmermannum Theologum vestrum⁴⁹ et Celebb. Viros Hagenbuchium⁵⁰ atque Gesnerum⁵¹ per Te humanissime saluto. Vale iterumque. Dabam ex Musaeo meo Debrecini in Hungaria a. d. XI. Kalend. Novemb. A. P. C. MDCCXLIX.

Hatvani erinnern sich gern an die Zeit, die er im Hause Breitingers und unter seinen Freunden in Zürich verbracht hatte. Die Gespräche, die er in Zürich geführt hätte, werde er nie vergessen. Über die Neuigkeiten in Debrecen könne ihm der junge Mann Aufschluß geben, der den Brief überbringt. Lieber gehe er auf die Angelegenheiten ein, die ihn betreffen. Vor allem sei er wegen des Verfahrens des Zürcher Verlegers Heidegger empört, der den Druck seines Werkes noch immer vernachlässigte. Darum bittet er Breitinger, ihn zur Arbeit aufzufordern. Wenn es anders nicht ginge, könne man vielleicht einen anderen Buchdrucker in Zürich finden, der den Druck seines Aufsatzes übernehme. In der Schlußformel grüßt er seine Zürcher Bekannten, die er durch Vermittlung Breitingers während seines Aufenthaltes in Zürich kennenlernte.

7. Brief

István Hatvani an Breitinger

Debrecen, den 27. Juli 1750.

Admodum Reverendo ac Clarissimo Domino Joan. Jacobo Breitingero. Linguae Graecae Prof. et ibidem Canonico. Stephanus Hathwani S. P. D.

Juvenis Praestantissimus qui has Tibi reddet, Nicolaus Bahtsi Transylvanus,⁵² cum his diebus me conveniret, et se in Urbem vestram, iter literarium meditari significaret: Cogitabam, nonne mihi aliquid ad manus esset, quod illi tradi, atque Tibi transmitti posset. Inter alia quae cistula mea brevis continet, en mitto Tibi V. Cl. orationem meam de Matheseos utilitate cum primis in Theologia.⁵³ Si Tibi tantum otii est, ut hanc perlegas, gratulabitur sibi vilis illa charta. Misissem aliud aliquid Te, et forte etiam me dignius, si tempus ad describendum suffecisset. Sed quia Dn. Baksai nimium festinabat; hanc etiam quam accipis orationem [unleserlich] plures describere debebant, ne illum ad Te vacuum dimitterem. Si modo illa Tibi se probet, satis hunc gravem ma-

num, in sinum referam. Hac re nihil aliud quaero, quam ut id tester quoties mihi occasio suppetit, quanti Te faciam, et amicitia tua quantopere delecter. Ipse quoque per eum festinare iubeor, alias Deo volente ad Te plura. Jam vale Vir Eruditissime et me ut amplius quoque amicitia Tua digneris rogo. Vener. Zimmermannum uti et Celeb. Hagenbuchium et Experientiss. Gesnerum per Te humanissime salutatos volo.⁵⁴ Dabam e Museo meo Debrecini in Hungaria a. d. IV. Kal. Augusti Anno P. C. N. MDCCL. P. S. Quodsi forte Museo vestro Orationem nostram inferretis: haberet Collegium nostrum quo sibi gratularetur.

Ein begabter junger Ungar aus Siebenbürgen Miklós Bahtsi oder Baktsai begibt sich gerade nach Zürich. Der Brief und die Beilage werden von ihm in die Schweiz mitgenommen. Hatvani übersendet Breitinger nämlich seine Antrittsrede über die Nützlichkeit der Mathematik, besonders in der Theologie. Wegen Kürze der Zeit konnte er nichts anderes mitgeben. Auch dieser Aufsatz wurde von mehreren Schülern abgeschrieben.

Der Schluß des Briefes enthält Äußerungen der Freundschaft und herzliche Grüße an die Freunde in Zürich, die mit Namen erwähnt werden.

Abkürzungen

- JÖCHER = *Jöchers* Allgemeines Gelehrten-Lexicon. Leipzig, 1750.
- LENGYEL—TÓTH I = *Lengyel Imre—Tóth Béla*: Maróthi György külföldi tanulmányútja (Die Studienreise von György Maróthi im Ausland). Adatok pályakezdséhez, könyvtára keletkezéséhez Jakob Christoph Beckel folytatott levelezéséből (Angaben über den Beginn seiner Laufbahn, die Entstehung seiner Bibliothek aus seinem Briefwechsel mit Jakob Christoph Beck). In: *Könyv és Könyvtár VIII*: 1. Debrecen, 1970.
- LENGYEL—TÓTH II = *Lengyel Imre—Tóth Béla*: Maróthi György nevelési törekvéseinek külföldi gyökerei (Die ausländischen Wurzeln der erzieherischen Bestrebungen von György Maróthi). Adatok Jakob Christoph Beckhez intézett leveleiből (Angaben aus seinen Briefen an Jakob Christoph Beck). In: *Könyv és Könyvtár IX*. Debrecen, 1971. S. 53—104. (Unter Druck).
- LÓSY—SCHMIDT = *Dr. Lósy—Schmidt Ede*: Hatvani István élete és művei (Das Leben und die Werke von István Hatvani). 1718—1786. I. Teil. Hatvani István élete és önéletrajza. Az ördögösségéről szárnyrakelt mondák. (Das Leben und die Autobiographie von István Hatvani. Die Sagen über seine

Zauberei). A Debreceni Tisza István Tudományos Társaság I. Osztályának Kiadványai. B. IV. Nr. 7. Debrecen, 1931.

STAEHELIN

= Ernst *Stahelin*: Die Korrespondenz des Basler Professors Jakob Christoph Beck. 1711—1785. Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel. B. XVIII. Basel, 1968.

Anmerkungen

- ¹ „Der große Rat der Stadt Genf sicherte 1731 jährlich einem ungarischen Studenten freien Unterhalt zu. Ähnliche Stiftungen für reformierte ungarische Studenten gab es in andern Schweizer Städten. Nach einem Verzeichnis von 1766 erhielten in Basel vier, in Zürich drei, in Bern vier, in Genf drei, in Schaffhausen zwei, in St. Gallen zwei protestantische Studenten aus Ungarn volle Verpflegung. Nicht selten erhielten die Studenten selbst das Reisegeld von den gastfreundlichen Schweizern.“ Dr. phil. Walter *Meyrat*: Die Unterstützung der Glaubensgenossen im Ausland durch die reformierten Orte der Schweiz im 17. und 18. Jahrhundert. Bern, 1941. S. 228.
- ² Ein Verzeichnis der in Basel studierenden ungarischen Studenten wurde von Frigyes *Verzár* zusammengestellt. Debreceni Szemle. 1931. V. S. 310—314.
- ³ Die Stationen der Studienreise *Maróthis* in der Schweiz wurden von seinem Schüler István *Hatvani* in einem lateinischen Distichon zusammengefaßt: „Ubera laeta dedit primum Tigurinus alumno, Tum Basilea diu, Berna fovetque sinu.“
- ⁴ S. *Lengyel-Tóth* I, S. 11—12.
- ⁵ Eine Zusammenfassung seines pädagogischen Wirkens wurde von Béla *Jausz* gegeben: *Maróthi György a magyar nevelésügy egyik jelentős úttörője* (Maróthi, ein bedeutender Bahnbrecher des ungarischen Erziehungswesens). Közlemény a KLTE Pedagógiai Intézetéből. 3. Debrecen, 1956. — *Derselbe Verfasser*: *Maróthi György életművének jelentősége* (Die Bedeutung des Lebenswerkes von György Maróthi), Dissertation zur Erlangung der Kandidatur. Handschriftensammlung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Nr. D 1511. — S. noch neuerdings: *Lengyel-Tóth* I und *Lengyel-Tóth* II.
- ⁶ Leider stehen noch immer spärliche Angaben über den Aufenthalt *Maróthis* in Zürich zur Verfügung. Die weitere Suche nach seinen Briefen und anderen Dokumenten wäre erforderlich.
- ⁷ *Cebetis Thebani Tabula. Isocratis et Pythagorae Aurea Carmina in usum studiosae iuventutis Graecae et Latine edita.* Debrecini, per Ioannem Margitai, anno 1744.
- ⁸ *Hieronymi Freyeri paed. reg. Hal. insp. Oratoria in tabulas compendiaris redacta et ad usum iuventutis scholasticae accomodata. Editio nova.* Debrecini. Per Ioannem Margitai. Anno 1742.
- ⁹ Es erschien im Gedenkbuch „*Vita Samuelis Werenfelsii*“, das von Peter *Ryhiner* 1741 herausgegeben wurde.
- ¹⁰ *Benda Kálmán—Iryni Károly: A négyszáz éves debreceni nyomda (1561—1961).* (Die vierhundertjährige Druckerei in Debrecen). Budapest, 1961. S. 344.
- ¹¹ *Stahelin*, S. 217.
- ¹² „*De Matheseos Utilitate in Theologia ac in Pyhsica necessitate*“. Veröffentlicht in der *Particula XX.* Jahrg. 1751 S. 531, in der Zeitschrift „*Museum Helveticum*“.
- ¹³ Weitere Einzelheiten über sein Leben und Wirken s. bei *Lósy-Schmidt*, passim.

- ¹⁴ *Lengyel Imre*: Hatvani István levelesládájából (Aus dem Briefwechsel von István Hatvani). Handschrift unter Druck im Jahrbuch 1970 des Museums Déri in Debrecen).
- ¹⁵ Der Empfänger kann mit Johann Jakob *Hagenbuch* (1700—1763) identisch sein, der Professor für Eloquenz, Geschichte, Griechisch und Lateinisch war. Seit 1756 bekleidete er das Amt des Professors der Theologie. Er zeichnete sich als Altertumsforscher aus, worauf man auch aus dem vorliegenden Brief folgern kann.
- ¹⁶ János *Bátorkeszi* war 1738 Senior (Vorsteher) der Studenten der Hochschule in Debrecen. Er schloß hier seine Studien in demselben Jahr ab und begab sich in die Schweiz, wohin er den Brief *Maróthis* mitnahm. Er stellte einen anderen Brief vom August 1738 an Jakob Christoph *Beck* in Basel zu. *Bátorkeszi* studierte noch in Zürich im Januar 1739 und vermittelte Briefe und Geld zum Ankauf von Büchern an *Beck*. 1740 fuhr er nach Holland. Unterwegs machte er *Beck* einen Besuch. *Staehelin*, S. 175. *Lósy-Schmidt*, S. 41. *Lengyel-Tóth* II, S. 68
- ¹⁷ Der Entschluß *Maróthis*, eine Reise durch Siebenbürgen zu machen, wurde schon während des Aufenthaltes in Bern gefaßt. *Lengyel-Tóth* I, S. 88.
- ¹⁸ Die Unruhen in Siebenbürgen waren der gesteigerten Einwanderung der Rumänen zuzuschreiben, die vor den Angriffen der Türken flüchtend 1738 in großen Massen nach Siebenbürgen eindrangten.
- ¹⁹ Sámuel *Szilágyi* war seit 6. April 1742 als Professor der Philosophie und der griechischen Literatur tätig.
- ²⁰ Pieter van *Muschenbroeck* „Elementa physicae conscripta in usus academicos...“. Lugdunum-Batavorum, 1726. Das Werk wurde lange Zeit als Lehrbuch an der Hochschule von Debrecen benutzt.
- ²¹ „Logica, sive Artis cogitandi principia...“. Zürich, 1736.
- ²² Jakob Christoph *Beck* (1711—1785) war Professor der Theologie in Basel, ein begeisterter Freund der Ungarn. — In Basel war das Buch von Johann Rudolf *Zwinger* „Ars cogitandi erotematica cum praeludio philosophiae in usum tyronum inclytae Academiae Basiliensis adornatae“ (Basel, 1715) im Gebrauch.
- ²³ Marcus Frid. *Wendelin* (1584—1652) war ein reformierter Theologe und Direktor des Gymnasiums in Zerbst. Seine Logik war in breitem Kreis bekannt. Sein „Systema theologicum...“ wurde vom siebenbürgischen Fürsten *Apaffi* ins Ungarische übersetzt. *Jöcher* IV. Teil. S. 1887—1888.
- ²⁴ Die Logik *Breitingers* wurde wahrscheinlich von Johannes *Heidegger* (1715—1780) verlegt.
- ²⁵ „Vetus Testamentum ex versione LXX Interpretum.“ Zürich, 1730, 1732. *Jöcher*. 1. Erg.-Band. S. 2226—2228.
- ²⁶ István *Hatvani* wurde am 13. Mai 1746 in Basel eingeschrieben.
- ²⁷ György *Maróthi* besuchte in den Jahren 1731—1737 die Universitäten in der Schweiz und Holland. Im April 1738 trat er die Professur an der Hochschule in Debrecen an. Während seines Wirkens führte er bedeutende Unterrichtsreformen ein.
- ²⁸ *Breitinger* teilte die Trauerrede von Sámuel *Szilágyi* am Grab *Maróthis* in der Zeitschrift „Museum Helveticum“ (Jahrg. 1746, B. 1. 2. Teil) mit.
- ²⁹ István *Szoboszlai* war ein ungarischer Student aus Debrecen, der gleichzeitig (1746) in Zürich studierte.
- ³⁰ Der Titel des Werkes von *Hatvani* lautet: „Animadversiones theologico-criticae“. Es handelt sich um die Mitteilung des Werkes im „Museum Helveticum“, das von *Breitinger* redigiert wurde. Der Aufsatz erschien wirklich: Particula VIII. Turici. 1748. S. 575—625. *Lósy-Schmidt*, S. 68.
- ³¹ Zweifellos denkt *Hatvani* hier an den Kreis der aufgeklärten Geister in Zürich.

- ³² *Athenagoras* war ein griechischer Philosoph im 2. Jahrhundert n. Z. Ókori Lexikon. B. I. S. 265. *Tatianus* wirkte als christlicher Apologet und Gnostiker im 2. Jahrhundert. Er stammte aus Assyrien. Ebendasselbst B. II. S. 928.
- ³³ Das Werk, das hier von *Hatvani* erwähnt wird, soll „Epistola ad Card. Quirinum de anti-quissimo Turic. Bibl. Graeco Psalmodum libro“ (Zürich, 1748) sein. *Jöcher* 1. Erg. Band. S. 2226—2228. Johann Ludwig *Frey* (1682—1760) war Professor des Alten Testaments in Basel und Hauptstifter des Frey-Grynaeischen Instituts.
- ³⁴ S. Anmerkung 30.
- ³⁵ Johannes *Bernoulli* I. (1667—1748).
- ³⁶ Daniel *Bernoulli* (1700—1782) war Professor der Anatomie in Basel. Johann *Bernoulli* II. (1710—1790) wirkte als Professor der Eloquenz und seit 1748 als Professor der Mathematik in Basel.
- ³⁷ Gemeint ist natürlich die Leichenpredigt über Johannes *Bernoulli* I. S. Anmerkung 35, 39.
- ³⁸ Johann Heinrich *Brucker* (1725—1754) bekleidete seit 1725 den Lehrstuhl für Geschichte an der Universität Basel. Er veröffentlichte die „Pinacotheca scriptorum nostra aetate litteris illustrium“ in zehn Dekaden. Nach seinem Abstammungsort (Augsburg) wurde er „Augustanus“ genannt.
- ³⁹ Das Porträt und die Biographie von Johannes *Bernoulli* I. erschienen wirklich in der II. Decas im Jahre 1742. S. *Staehelin*, S. 188 und die briefliche Mitteilung vom 9. November 1971 an den Verfasser.
- ⁴⁰ Graf Nikolaus *Zinzendorf* ein Leiter der pietistischen Bewegung in Deutschland machte manchmal seinen Glaubensbrüdern in der Schweiz einen Besuch, was die Stadträte von Zürich, Basel und Bern nicht bewilligten.
- ⁴¹ Es handelt sich um das Werk *Hatvanis* „Commentatio De Jure Summorum Imperantium in Conscientiam et Religionem Civium. In qua Cl. Ludovici Antonii Muratorii argumenta sub examen vocantur et modeste expenduntur. Methodo scientifica. Anno MDCCILVIII“. Ludwig Anton *Muratorius* war ein berühmter italienischer Theologe, Philologe und Historiker. Er lebte 1672—1750. *Jöcher*, III. Teil. S. 760—761.
- ⁴² S. Anmerkung 24.
- ⁴³ Vielleicht handelt es sich um das Werk „Jo. Jacobi Breitingeri dissertatio critica in versus obscuriss. . .“. *Museum Helveticum*. Part. 7. 1746.
- ⁴⁴ Student aus Ungarn. Nähere Angaben über sein Leben und Wirken sind nicht bekannt.
- ⁴⁵ Der Besuch *Hatvanis* in Zürich fand um die Mitte April 1748 statt. *Lösy-Schmidt*, S. 75.
- ⁴⁶ Über *Heidegger* s. Anmerkung 24.
- ⁴⁷ S. Anmerkung 41.
- ⁴⁸ *Hatvani* fuhr etwa um den 20. April 1748 in Basel nach Holland ab.
- ⁴⁹ Johann Jakob *Zimmermann* (1695—1756), Professor für Naturrecht, Kirchen- und Universalgeschichte, später für Theologie war ein Bahnbrecher der kirchlichen Aufklärung in Zürich.
- ⁵⁰ S. Anmerkung 15.
- ⁵¹ Johannes *Gessner* (1709—1790) war ein Forscher der Naturwissenschaften und der Mathematik. Er reiste *Maróthi* 1735 während einer Schiffahrt nach Zürich zum Studium der Mathematik an. Als Begleiter von Albrecht *Haller* auf seiner Alpenreise machte er wichtige naturwissenschaftliche Beobachtungen über die Pflanzenwelt, Mineralien, Quellen usw. in den Alpen, die zur Kenntnis der Schweizer Alpen wesentlich beitrugen.
- ⁵² Miklós *Bácsi*, *Bakcsi* oder *Bakcsai* war ein ungarischer Student aus Siebenbürgen. Nähere Angaben stehen nicht zur Verfügung.
- ⁵³ „De Matheseos Utilitate in Theologia ac in Physica necessitate“ ist eigentlich die Antrittsrede *Hatvanis*, die er am 17. Januar 1749 gehalten hatte. Sie wurde im *Museum Helveticum* (Turici. MDCCLI. Particula XX. S. 531—557) mitgeteilt.

⁵⁴ S. Anmerkung 49, 51 und 15.

Zum Schluß möchte ich der Direktion der Zentralbibliothek in Zürich und der Direktion der Bibliothek des Kollegiums in Debrecen meinen besten Dank für die Überlassung der Briefe zur Mitteilung aussprechen. Aufrichtigen Dank gebührt auch dem Assistenten des Klassisch-Philologischen Instituts an der Universität Lajos Kossuth in Debrecen Béla *Németh* für die Hilfe in der Übersetzung der Briefe.

HANS JOACHIM BERNHARD

Heinrich Mann und wir

(Rede zum 100. Geburtstag am 27. 3. 1971)

Die Veranstaltung, zu der wir uns heute zusammengefunden haben, fügt sich ein in die Reihe der Ehrungen, die dem großen Dichter und Humanisten Heinrich Mann in diesen Tagen und Wochen aus Anlaß seines 100. Geburtstages zuteil werden. In einem Brief aus dem Jahre 1922 schrieb Heinrich Mann: „Mir liegt weit mehr daran zu wirken, als bewundert zu werden, und ich glaube, daß wahre Wirkung heute keine Landesgrenzen mehr kennen darf.“ Dieser Satz, das Bekenntnis, das er trägt, führt uns hin zu den Quellen, zu wichtigen Antrieben im Schaffen des großen bürgerlichen Dichters, der wirkte, weil es ihm nicht um Bewunderung seines Schaffens ging und den wir ehren, ja bewundern dürfen wegen der scharfen Konsequenz, mit der er für das moralisch und politisch-sozial, für das geschichtlich als notwendig Erkannte wirkte.

Erlauben Sie mir, von einem Beispiel für jenen Zusammenhang von Wirkung und Wertschätzung auszugehen, das auf den ersten Blick wenig belangvoll scheint, im Kern aber die Grundlagen aufdeckt für den schweren doch folgerichtig beschrittenen Weg des Patriziersohnes an die Seite der revolutionären Arbeiterklasse. Der große Romancier Arnold Zweig — knapp 20 Jahre jünger als Heinrich Mann — und später berufen, ihm im Amt als Präsident der Akademie der Künste, das Heinrich Mann von unserer Republik als erstem übertragen wurde, zu folgen — veröffentlichte 1938 einen Jugendroman *Versunkene Tage*. Im Mittelpunkt des Werks steht der Student Steinitz, in dem Arnold Zweig sich selbst als Münchener Studenten des Jahres 1908 porträtiert. In einer Episode erfahren wir von einer zufälligen Begegnung des bürgerlichen Studenten in einem kleinen Dorf in der Nähe der Universitätsstadt mit einem äußerlich aristokratisch wirkenden Herrn, der ihn ohne Umschweife nach seinen grundsätzlichen Denk- und Lebenspositionen fragt. Der Student Steinitz gibt Auskunft: „Das Politische interessiert uns nicht, wir überlassen es gern denen, die einen Beruf daraus machen“ und weiter „Aber für das Ästhetische ist noch viel zu tun“. Der Unbekannte erwidert darauf: „Glauben Sie nicht, daß den Arbeitern, all den Massen, mehr mangelt als bloß das Ästhetische? Junger Herr, wenn es Ihnen gelingen sollte, Geist und Sehnsucht nach Geist im Leben zu suchen und nicht in gesammelten Werken, etwa des armen Nietzsche, merken Sie vielleicht einmal, wieviel Brot und Hoffnung

jemand braucht, bevor an seine Erziehung zur Schönheit gedacht werden darf.“ Im Manuskript Arnold Zweigs aus dem Jahre 1908 heißt es dann: „Fahr ab, Magister Germaniae, dachte Steinitz spottend.“ In der Überarbeitung zur Veröffentlichung zwei Jahrzehnte später aber lesen wir ergänzend: „Es sollte einmal eine Zeit kommen, in der sich Carl Steinitz beschämt an diese Begegnung erinnern würde und wo er den Titel, den er diesem Mann ironisch beigelegt hatte, nämlich Magister Germaniae, mit freudigem Ernst in mehreren Erdteilen wiederholen würde. Aber damals wußte er noch nicht, daß er in Wildenroth einer Begegnung mit dem Schriftsteller Heinrich Mann teilhaftig geworden war.“ Diese Feststellung mag hier stehen für die weithingehende Wirkung, wie sie sich Heinrich Mann im eingangs zitierten Brief erhoffte. Sie beruht darauf, daß er, der Anwalt einer streitbaren Vernunft, einer ratio militans, zum Wegbereiter des sozialistischen Humanismus, einer echten Herrschaft des Volkes wurde. Und die scheinbar nur biographisch interessante Episode erweist sich als aufschlußreich für wichtige Knotenpunkte auf diesem Weg. Es sind vier besondere Qualitäten des bürgerlichen Dichters Heinrich Mann, die sie anzeigt und die seinen Rang bestimmen helfen. Da ist erstens die Bereitschaft, im Kleinen wie im Großen zu wirken. Wie Heinrich Mann auf den unbekanntem Studenten Einfluß zu nehmen versucht, so hat er sein Leben lang sich nicht auf einen besonderen Auftrag des Schriftstellers zurückgezogen, mit dem die tägliche Kleinarbeit für geschichtlichen und moralischen Fortschritt nicht zu vereinbaren sei. Ihren stärksten Ausdruck fand diese Haltung in dem mit unermüdlichen Einsatz unter Anstrengung aller Kräfte geführten Kampf für die Entstehung und Entwicklung der deutschen Volksfrontbewegung in Frankreich während der Jahre der Naziherrschaft. Wenn es um die hohen Ziele der Durchsetzung der Wahrheit, der geschichtlichen Rechte des Volkes ging, war ihm keine Arbeit zu gering. Gerade so wurde er zum Repräsentanten wahrhaft humanistischen Geistes, weil er ihn nicht nur fern aller Arbeit zu seiner Verlebendigung repräsentieren wollte.

Zweitens zeigen die von Zweig überlieferten Worte jene Entschiedenheit an, mit der Heinrich Mann gegen eine verhängnisvolle Trennung von Geist und Leben, Geist und Tat oder Geist und Macht ankämpfte. Dies gilt im Subjektiven für den Schriftsteller, der seinen Auftrag verfehlt, wenn er sich zum Vertreter eines Geistes erklärt, der mit dem Leben, dem Handeln nichts gemein haben will, mit Heine zu sprechen, im „Luftreich des Traumes“ lebt, und es gilt im Objektiven für die Notwendigkeit einer Übereinkunft von humanistischem Geist und geschichtlicher Macht, die unter den Bedingungen der Herrschaft des Kapitals nicht zu erreichen war, und die Heinrich Mann in der Existenz des ersten sozialistischen Staates, der Sowjetunion, und nach der Zerschlagung des Faschismus in der DDR endlich realisiert sah.

Es spricht sich in der Episode ferner — und zum dritten — jenes Bekenntnis zum Leben als dem sozialen Leben aus, in der Heinrich Manns Volksver-

bundenheit wurzelt. Leben, das ist für ihn nicht der nebulöse Begriff, wie ihn die bürgerliche Lebensphilosophie in Umlauf setzte, sondern die nüchterne soziale Realität. Volk ist für ihn nicht ein Allgemeines, Unbekanntes, ein nur an Feiertagen zu zitierender Begriff, sondern die arbeitenden Klassen. Deren Lage und geschichtlichen Auftrag hat Heinrich Mann immer besser zu erkennen gelernt. Er hat jene große Leistung vollbracht, die wir darin sehen, daß er sich als Bürger durch den Wust bürgerlicher Ideologien von der Phase des beginnenden Imperialismus an zum theoretischen Verständnis der Epoche hin aufgearbeitet hat bis hin zur Einsicht, daß ein realer Humanismus nur unter der Bedingung errichtet werden kann, daß die Ausbeuterordnung beseitigt wird.

Eine letzte hier hervorzuhebende Erkenntnis, die wir aus der Episode gewinnen, faßt die ersten gewissermaßen zusammen. Wir meinen den Unterschied zwischen der spöttisch gemeinten Anrede „Magister“, die der bürgerliche Student Zweig 1908 verwendet, und dem freudigen Ernst mit dem der inzwischen weltberühmte Schriftsteller, der unter dem Eindruck von Krieg und Faschismus selbst den bürgerlichen Klassenstandpunkt verließ, dies Jahrzehnte später von Heinrich Mann sagt. Hier ist auf die Fähigkeit der Vorwegnahme verwiesen, die Heinrich Mann auszeichnete, die Fähigkeit, hinter Glanz und Pomp den Untertan in seiner ganzen Jämmerlichkeit und Gefährlichkeit zu sehen, eine Fähigkeit, die aus der genauen und unbestechlichen Beobachtung der Wirklichkeit der kapitalistischen Gesellschaft erwuchs. Magister, Lehrer, die Anrede hat recht: Lehrer all jener, die nicht bereit waren und sind, den Humanismus, die hohen Ideale der besten Repräsentanten humanistischen Geistes der Vergangenheit in Musik, Kunst und Dichtung dem Profit zu opfern. Diese Position ist es, die Heinrich Mann freilich den stürmischen Erfolg in einem bürgerlichen Deutschland versagte. Die Schreibenden seiner Klasse sahen in ihm meist den Literaten, der sich zu sehr in die Politik einmischte, die herrschende Klasse selbst aber sah sich bloßgestellt und versuchte, sein Werk nach Kräften abzuwerten. Völlig zurecht sagt Heinrich Mann vier Jahre nach dem Ende des ersten Weltkrieges von seinem Roman *Der Untertan*, der erst im September 1918 erscheinen durfte, und von dem Essayband *Macht und Mensch*, der den Zola-Essay enthält und 1919 herauskam; „Ich habe nicht den Eindruck, daß man diese beiden Kritiken der Zeit immer ganz freiwillig und aus innerem Bedürfnis gelesen hat. Man las sie vielfach nur, weil die gegebenen Tatsachen sie aufdrängten. Es war eine Forderung der Stunde, sie zu lesen, aber man war froh, als die Stunde vorbei war und kehrte gern zu Büchern anderer Richtungen zurück.“ Ja, wahrhaftig, es gelang den herrschenden Kräften, die Wahrheit, die Heinrich Mann aussprach, nach dem ersten Weltkrieg schnell wieder zurückzudrängen und nach dem zweiten Krieg, den die Monopolbourgeoisie in diesem Jahrhundert heraufbeschwor, sie in der BRD erst gar nicht mehr wirksam werden zu lassen. So ist es der Staat der Arbeiter

und Bauern, in dem Heinrich Mann seine bleibende Heimat hat, in dem sein Werk - wie er es wünschte - wirkt und in dem es geschätzt wird, weil es im Sinne eines sozialistischen Humanismus wirkt.

Die Entwicklung vom Individualisten, vom bürgerlichen Künstler der ersten Romane, der den Charakter des wilhelminischen Kaiserreiches noch mehr erahnte als erkennend durchdrang, zum Verfechter der Volkssouveränität in der DDR ist jedoch keineswegs gradlinig und ohne Umwege verlaufen. Es hieße die Beharrlichkeit, die Treue gegenüber humanistischen Idealen, die Heinrich Mann zeigte, verringern, seine Größe, die nicht zuletzt in seiner geistigen und charakterlichen Konsequenz lag, verringern, wollte man die Umwege, die Irrtümer bagatellisieren, die er hinter sich brachte um voranzuschreiten.

Als Heinrich Mann am 27. März 1871 geboren wurde, stand die Firma des Vaters, des Großkaufmanns und Reeders noch in voller Blüte. Der Vater hatte die literarischen Neigungen seines ältesten Sohnes mit Unruhe beobachtet, ihn gewarnt. Zum Glück mit geringem Erfolg. Aber sein Künstlertum, seine Bürgerlichkeit sind Heinrich Mann nie in jenem Maße zum Problem geworden, wie seinem Bruder Thomas. Ohne in Spekulationen zu verfallen (wie eine biographistische Literaturwissenschaft sie zu höchster Blüte trieb), darf jedoch gesagt werden, daß die Herkunft der Großmutter — die eine „portugiesische Brasilianerin, die andere Tochter eines französischen Schweizers, der im Gefolge der napoleonischen Kriege nach Lübeck kam“ —, wie es Heinrich Mann in einem Brief selbst formuliert, den Blick des jungen Bürgersohnes aus Frankreich, in jedem Fall über einen nationalistischen Blickwinkel hinaus lenkte. Zwar sind seine ersten Aufsätze noch von einer orthodoxen Verteidigung des Bestehenden, des Reiches, wie es Bismarck mit Blut und Eisen zusammenzimmerte, bestimmt. Aber dies änderte sich bald. Heinrich Mann erschloß für sich die progressiven bürgerlichen Traditionen. Es gelingt ihm, die Bedeutung der französischen Revolution zu erfassen, der Geist der Aufklärung zeigt sich in ihm lebendig. Zwar führt dies über lange Jahre zu einer Überbewertung des Französischen, des Landes, in dem er den Geist der bürgerlichen Revolution nicht rein aber im Grunde ungebrochen und ständig im Kampf gegen bourgeoise Verzerrung weiterwirken sieht. Hier werden die idealistischen philosophischen Grundlagen seines Weltbildes deutlich, die bis zum Machtantritt des Faschismus besonders ausgeprägt waren und sich unter anderem darin äußerten, daß er an die durchdringende Kraft der Vernunft glaubte, am Anfang der Weimarer Republik noch an Vernunft und Einsicht der Industriellen appellierte. Die Wandlung in seinem Denken, bezogen auf die Einsicht in die Rolle der Klassen in den geschichtlichen Kämpfen der Epoche spricht sich im Hinblick auf Frankreich in der Einschätzung aus, die er 1943 gibt: „Mir hat Frankreich mein Leben lang Gutes gegeben. Ich liebe es als geschichtliche Erscheinung bis in seine vorletzten Tage.“ In dieser einschränkenden Unterscheidung liegt die Anerkennung des republikanischen Geistes, wie er ihn bei Künstlern Frankreichs

deutlich hervortreten sah, wie die Anerkennung, daß ihm die letzten Tage, d. h. Frankreich in der Zeit vor und während der faschistischen Besetzung eines endgültig zeigte: der demokratische Geist wird hilflos, wenn er nicht von der Macht der vereinten Arbeiterklasse getragen und repräsentiert wird. Jetzt ist voll erfaßt, was schon im Zola-Essay 1915 anvisiert war: die wirtschaftliche Gleichheit nach der politischen sichert endlich die wahre Republik. Heinrich Manns Entwicklung aber ist undenkbar ohne die Bejahung der Ideale der französischen Revolution, ohne das Ausgehen vom Bekenntnis zum Menschenbild des Bürgertums in seiner Aufstiegsphase. In dem programmatischen Essay „Geist und Tat“ sagt er von der französischen Revolution: „Die Geschichte hat keinen anderen Sinn mehr, als jener großen Stunde Dauer zu geben und dem Geist, der das Geschlecht jenes Jahres beseelte, die Welt zum Körper.“ So vollzieht sich die künstlerische Entwicklung Heinrich Manns von Beginn an unter dem Bekenntnis zur humanistischen Verantwortung des Schriftstellers, für die Freiheit und Würde des Menschen zu streiten, seine Feder dienstbar zu machen dem Wohl des Volkes. Mitten in einer Umgebung, die dem Formenkult opfert, in der das Wort vom l'art pour l'art geprägt wird, in der Zeit, da der Kapitalismus in seine imperialistische Phase eintritt und die bürgerlichen Schriftsteller die Undurchschaubarkeit der Welt beklagen, aufbegehrend oder elegisch, da elitäre Tendenzen immer stärker werden, spricht Heinrich Mann das große, das kardinale Wort aus; das seine Richtigkeit immer wieder erwies und erweist: „Ästhetizismus ist ein Produkt hoffnungsloser Zeiten, hoffnungstötender Saaten.“ Weit ragt schon in diesem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Heinrich Mann über die bürgerlichen Zeitgenossen heraus, die dem Ästhetizismus verfallen oder doch weit entfernt sind, ihn als Produkt ihrer gesellschaftlichen Umgebung zu erkennen. Diese Worte enthalten das Grundsatzprogramm seines Schaffens. Wir finden es wieder in den großen Romanen über das wilhelminische Kaiserreich *Im Schlaraffenland*, *Professor Unrat* und *Der Untertan*, mit denen dem Autor der Anschluß des Romans an die Weltliteratur gelingt. In ihnen ist das treffende Bild des Landes gezeichnet, von dem ihr Schöpfer sagt, daß in ihm nur Gottes Gnade und die Faust herrsche, das er — präziser Denker, der er ist — auch präzise zu charakterisieren vermag wenn er sagt: „Die Monarchie, der Herrenstaat ist eine Organisation der Menschenfeindschaft und ihre Schule.“ In den genannten Romanen wird der Mechanismus dieser Organisation bloßgelegt. In der Geschichte eines Emporkömmlings, der die korrupte Oberschicht des Kaiserreiches studiert, um sich auch ihrer Mittel bedienen zu können — im *Schlaraffenland* — erscheinen hinter den mit Glanz und Flitter behängten Feudalen Finanz- und Industrievertreter als die eigentlich Herrschenden. *Professor Unrat* gibt das Bild eines geistig und seelisch verkrüppelten Menschen, dem das Bewußtsein der eigenen Würde geraubt wurde, der als Schraubchen im Getriebe wirkt, das die Herrschenden in Gang halten. Im *Untertan* aber erscheint im Spiegel der Kunst

das Bild jener Mischung von Jämmerlichkeit und Gefährlichkeit, Unterwürfigkeit und Besitzgier, wie sie sich unter den Bedingungen des bislang zu kurz gekommenen, nun aber rasch nach Vorherrschaft drängenden deutschen Kapitalismus entwickelte. Heinrich Mann berichtet, daß der Anstoß zum Roman, dessen Anfänge in das Jahr 1906 zurückreichen, eine Szene in einem Café Unter den Linden war: „Draußen zog mit Pomp der Kaiser vorbei, während man an der Tür einem Arbeiter den Eintritt in das Lokal verweigerte.“ Hier war intuitiv das Wesen des Klassenstaates erfaßt. 1912—14 wurde der Roman geschrieben. Sein Erscheinen aber wurde bald nach Kriegsausbruch gestoppt, so daß er erst 1918 seine Leser fand.

Eine so tiefgehende und damit auch vorausschauende Kritik konnte nur von einer geistig fest umrissenen Position erfolgen. Der Dichter Heinrich Mann besaß sie in seiner Bindung an das Volk, die ihm kein Lippenbekenntnis war. Obwohl die Firma des Vaters anfang der 90er Jahre aufgelöst werden mußte, erlaubte das verbliebene Vermögen dem Dichter, nach einer Lehre als Buchhändler und Studien an der Berliner Universität, seit Mitte der 90er Jahre lange Aufenthalte in Frankreich und Italien. Er sagt über diese Zeit: „Ich versuchte mich nur im Leben und nahm auf. Ich lebte mehr im Volk als unter Wohlhabenden. Aus dieser Zeit stammt das Meiste, was ich an volkstümlicher Schilderung später geben konnte.“ Die ausgereifte Leistung dieser Jahre des Lernens, des Verstehens der Sorge und Nöte, der Hoffnung, des Optimismus und der Kraft einfacher Menschen, der Weisheit, Güte und Entschlossenheit des Volkes ist der Roman *Die kleine Stadt*. Hier ist das bunte Leben einer italienischen Kleinstadt mit höchster Kunst in Handlungs- und Dialogführung eingefangen. Hier kann man über Gespreiztheit und Wichtigtuerei einzelner Figuren schmunzeln, über Episoden, die von Komik grundiert sind, lachen, weil sie nicht das Barbarische maskieren. Es überträgt sich die Achtung des Autors vor dem Denken und Empfinden der Volksgestalten auf den Leser, die Achtung vor ihrem einfachen und natürlichen Reagieren, der Humanität, die sie nicht predigen, sondern leben. Auch wenn Heinrich Mann nicht den revolutionären Kern des Volkes, die Arbeiterklasse gestaltet, geht sein literarisches Schaffen schon in den Vorkriegsjahren über die bürgerlichen Positionen anderer Autoren weit hinaus. Er versucht in seinen Werken zu realisieren, was er 1910, ein Jahr nach Erscheinen von *Die kleine Stadt*, schrieb, „. . . daß die Schriftsteller Agitatoren werden, sich dem Volk verbinden gegen die Macht, das sie die ganze Kraft des Wortes seinem Kampf schenken, denn „der Geist sollte herrschen, dadurch daß das Volk herrscht.“ (S. 13) Diese Worte zeigen die Auffassung an von der hohen Verpflichtung, die Heinrich Mann dem Schreibenden auferlegt sieht. Sie verdeutlichen auch die Richtung, in der er die Synthese von Geist und Macht erstrebt. Sein ganzes weiteres Schaffen ist ein stufenweises Fortschreiten zur immer konkreteren Erkenntnis der Bedingungen für eine echte Volksherrschaft und des intensiven Kampfes um ihre Realisie-

rung. Die Diagnose, die er im Zola-Essay dem Kaiserreich stellte, bleibt gültig, ja, sie gilt noch verstärkt für das Nazireich: „Ein Reich, in dem nur befohlen und gehorcht, verdient und ausgebeutet, des Menschen aber nie geachtet ward, kann nicht siegen, und zöge es aus mit übermenschlicher Macht.“

Heinrich Manns Anstrengungen, die Chance der Errichtung einer Republik nach dem ersten Weltkrieg zu nutzen, sind vielfältig. Ein Beispiel stehe für viele. So wendet sich der Dichter an die Volksschullehrer mit den Worten: „Die Schule muß die Schule des Friedens werden. Der Friedenswille des Volkes muß gleich in der Schule entstehen.“ Er verfaßt mit Hilfe Alfred Döblins ein Lesebuch, das Schluß macht mit der Verherrlichung von Schlachten und Potentaten. „Als es fertig war“, muß er feststellen, „ließen die Ministerialbeamten es verschwinden.“ Trotz dieser Erfahrungen, trotz der schon 1923 geäußerten Einsicht, daß „die Sozialisierung der Bergwerke schläft und Herr Stinnes Staatsverträge schließt“, daß es darauf ankomme, „die Epoche der rein kapitalistischen Demokratie zu überstehen“, sind Heinrich Manns Illusionen über das Wesen der Weimarer Republik doch noch sehr lebendig. Es gibt jedoch ein Kriterium, das für seine Fähigkeit, sich immer wieder selbst zu korrigieren, am geschichtlich Bedeutsamen zu orientieren zeugt. Wir meinen die Haltung zur Sowjetunion, zur Epochenwende, zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Zum 5. Todestag Lenins schreibt Heinrich Mann über die Oktoberrevolution: „Lenin steht an ihren Anfängen, und er ist es noch immer, der diese Revolution fortsetzt... er ist die stärkste Konzentration des revolutionären Gedankens. Er ist der Anfang, niemand hat ihn überwunden, und so viele sich auf ihn berufen, so viele erhöhen seine Macht.“ Entschieden wendet er sich 1932 gegen jene Kräfte, die den Zusammenschluß eines monopolistischen Europas gegen die Sowjetunion betreiben: „Europa gibt es nur einschließlich Rußlands. Der Ausschluß Rußlands, an den gewisse Nationalisten denken, wäre so gut wie die sofort eintretende Kriegserklärung.“ Klar und ohne Umschweife bekennt sich Heinrich Mann in einem Aufsatz 1937 zum sozialistischen Menschenbild wie es in der Sowjetunion Gestalt gewinnt; „Endlich unternimmt ein Staat, aus den Menschen gerade das zu machen, was wir schon immer wollten: vernünftige Wesen, die allesamt arbeiten für das Glück jedes Einzelnen, und aus jedem Einzelnen soll etwas Höheres und Besseres werden innerhalb einer Gesamtheit, die sich weiter vervollkommnet. Zu wissen, daß es einen solchen Staat gibt, macht glücklich. Die Hoffnung, daß ihr eigener Staat ihm dereinst nachfolgen könnte, bewahrt unzählige Bewohner der Erde heute vor der Verzweiflung. Den Denkern erspart das Dasein der Sowjetunion und ihr Beispiel vor der Wirklichkeit abzdanken.“ Und schon 1942 schreibt er an die Sowjet-Schriftsteller, daß er vom ersten Tage des Krieges an wußte, daß dieser mit der Zerschlagung des Faschismus durch die Rote Armee enden wird. Er begründet: „Das ist nicht nur eine persönliche Auffassung: es ist das Gesetz der Tatsachen selbst.“

Hier ist das hohe Niveau des Geschichtsverständnisses markiert, das Heinrich Mann nun erreicht hat. In diesem Satz ist sein Weg von der individuellen, moralisch bestimmten Auffassung über Wahrheit, Gerechtigkeit und Würde zur Anerkennung der Tatsachen selbst, d.h. zur Einsicht in die geschichtlichen Gesetzmäßigkeiten verdichtet. Die Sowjetunion als Menschheitshoffnung im Individuellen wie im Leben der um Befreiung von Unterdrückung kämpfenden Völker wird schon in den Worten von 1937 klar umrissen. Diese Gewißheit hat Heinrich Mann die Kraft gegeben, auch unter den schwierigsten Bedingungen im Exil seinen Kampf entschlossen fortzusetzen im Unterschied zu anderen bürgerlichen Schriftstellern, etwa so bedeutenden und entschiedenen Kritikern des wilhelminischen Deutschland und des deutschen Militarismus, wie Kurt Tucholsky, dem diese Gewißheit mangelte. Die Hoffnung — und wir wiederholen hier die Worte des Dichters, daß der eigene Staat dereinst der Sowjetunion nachfolgen könnte — bewahrte vor der Verzweiflung. Und nicht nur das. Sie gab die Richtlinie für den Kampf der folgenden Jahre. In seinem Zentrum stand das Wirken für die Sammlung der antifaschistischen Kräfte, das vielfach in Wort und Tat bekundete Eintreten für die Einheit der Arbeiterklasse als Voraussetzung für eine echte Volksherrschaft. 1939 sagte er: „Der deutsche Volksstaat der Zukunft wird hervorgehen aus der geeinten Arbeiterklasse. Geeint wird sie das Vorbild sein, das allen Werktätigen aller Schichten und Berufe den Volksstaat als erreichbar zeigt und alle für ihn reif macht. Der Arbeiterklasse sind auferlegt das Gesetz der Geschichte und die Verantwortung vor ihr.“ Sinnbild dieser geschichtsbildenden Kraft der Arbeiterklasse ist für Heinrich Mann Ernst Thälmann, der — wie er sagt — selbst „gefangen stärker ist als seine Peiniger“, der nicht dazu gebracht werden kann, „seine Sache und Klasse zu verraten.“ In allen Anstrengungen Heinrich Manns im Kampf gegen den Faschismus tritt jene Streitbarkeit zutage, die dem Moralisten ansteht, dem es nicht nur um das Aufstellen von Leitsätzen und das Urteil über deren Befolgung oder Mißachtung gehen kann, sondern der Weisheit und Menschenfreundlichkeit wirksam sehen will im Leben der Gesellschaft. Der Dichter Heinrich Mann, der akzeptieren muß, daß ihm sein Alter verbietet, in Spanien gegen Franco und seine Söldner mitzukämpfen, wußte schon 1915: „...entschlossene Menschenliebe geht nicht friedlich in Gartenwegen.“ Angesichts der Verächter des Volkes, seiner Freiheit, der Menschenliebe fordert er 1937 eine „Humanität, die gegen ihre Mörder keine Schwäche kennt“. Diese vielschichtige und vielgestaltige Problematik, wie wir sie hier nur in Umrissen kennzeichnen konnten, hat ihren reifen künstlerischen Ausdruck in den Romanen über Jugend und Vollendung des Henri Quatre gefunden. Dieses souverän konzipierte Werk, dessen bewegende epische Kraft sich in der Übereinstimmung von großzügiger Anlage der Handlung und Figurenkonstellation, der Charakterzeichnung und philosophischen Durchdringung des Stoffes wie in der sprachlichen Meisterschaft äußert, läßt uns teilnehmen an der Entwicklung des

jungen Heinrich von Navarra zum König, der der Macht der Güte zu bleibendem Einfluß verhelfen will. Am Beispiel eines wichtigen Abschnitts aus der französischen Geschichte, in dem es um die Formierung progressiver Klassenkräfte gegen die lähmenden den historischen Fortschritt hemmenden Positionen und Handlungen der Feudalherren ging, wird die zeitgenössische Fragestellung auf ihren Kern reduziert verdeutlicht, werden Bild und Gegenbild entworfen in denen sich das Entweder-Oder der Jahre vor dem zweiten Weltkrieg spiegeln. Ohne Vergleichbares zu leugnen, aber ohne banale Aktualisierung werden die künstlerischen Möglichkeiten der Analogie, der sorgfältig gewählte Stoff bietet, genutzt. Heinrich von Navarra, der das Volk kennt, es liebt und der gelernt hat, wie anstrengend es ist, der Güte Platz zu schaffen, versinnbildlicht auf früher geschichtlicher Stufe die Einheit von Geist und Macht, die der Dichter, der von ihm erzählt, in seiner Zeit nur in den einheitlichen antifaschistischen Aktionen zur Überwindung des Faschismus und zur Errichtung eines Volksstaates sehen kann. Noch aber kann die Barbarei sich spreizen. Heinrich Mann, der sein Land verlassen mußte, weil er es — wie er einst von Zola sagte — „ehrenhaft und gerecht wollte“, kann auch in Frankreich, das ihm Asyl gab, nicht bleiben. Zu Fuß überquert der Siebzigjährige die Pyrenäen, um nicht den Henkern in die Hände zu fallen. Zwar findet er in den USA Sicherheit für sein Leben, aber kaum mehr. Die Lohnarbeit für Hollywoods Traumfabrik, zu der er genötigt ist, wird nicht beachtet. Der Freund der Sowjetunion und leidenschaftliche Kämpfer für die Einheit der Arbeiterklasse, der entschiedene Kritiker des militaristischen Bourgeois und unermüdliche Kämpfer gegen dessen verbrecherischste Gestalt, den Faschismus, findet wenig Resonanz. Wo nur dem gepflegten Wort Referenz erwiesen wird, und nur ausschließlich diesem, ist der Streiter für die Einheit von Geist und Tat nicht hoch im Kurs. 1948 aber kann Heinrich Mann in einem Brief an Johannes R. Becher seine Freude darüber aussprechen, daß er Achtung findet, wo sie ihm erwünscht ist. Die Achtung, die die DDR dem Dichter Heinrich Mann entgegenbringt, äußert sich nachdrücklich in seiner Berufung zum ersten Präsidenten der Akademie der Künste. An Wilhelm Pieck schreibt er am 30.3.1949: „Denn Ihr anerkennt bei dem Schriftsteller die moralisch-politische Wirkung auf die Nation, ja auf die Welt. Wenn der von Ihnen genannte Weltruf von Einzelnen wirklich erreicht wird, habt in Wahrheit Ihr selbst ihn gewonnen. Jeder fortgeschrittene Autor schreibt wie Ihr handelt: für die Zukunft.“

Ja, wir anerkennen Heinrich Manns Schaffen. Wir sehen die Wurzeln seines weltliterarischen Ranges in der Erkenntnis, die sein Schreiben und Handeln bewegte, die er 1915 aussprach: „Literatur und Politik, die beide zum Gegenstand den Menschen haben, sind nicht zu trennen.“ Wir haben seine Warnung und Mahnung von 1937 beherzigt und „...den Faschismus mit der Wurzel ausgerottet.“ Wir haben jenes Vermächtnis erfüllt, das er 1945 als Wort an die Berliner niederschrieb jene Aufforderung, die die Quintessenz

eines lautereren, kampferfüllten Lebens darstellt, die eines der bewegenden Dokumente geschichtlicher Einsicht eines großen Humanisten bürgerlicher Herkunft ist. Nach der Aufforderung, die Industriellen und Finanzleute zu schlagen, eine revolutionäre Gesinnung zu zeigen, die standhaft bleibt, auch wenn sie Opfer verlangt, mahnt er, nicht noch einmal die Fehler der Republik von Weimar zu wiederholen, in der die Unterlegenheit der Arbeitenden auf listige Art festgelegt war: „Sie hat nichts aufgehalten und konnte es nicht, was hättet ihr von einer Klassenrepublik das nächste Mal zu erwarten.“ Wenn Heinrich Böll schreibt „... ich war erstaunt, als ich den *Untertan* jetzt wieder las, erstaunt und erschrocken: 50 Jahre nach seinem Erscheinen erkenne ich immer noch das Zwangsmodell einer untertänigen Gesellschaft“, so ist das die Folge der Restauration der Klassenrepublik, der Etablierung des staatsmonopolitischen Systems in der BRD. Es ist u.a. aber auch der Ausdruck der Mißachtung der Erfahrungen eines großen Humanisten, der demokratischen literarischen Traditionen, die von den meisten bürgerlichen Autoren, die in der BRD zu schreiben begannen, einfach beiseite geschoben wurden, vielfach zugunsten einer aufgeblähten Wortmacherei, die als Kunst ausgegeben wird, angeblich vom sozialen Leben unabhängig ist oder doch nicht von ihm tangiert werde. Andere Schreibende, die sich als besondere soziale Macht verstehen wollen, oder sich hergeben zu dem, was Böll einmal „Vorzeigedioten“ nannte, die den Herrschenden das Feigenblatt künstlerischer Repräsentanz liefern, sollten von Heinrich Mann lernen, was er nennt, die Bereitschaft, sich unterzuordnen: die Bereitschaft dem Volk als ganzes zu dienen, zu der er sich 1939 bekennt.

Heinrich Mann als Lehrer, davon gingen wir aus. Von ihm ist zu lernen. Es ist zu lernen, die Liebe zum Volk, den arbeitenden Menschen, die er einmal als Liebe zur Wahrheit definierte, „aller ihrer Mächte“ als er sagte: „Wissenschaft, Arbeit, Demokratie: diese große arbeitende Menschheit, die hinauf will, los von den Beschönigungen und Ungerechtigkeiten der Vergangenheit. Sich als einen der ihren fühlen und als nichts weiter, im Leben stehen wie alle Welt, dann kann man schildern, was alle Welt erlebt.“ Wahrheit in diesem Sinne als geschichtliche Wahrheit gefaßt, *repräsentiert* der Dichter Heinrich Mann, was er selbst einmal in die Maxime faßte: „Die WAHRHEIT LIEBEN, ANDERS WIRD KEINER GROSS!“

GEORG WENZEL

*Zu einigen Problemen der Thomas—Mann—Rezeption in der Deutschen
Demokratischen Republik*

Im Oktober 1947 erschien in der Berliner Zeitschrift „Aufbau“ ein Artikel von Alexander Abusch *Der ‚Fall‘ Thoman Mann*, in dem — wohl zum ersten Male aus der Sicht marxistischer Literaturbetrachtung — die „große Kontroverse“ repliziert wurde, die, durch den Brief von Walter von Molo an Thomas Mann vom 4. August 1945, ausgelöst, Grundfragen nach der Stellung des Dichters zu Deutschland, seinem Beitrag zur Bewältigung der jüngsten Vergangenheit, der Klärung von Kern und Wesen der „inneren Emigration“ aufwarf. Thomas Mann hatte in seiner Erwiderung vom 7. September 1945 unmißverständlich dargelegt, warum er nicht nach Deutschland zurückzukehren beabsichtigte. Er hatte aber auch seinen Glauben „an Deutschlands Zukunft, wie verzweifelt auch immer seine Gegenwart sich ausnehmen, wie hoffnungslos die Zerstörungen erscheinen mögen“ ausgesprochen und besonders betont, daß dieses Land „im Begriff ist, eine neue Gestalt anzunehmen, in einen neuen Lebenszustand überzugehen, der vielleicht nach den ersten Schmerzen der Wandlung und des Übergangs mehr Glück und echte Würde verspricht, den eigensten Anlagen und Bedürfnissen der Nation günstiger sein mag als der alte“.¹

Thomas Manns Haltung zur Zukunft des deutschen Volkes, seine Hoffnung auf Neubeginn, Aufbau und auf die Bereitschaft vieler, einen moralischen Gewinn aus der Katastrophe zu ziehen, war prädestiniert durch die bürgerlich-humanistische, in der antifaschistischen Emigration ausgebaute Kampfpfosition des Dichters, die ihn zu einem bedeutenden Mitstreiter gegen Hitler an der Seite der Arbeiterklasse gemacht hatte. Abusch hob hervor, daß Thomas Mann auch in der Nachkriegszeit seine „konkrete Erkenntnis der gesellschaftlichen Triebkräfte (der) Gewaltherrschaft bewahrt hat und ihre aktuelle Gefährlichkeit versteht“.² Zu bemerken aber ist auch, daß die vereinigenden Klammern, die Sorge um die Zukunft des deutschen Volkes, das Leiden Tausender Emigranten „an und um Deutschland“, eingetrieben waren in die politischen und geistigen Vorstellungen von der antifaschistisch-demokratischen Umerziehung des Volkes, die konsequent in der damaligen sowjetischen Besatzungszone Deutschlands begonnen wurde und die ohne Rückgriff auf die humanistischen Traditionen des deutschen Volkes undenkbar gewesen wäre. Abusch

stellte fest: „In der Bewahrung von hohen Werten für die deutsche Literatur stellte Thomas Mann in den Hitlerjahren einen der wesentlichsten Aktivposten des deutschen Geistes in der Welt dar. Dieser tief im eigenen Volk und in seiner Sprache verwurzelte Deutsche, dieser meisterhafte Kündler eines neuen Humanismus, der 'die Verbundenheit des künstlerischen Werkes mit den Gedanken der heutigen Menschen an den Frieden und eine bessere Zukunft der Menschheit' für unerlässlich hält, ist auch heute einer der Repräsentanten des deutschen Geistes in der Weltkultur. Als ein großer Moralist unserer Zeit wirkt er, ob er nach Deutschland . . . zurückkehrt oder ihm seine Dienste noch länger von Kalifornien aus leisten möchte, auf die ihm gemäße Art für das deutsche Volk und für die Menschheit, wie Leo Tolstoi und Romain Rolland in ihren Tagen für ihre Völker und die Menschheit.“³

Das Wissen um Thomas Manns Weiterwirken, die bewußte Verteidigung des humanistischen Dichters gegen zahlreiche Polemiken, die oft bitter, zum Teil „hämisch-feindlich“ waren, drückte eine politische Orientierung aus, die z.B. Johannes R. Becher *mit*ten in dem Streit um Thomas Mann in einer Antwort an Frank Thieß am 26. Januar 1946 vertreten hatte, als er die irrtümliche Einstellung vieler Menschen gegenüber Thomas Mann korrigierte. Es ging darum, nie zu vergessen, „daß der Name Thomas Mann für Tausende und Abertausende Menschen in der Welt den Glauben und die Hoffnung an Deutschland in der schwärzesten Zeit seiner Geschichte bedeutete und noch bedeutet“.⁴ Es ging um die Verständigung darüber, daß Thomas Mann, ein „Gestalter großen Deutschtums“, zu seiner Literatur, seiner geistigen Entwicklung und Zukunft, zu seiner Kultur, zu seinen schöpferischen Potenzen gehört und daß es die Verpflichtung aller Kräfte guten Willens war und ist, den Dichter und sein Werk anzunehmen und weiterwirken zu lassen in die sozialistische Zukunft der Nation. Die *prinzipielle* Verteidigung Thomas Manns gegenüber Reaktion, Mißverständnissen, Unduldsamkeit und dogmatischer Auslegung war nicht allein Ausdruck der hohen Wertschätzung der Kunst des Dichters durch Alexander Abusch, Johannes R. Becher und andere Gefährten des antifaschistischen Kampfes. Sie entsprach vielmehr der kulturpolitischen Orientierung der deutschen Arbeiterklasse, das Werk großer Humanisten zu pflegen, es zu verbreiten, es sich schöpferisch anzueignen.

Im Goethejahr 1949, dem Jahr erster Wiederbegegnung Thomas Manns mit Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg, sprach Johannes R. Becher anlässlich der Verleihung des Goethe-Preises an Thomas Mann in Weimar am 1. August 1949 davon, daß der Dichter nie gezögert habe, aus seinem „eigentlichen Werk hervorzutreten, wenn es galt, die ‚Forderung des Tages‘ zu erfüllen und . . . wider das Verhängnis der Zeit aufzutreten“, und er hob hervor, daß dieser streitbare Humanist offen Partei genommen hatte gegen den Antibolschewismus und daß er „mit dem Besten der deutschen Tradition das Beste der Weltliteratur“ in sich vereinigte.⁵ Wie kein anderer deutscher Schriftsteller des Bür-

gertums hatte sich Thomas Mann die russische Literatur erobert und „auf diese Weise völkerverbindend und wegweisend“ gewirkt. Thomas Manns Werk erwies sich als eine Macht des Friedens und, in dieser Hinsicht, als eine politische Macht. So drückte Bechers Bekenntnis zu Thomas Mann, ausgesprochen im Namen tausender Aktivisten des Wiederaufbaus der deutschen Städte, der Kultur und der Wirtschaft, unmittelbar die Grundsätze aus, die die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands durch ihren Parteivorstand verkündet hatte und die davon ausgingen, daß „die deutsche Arbeiterklasse... dazu berufen (ist), die Pflege unseres kulturellen Erbes in ihre Hände zu nehmen und gegen alle Verfälschungen und Entstellungen zu verteidigen, die Güter und Schätze unserer Kultur zu mehren, ein neues, einheitliches demokratisches Deutschland aufzubauen“ (*Manifest des Parteivorstandes der SED vom 28. 8. 1949*).⁶

Diesen Leitgedanken sind alle Bemühungen in der DDR um Thomas Mann in den letzten zwei Jahrzehnten verpflichtet gewesen. Thomas Manns Werk ist heute bereits kulturelles Erbe, das es zu bewahren gilt, das in seinem humanistischen Gehalt in die sozialistische Kultur und ihren Humanismus einzubeziehen ist. Was einst Idee und Entwurf der klassischen deutschen Dichter und Denker für die Zukunft des deutschen Volkes waren, ist heute, durch den Kampf der Arbeiterklasse humanistische Wirklichkeit in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft. Das Bekenntnis der Deutschen Demokratischen Republik zu Thomas Mann, ausgesprochen in Anwesenheit des Dichters auf klassischem Boden der Gothestadt Weimar 1949 und 1955 und ausgewiesen in der gesellschaftlichen Praxis des sozialistischen Staates, belegt durch eine umfassende verlegerische Arbeit, durch wissenschaftliche Erschließung und Interpretation, durch künstlerische Aneignung und das Fruchtbarwerden seiner poetischen Mittel im schöpferischen Arbeitsprozeß vieler Schriftsteller unserer Tage, drückt überzeugend aus den Umgang der Menschen mit Kunst und Kultur, die als Lebensnotwendigkeit empfunden wird. Eine solche Art des Bekennens verwirklicht Thomas Manns Hoffnung auf die Befreiung der „Kunst aus dem Alleinsein mit einer Bildungselite“ zugunsten ihres Weges zu dem Volk, „zu den Massen“. Diese Aufnahme der Kunst durch und in der Gemeinschaft gibt ihr die volle soziale Bestimmung, eine Kunst zu sein „ohne Leiden seelisch gesund, unfeierlich, untraurig-zutraulich, eine Kunst mit der Menschheit auf du und du...“.⁷

In den weiteren Darlegungen wird Rezeption in dreifachem Sinn verstanden: Rezeption als Annahme, im Sinne einer Entscheidung für das Werk des Dichters und seine Verbreitung, als Aufnahme, im Sinne intensiver geistiger Auseinandersetzung im Rahmen der Erschließung und Interpretation, und als Übernahme, wobei sein humanistischer Gehalt, seine Kunstmittel einbezogen werden in die geistigen Schöpfungen Dritter. Es versteht sich, daß in allen drei Stufen Rezeption ein intensiver Vorgang ästhetischen Erlebens und auch seelischer Aneignung des Kunstwerkes ist.

Elementare Voraussetzung der Rezeption ist das materielle Vorhandensein des Werkes in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit auf Grund der verlegerischen Bemühungen. Sie erst ermöglichen eine massenwirksame Verbreitung des Werkes. Für die DDR waren die Fragen, die mit der Rückkehr des Werkes Thomas Manns gelöst werden mußten, verbunden mit der Stellung seines „Hausverlages“ S. Fischer in Frankfurt am Main, mit den durch die Währungsentwicklung entstandenen finanziellen Problemen und mit den Anforderungen eines übergroßen Nachholebedarfs, der fast zwanzig Jahre umfaßte. Überblicken wir heute die durch die Kulturpolitik von Partei und Regierung initiierten Leistungen des Aufbau-Verlages Berlin und Weimar, des Reclam- und des Insel-Verlages in Leipzig, die sich ebenfalls des Werkes Thomas Manns annahmen, so stellen wir mit Genugtuung fest, daß eine zunehmende Kontinuität bei der Verbreitung des Werkes Thomas Manns in der DDR zu beobachten ist. Thomas Mann blieb kein Autor für elitäre Kreise und ästhetisierende Betrachter. Die Höhe der Auflagen seiner Werke beweist, daß Thomas Mann nicht nur einer der vielgelesenen Autoren in der DDR wurde, sondern im Gesamtbild des Verlags- und Kulturlebens eine zentrale Stellung einnimmt. Ein großes Verdienst erwarb sich der Aufbau-Verlag, dessen mehr als dreiundzwanzig verschiedene Ausgabebetypen, Einzel- und Gesamtausgaben, unter ihnen die zwölfbändige Ausgabe der „Gesammelten Werke Thomas Manns“ aus dem Jahre 1955, an deren Zusammenstellung der Dichter mitwirkte und die dadurch den klassischen Rang einer „Ausgabe letzter Hand“ bekam, zwischen 1952 und 1970 die beachtliche Auflagenziffer von über einer Million Exemplaren erreichte. Die Vorbereitungen auf das herannahende Jahr des hundertsten Geburtstages Thomas Manns, 1975, dessen Centenarfeiern weitere verlegerische Anforderungen stellen, werden diese Linie der Verbreitung des poetischen und publizistischen Werkes fortsetzen.

Programmatisch war bereits der Auftakt: 1952 erschienen *Buddenbrooks* und *Doktor Faustus*. Beide Werke sind Eckpfeiler im künstlerischen Werk Thomas Manns und umschließen fast ein halbes Jahrhundert seines Schaffens. Sie verbürgen den weltliterarischen Rang des Dichters. Ebenfalls 1952 erschien *Lotte in Weimar*, der Goethe-Roman, so daß auch dieses Werk meisterhafter Goethe-Rezeption des Dichters zum unverlierbaren Besitz des Volkes werden konnte. 1955, im Jahr des 80. Geburtstages Thomas Manns, lagen bereits alle Romane und Erzählungen sowie drei Bände Essays, Reden, Aufsätze und Artikel vor. Mehrere Male wurde die zwölfbändige Gesamtausgabe verlegt. Diese verlegerischen Leistungen sprechen eine beredte Sprache und dokumentieren die der sozialistischen Gesellschaft gestellte Aufgabe, mit dem Werk des Dichters das kulturelle Niveau der Leserschichten zu erhöhen und für die kritisch-schöpferische Aneignung des Werkes eine solide Basis zu schaffen.

Auf dieser Grundlage entstand eine reiche Sekundärliteratur. Das Schrifttum über Thomas Mann zählt in der DDR nahezu 3000 Titel, die seit 1945

erschienen. In dieser Zahl sind die vielen Würdigungen, Rezensionen einzelner Werke des Dichters, Spezialuntersuchungen und Studien in Zeitschriften und Zeitungen ebenso eingeschlossen wie die selbständigen Veröffentlichungen über den Dichter und die Hochschulschriften. Es ist ein Grundzug der Arbeit der demokratischen Presse, daß sie das Werk Thomas Manns regelmäßig verfolgte und dem Leser die ästhetischen und politischen Positionen Thomas Manns erklärte. Sie nahm Anteil an den Arbeiten über Thomas Mann und bewertete in kritischen Rezensionen den jeweils erreichten Stand in der Thomas-Mann-Forschung in der Republik.

Die weiteren Darlegungen zum Rezeptionsproblem können nur einige Blickpunkte bieten und eine generelle Vorstellung über wichtige Aspekte der wissenschaftlichen Interpretation vermitteln. Dabei verdient Beachtung, daß bemerkenswerte Leistungen der Thomas-Mann-Forschung in den sozialistischen Ländern, z.B. die Arbeiten von Georg Lukács, Samuel Szemere und Alois Hofmann, in DDR-Verlagen erschienen und die Forschung bereicherten. Weitere Arbeiten, z.B. von Wladimir Admoni, Tamara Silman und Judit Györi, sind im Original zugänglich.

Von großer Bedeutung für die Standpunktbildung über Thomas Mann in der DDR waren die Arbeiten von Georg Lukács, die in den fünfziger Jahren Aufbau und Entwicklung einer eigenständigen Thomas-Mann-Forschung stimulierten. Lukács hatte sich seit 1909 — es sei erinnert an die Durchleuchtung der Menschendarstellung bei Theodor Storm und Thomas Mann in dem Essay *Bürgerlichkeit und l'art pour l'art* — nahezu durchgehend mit Thomas Manns künstlerischem Schaffen und seiner weltanschaulich-politischen Entwicklung befaßt. Aus der Fülle seiner Arbeiten, die zum Teil auch Verständnis für früher mißverstandene oder in ihrer künstlerischen Aussage unterschätzte Werke, wie z.B. *Königliche Hoheit*, der Lukács 1909 eine ausführliche Rezension widmete, bewirkten, ragen die Studien *Thomas Mann über das literarische Erbe* (1936), *Auf der Suche nach dem Bürger* (1945), *Die Tragödie der modernen Kunst* (1948) — eine umfassende und alle Dimensionen des Spätwerks Thomas Manns berücksichtigende *Faustus-Analyse* — und die im Frühjahr 1955 abgeschlossene Krull-Studie *Das Spielerische und seine Hintergründe* heraus. Sie ermöglichten, die Positionen von Thomas Manns Realismus in der Periode des Verfalls der bürgerlich-imperialistischen Welt zu bestimmen und seine schriftstellerische Individualität, deren Epcchenverständnis und „Zusammengehen mit den Problemen der Epcche“⁸ zu erkennen.

Vor allem war die Gesamtsicht auf die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens und dessen Perspektive im Sozialismus wesentlich für die Kennzeichnung der besonderen Stellung Thomas Manns in der Geschichte des kritischen Realismus. Lukács hob hervor, daß Thomas Manns Lebenswerk wohl den Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie nicht direkt spiegelte. „Um so vollkommener, in einer um so umfassenderen Totalität aber spiegeln

sich darin jene ideologischen, jene seelischen und moralischen Probleme, durch welche dieser Klassenkampf allem, worin die bürgerliche Gesellschaft sich typisch offenbart, seinen Stempel aufdrückt.“⁹ Lukács bemerkte, daß Thomas Manns Probleme, natürlich in gewandelter Form, Probleme von Millionen von Menschen sind, die sich unter dem Einfluß bürgerlicher Lebensformen und Anschauungen entwickelten und lebten, daß Thomas Mann diese Menschen an den Scheideweg einer Stellungnahme für Krieg oder Frieden, Unmenschlichkeit oder Humanität, Kapitalismus oder Sozialismus führte und ihnen durch sein eigenes Verhalten zeigte, „für welchen Weg sie sich entscheiden müssen“.¹⁰ Bei dieser Orientierung wurde jedoch die Differenziertheit des Kampfes und die Dialektik der Widersprüche im Entwicklungsprozeß des Einzelnen wie der Gesellschaft übersehen, ein Entwicklungsprozeß, der nicht in der Periode der antifaschistisch-demokratischen Ordnung stehenbleibt. Lukács neigte dazu, die Phase des Demokratismus zu verabsolutieren und unterschätzte durch seine ausschließliche Beachtung der Entwicklung und Wirkung der großen bürgerlichen Realisten die Entwicklung und orientierende wie sammelnde Kraft der sozialistischen Literatur.

Georg Lukács' Thomas-Mann-Bild beherrschte viele Jahre die Methoden der wissenschaftlichen Interpretation. Es ist verständlich, daß die junge Germanistengeneration in der DDR mit dem Ausbau der Anregungen von Lukács begann, wie es sich z.B. in den Arbeiten von Inge Diersen, vor allem in ihrem Buch über die „Bedeutung der Künstlerdarstellung für die Entwicklung des Realismus im erzählerischen Werk Thomas Manns“¹¹ zeigt. Die Forschung fand aber bald eigene Wege, wobei die Arbeiten Paul Rillas zunehmende Beachtung fanden und orientierende Bedeutung erhielten.¹² Rilla hob, im Gegensatz zu manchen literarisierenden Verfallspsychologen, hervor, daß Thomas Manns künstlerische Mittel, die *Buddenbrooks* und den *Zauberberg* auszeichneten, nicht dekadent waren, sondern mit „vollendeter Meisterschaft die realistische Kunst des europäischen Gesellschaftsromans“ rekapitulierten¹³ und gab durch diese wesentliche Akzentversetzung den Blick auf die große „bürgerliche Kunst“ frei, deren progressive Traditionen zu untersuchen und für den Entwicklungsprozeß der Kunst in der sozialistischen Gesellschaft produktiv zu machen waren. Die Erkenntnis, daß Thomas Manns bürgerlicher Realismus „die Kraft hatte, dem bürgerlichen Ende standzuhalten“, lenkte den Blick auf jene Kräfte und Faktoren im Werk des Dichters, „die nicht einer niedergehenden, sondern einer aufgehenden Wirklichkeit zugehören“¹⁴, die auf irgendeine Weise an der Schaffung der Atmosphäre eines *neuen* Humanismus arbeiten.¹⁵ Für alle weiteren Untersuchungen über Thomas Mann, die das Verhältnis des Gesamtwerkes des Dichters zur Wirklichkeit zu bestimmen suchten, war die Erkenntnis wesentlich, daß Thomas Mann „den bürgerlichen Untergang nicht als Weltuntergang an die Wand malte, sondern als die Vollstreckung eines historischen Urteilspruchs“ erkannt hatte, „der zugleich die ‚neu heraufkommende Welt‘ in ihr geschichtliches Recht einsetzt“.¹⁶

Die Entwicklung der wissenschaftlichen Rezeption verlief nicht widerspruchlos. Sie gewann erst mit den Jahren an Weite und Differenziertheit, so daß auch einseitige Auslegungen verschwanden. Umfassende Sammel- und Erschließungsarbeiten zum Gesamt-schaffen Thomas Manns sicherten die faktischen Voraussetzungen für Interpretation und Analyse. Sie wurden geleistet im 1955 gegründeten Thomas-Mann-Archiv der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und unterstützt von zahlreichen Freunden des Dichters aus aller Welt. In der Forschung vernachlässigte Werkbezirke, wie z.B. die frühen Erzählungen und die Josephstetralogie, wurden zunehmend in die Gesamt- und Einzelanalysen einbezogen¹⁷ und in ihrer Bedeutung für die Bestimmung ästhetischer Positionen unterschätzte Themen- und Problemkreise, wie z.B. Typologien und Strukturen, wurden systematisch und mit Gewinn für die internationale Forschung aufgearbeitet. Mit der Untersuchung über Thomas Manns Schelme¹⁸ knüpfte Klaus Hermsdorf an die Traditionslinie literarischer Schelmenfiguren an, die das produktive Element dieses welt-historischen und weltliterarischen Typus vor allem in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche bewußt macht. Er faßte den Schelm als eine „Grundfigur“ des Werkes Thomas Manns, die bereits im Krull-Fragment der Jahre 1910/13 konstituiert und seitdem vom Dichter ständig ausgeprägt und umgebildet wurde. Jakob und Joseph wurden in diese Reihe einbezogen, die von der „Geburt eines Schelms“ bis zum „Ende des Schelms“ im späten Krull reicht. Durch die Analyse dieses Figurentyps und der damit verknüpften Konflikte und Motive gelingt es Hermsdorf, Wendepunkte und Konstanten im Schaffen Thomas Manns darzustellen und den Beitrag des Dichters zur Durchheiterung, Erhöhung und Veränderung des Lebens zu bestimmen, gemäß jener Maxime aus dem *Tschechow-Essay* Thomas Manns: „Die Hauptsache ist, das Leben umzugestalten; alles übrige ist unnütz.“¹⁹

1937, der 3. Band der Josephs-Tetralogie, „Joseph in Ägypten“, war ein Jahr zuvor erschienen, schrieb Alfred Kurella, damals in der Emigration Dimitroffs Mitarbeiter in Moskau, einen Aufsatz über *Thomas Mann und die Gegenwart*. Ungeachtet mancher Meinungsverschiedenheiten, die Thomas Manns ideologische Positionen auslösten, wurde der Wandlungsprozeß des Dichters zum militanten Humanismus hin erkannt und begrüßt. Das „Schauspiel der Entwicklung eines Geistes aus der Gedankenwelt des ausgehenden 19. Jh., die historisch den Faschismus mitgeboren hat, zum Antifaschismus“ war faszinierend und ermutigend. Thomas Manns Entwicklung wurde als „Beweis für die gewaltige künstlerische Kraft des Dichters“ angesehen, „die ihn im Krieg und Frieden mit den Gestalten seiner Einbildungskraft zur *Wahrheit der Wirklichkeit* geführt hat.“²⁰ Thomas Mann suchte damals nach realen Antworten seiner Kunst auf die Fülle der gesellschaftlichen Fragen und Probleme. Mit diesem Bemühen stand er in einer Front mit zahlreichen Schriftstellern seiner und der jüngeren Generation, die ebenfalls „im Krieg und Frie-

den“ Fragen nach Sinn, Zweck und Perspektive des Lebens stellten und die — oft Rezipienten der Kunst Thomas Manns — Antworten von Kunstwerke anderer erwarteten oder versuchten, in eigenen Schöpfungen diese Antwort zu geben. Darin liegt eine wichtige Wurzel der künstlerischen Aufnahme Thomas Manns in der schöngeistigen Literatur.

Es galt, einen großen Erfahrungsschatz künstlerischer Meisterschaft zu studieren, der sich in Thomas Manns weitgespanntem poetischem Werk und — vor allem auch in seiner literaturtheoretisch und ästhetisch orientierten Publizistik bot, die neben der operativen politischen Publizistik ein beträchtliches Ausmaß angenommen hatte. Gestaltungsfragen, der Einsatz poetischer Mittel, Aufbau und Entwicklung der Figurenwelt, die die Realisierung der ideellen Gesamtkonzeption des Autors ermöglichten, waren zu beachten. Aus dem Bemühen zu lernen, wurde nicht selten der Versuch, für das eigene künstlerische Werk Thomas Manns Kunst- und Gestaltungsmittel zu erproben, die in Essay oder Rede begonnene Auseinandersetzung und Aneignung fortzusetzen und im Sinn einer Nachfolge des Dichters zu wirken. Wenn auch die Beispiele, die diese Linie belegen, nicht übermäßig zahlreich sind, so verdienen sie doch gehoben zu werden. Dabei ist bemerkenswert, daß große Dichter und Schriftsteller, die sich im würdigenden oder kritischen Essay Thomas Mann und seines Werkes angenommen hatten — es sei nur an Alexander Abusch, Johannes R. Becher, Alfred Kurella, Bodo Uhse und Arnold Zweig erinnert —, ins eigene künstlerische Schaffen die Erfahrungen einbezogen, die sie mit Thomas Manns poetischer Bewältigung der Wirklichkeit gemacht hatten. Sie wurden die großen *Vermittler* dieses Erbes an die junge Generation unserer Schriftsteller, deren Begegnung mit Thomas Mann nur noch durch das Erlebnis des Kunstwerkes und nicht mehr im persönlichen Austausch von Zeitgenossen möglich ist.

Herausragend ist Johannes R. Bechers Verdienst, eine Brücke zum Leben und Werk Thomas Manns geschlagen und seinem Humanismus in der Deutschen Demokratischen Republik eine wahre Heimstatt gegeben zu haben. Das bekannte Begrüßungssonett *Thomas Mann*, von Becher in Weimar anläßlich der Verleihung des Goethepreises an Thomas Mann am 1. August 1949 gesprochen²¹, war voller Bereitschaft, im Willkommen und Bekenntnis zu Thomas Mann den Dichter aufzunehmen. Aber auch andere Schriftsteller gingen diesen Weg produktiver Begegnung weiter und bereicherten ihr eigenes Schaffen durch das Phänomen Thomas Mann.

Am Beispiel einiger künstlerischer Arbeiten von Alfred Kurella und Louis FURNBERG soll dieses im einzelnen belegt werden. Sie entstanden Ende der dreißiger, Anfang der vierziger Jahre. Die Autoren lebten in der Emigration und wählten das Beispiel Thomas Mann und Teile seines Werkes, um Kunstmittel dieses Dichters nicht nur für ihr eigenes Schaffen zu erproben, sondern um klärend in die Diskussion über Aufgabe und Anforderung an die antifaschisti-

schen Emigranten einzugreifen. So trugen diese poetischen Versuche dazu bei, den Platz vieler bürgerlicher Intellektueller in der Emigration zu bestimmen. Da Kurellas und Fürnbergs Arbeiten, auf die wir uns im weiteren beziehen, erst Anfang der sechziger Jahre in der DDR einem großen Leserkreis bekannt wurden, wirkten sie auch auf die junge sozialistische Gegenwartsliteratur ein, indem sie ein Beispiel gaben für die künstlerische Vermittlung und Aneignung kulturellen Erbes.

In dem zwischen 1939 und 1941 in Moskau-Malejewka geschriebenen ersten Roman des Zyklus *Das Kraut Moly, Kleiner Stein im großen Spiel*, unterlegt Alfred Kurella seinem Helden, dem deutschen Schriftsteller Richard Greiner, der seit 1933 in der französischen Emigration lebt, Züge, die teilweise Thomas Manns Exildasein nachzeichnen. Interessant ist, daß in der Frontenbildung für die Entwicklung der antifaschistischen Emigration gerade Thomas Manns Zögern und Ringen um sein Bekenntnis zur Emigration reflektiert wird. Im Gespräch der kommunistischen Emigranten Friedrich List und Karl Metzger²² wird der „Fall“ Thomas Mann durchleuchtet, der auf die Zurücknahme der voreilig angekündigten Mitwirkung Thomas Mann an der von seinem Sohn Klaus Mann herausgegebenen Emigrantenzeitschrift *Die Sammlung* zurückgeht. An der Frage: Thomas Mann — Emigrant durch Zufall, Emigrant aus Mitläuferschaft oder Thomas Manns zukünftiger Weg („er . . . wird noch einmal an der Spitze unseres Häufleins stehen“²³) entzündeten sich die Überlegungen über Sinn und grundlegende Aufgaben der Emigration: Zusammenstehen, Sammlung, Ringen um jeden echten Gegner des Faschismus unter dem sich herausbildenden Ziel der Schaffung einer antifaschistischen Volksfrontbewegung.

Fast zur gleichen Zeit entwirft Louis Fürnberg in der palästinensischen Emigration den Plan zu einem größeren Roman, dessen erstes Buch und Teile des zweiten er 1942 abschloß. Unter dem Titel *Der Urlaub* wurde 1962 der vorhandene Text aus dem Nachlaß veröffentlicht. Das 1. Buch dieses Romanfragments sollte zu der selbständigen *Tessiner Novelle* umgearbeitet werden. Sie ist zweifellos das intensivste Zeugnis der Prosa Fürnbergs für seine Thomas-Mann-Rezeption. Mit Hilfe eines menschlichen Gegenbildes, das aus einer anderen Welt als die Figuren Thomas Manns stammt, sollen Pessimismus, Lethargie und Resignation der Zauberberg-Helden überwunden werden. Fürnberg zeigt in seiner Erzählung nicht so sehr den „raffinierten oder naiven Guerillakrieg gegen den Tod“ wie Bertholt Brecht die Grundtendenz des *Zauberbergs* einmal beschrieb²⁴ —, sondern den in gesellschaftlicher Notwendigkeit und ihr gemäßen Aufgaben wurzelnden Versuch des Helden, eines Dorfschullehrers aus Böhmen namens Kassner, sich gegen Ohnmacht und Selbstaufgabe zu behaupten und ins Leben zurückzukehren, wo er gebraucht und erwartet wird. Wie ehemals der Patriziersohn Hans Castorp reist der „Stehkragenproletarier“ Kassner nach dem Süden. *Zauberberg*-Lektüre hatte den

begabten, aber kranken Mann auf diese Reise vor dem vermeintlichen Tod vorbereitet. Die Welt des *Zauberbergs* ist präsent; sie wird aber nicht nur imitiert, sondern entsprechend Fürnbergs Konzeption umstrukturiert. Es gibt Figurenanalogien: ein Dr. Maag steht an merkantilem Interesse seinem Vorbild, dem Hofrat Dr. Behrens, in nichts nach; Kassner findet nicht nur seine Antagonisten, die um seine Seele ringen, wie Settembrini und Naphta um die Castorps. Da ist der „Freund“ Reinhard Colon, der realistische Maler Sigrist und der antifaschistische Schriftsteller Schwerin. Sie personifizieren Lebenshaltungen und Denkweisen bürgerlicher Observanz. Kassner findet auch seine Clawdia Chauchat in Gestalt der lungenkranken Amerikanerin Greta Lilienfein, die Davos bereits hinter sich hat. Der Erfüllung der Liebe folgt ihr unerwarteter Tod; das ist der „Donnerschlag“, der den Helden in die Welt zurückwirft und seiner menschlichen Bestimmung zuführt, als Kämpfer für die neue Zeit einzutreten.

Der Weihnachtsabend, als Zwischenkapitel des zweiten Buches gedacht, repliziert Thomas Manns *Schnee*-Kapitel aus dem *Zauberberg*. Castorps Erkenntnis: „Ich will gut sein. Ich will dem Tode keine Herrschaft einräumen über meine Gedanken! Denn darin besteht die Güte und Menschenliebe, und in nichts anderem“,²⁵ beherrscht auch Kassners Denken und späteres Tun, sein Erinnern und Träumen, während er durch die verschneite Landschaft um Karlsbad wandert. „Da er so ging, voll von den inwendigen Gesichtern, die die Nacht heraufbeschor, die Erinnerung, die Winterluft, die traumhafte Einsamkeit, empfand er doch so etwas wie Befriedigung über sich selbst.“²⁶ Zuversicht und das Gefühl der Geborgenheit in der Gemeinschaft, in der Klasse und der Partei, die Bereitschaft, ihr zu helfen, für sie zu kämpfen, vor der neuen großen Reise „nach Spanien“, in den wahren Befreiungskampf der Menschheit, kennzeichnen die Haltung Kassners. Diese Umfunktionierung auf Grund des Bekenntnisses zum Leben, dieses „Hurra und ins Feuer mit den Krankengeschichten!“²⁷ nimmt vorweg, was Thomas Mann später selbst bekannte, als er den Helden des demokratischen Aufbaus in der sowjetischen Besatzungszone im Sommer 1949 begegnete: „... ich habe in Gesichter geblickt, denen ein angestrengt guter Wille und reiner Idealismus an der Stirn geschrieben steht, Gesichter von Menschen, die achtzehn Stunden täglich arbeiten und sich aufopfern, um zur Wirklichkeit zu machen, was ihnen Wahrheit dünkt und in ihrem Bereich gesellschaftliche Bedingungen zu schaffen, die... einen Rückfall in Krieg und Barbarei verhindern sollen. Selten oder nie habe ich diese Gesichter lächeln sehen. Es liegt ein asketischer Ernst auf ihnen, strenge Ruhe, Entschlossenheit und eine der Verbesserung des Irdischen zugewandte Frömmigkeit. Menschlich ist dem schwer zu widerstehen.“²⁸ Das ist, übertragen gemeint, Kassners Person in ihrer Entwicklung, ihrem Wesen, nachdem er sich vom Abgrund des verführerischen Traums in Lugano zurückgerissen hat.

Als Fürnberg im Herbst 1955 seine eigene *Krankengeschichte* nach einem

schweren Herzinfarkt erlebte und niederschrieb — er charakterisierte diese Prosa als „ein in einen belletristischen Rahmen hineingespanntes Essay“, dessen Vorgang, „die Genesung des Kranken“ symbolisch paralell zu dem lief, „was wir momentan in der Politik erleben“²⁹ — wurde für ihn wie für seinen Helden Kassner, dem schon Autobiographisches zugeeignet war, Thomas Mann Gegenstand und Zielpunkt der meditierenden Betrachtung. *Zauberberg*-Lektüre und Erinnerung an die frühsummerlichen Begegnungen mit dem Dichter in Weimar anlässlich der Feiern zu Schillers 150. Todestag, . . . verehrendes Ja zum Heldentum des Bewahrens, Durchhaltens und Beharrens, Kritisches Nein zu den „morbiden, von Verfall und Krankheit affektierten negativen Helden“, Ja zu den „Gefährten unserer eigenen Mühe und Plage, unserer Rückschläge und unserer Siege“³⁰, aber Nein zum falsch gewählten Standort der Helden des *Zauberbergs*, wodurch sich das Scheitern der pädagogischen Mission dieses Werkes erklären ließ. Wo ist der Dichter „der zweifellos Leidende, die ganze Zeit über mit seiner Liebe gewesen? Sollen wir nicht fragen dürfen“ angesichts dieses „großartigen Gleichnisses“ vom „Berg der Moribunden“³¹ heißt es schließlich.

Fürnbergs Rezeption zeigt deutlich eine Umfunktionierung der Ideen Thomas Manns. Dem sozialistischen Dichter geht es um Dabeisein, Aktualität, die gegen contemplative Haltung gesetzt wird. Leben behauptet sich gegen Krankheit und Tod; die Hoffnung siegt über Resignation. Fürnberg gelang es, künstlerische Vorwürfe und Mittel Thomas Manns für die poetische Meisterung einer neuen Wirklichkeit produktiv zu machen. Sein poetischer Versuch, der essayistisch durchdrungen ist, ist ein interessantes Beispiel für die Denkweise und Auseinandersetzung bürgerlicher Helden mit den brennenden Fragen des Kampfes in der Periode des Übergangs der Menschen von der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaftsordnung. Es ist verständlich, daß jüngere Autoren diese Linie fortsetzen und den paradigmatischen Charakter weltanschaulicher und ästhetischer Fragestellungen Thomas Manns für ihre Arbeit weiter erproben.

Zauberberg-Nachfolge, Versuche der schöpferischen Aneignung im Kunstwerk, Nutzung des poetischen Instrumentarismus, der Kunstmittel und Kompositionsformen für die Strukturierung eigener Prosa kennzeichnet auch weite Partien des Romans *Wir sind nicht Staub im Wind* von Max Walter Schulz³². Wie im *Zauberberg* Naphta und Settembrini um die Seele des „tumben Toren“ Hans Castorp ringen, so auch die Antagonisten dieses Romans, „der durch die Faschisten gemaßregelte Humanist, (Prof. Dr. Fübler, Lehrer an einer höheren Schule), der ‚Jesuit‘ im zeitgemäßen Gewande des zum Katholizismus konvertieren, mit dem Existentialismus umgehenden Intellektuellen, (van Bouden) und — wie Dieter Schlenstedt, dem wir weiter folgen, hervorhebt — neu im Figurenspiel solcher Szenen — der spätgeratene Kommunist (Jaroslaw Kladek). Es geht darum — und in dieser Weise wird die Frage nach

dem Schicksal und die Frage nach dem gemäßen Verhalten im Jahre 1945 hier aufgeworfen — ob der Mensch sich dem Schmerz auszusetzen habe, um Erkenntnis zu gewinnen, oder ob die Umstände ihn ungefragt in den Schmerz treiben; es geht um die Frage, ob es nur ein Wissen im Nachhinein geben könne oder auch ein änderndes Vorsorgen.“³³ Es sei nicht verschwiegen, daß die Thomas-Mann-Rezeption sozialistischer Schriftsteller auch Meinungsverschiedenheiten zeigt. Günter Kunert, dessen an B. Brecht geschulte Lyrik sehr bekannt ist, ist sicherlich von der Konzeption Brechts über Thomas Mann beeinflusst, so daß er ein problematisches, wenn nicht gebrochenes Verhältnis zu Thomas Mann ausdrückt. Seine, d. h. Kunerts, *Verzauberung* (1955) ist Desillusionierung. Der Respekt vor der Größe der Kunst Thomas Manns — „unbestritten wird bleiben eine bis an die Grenze des Möglichen gelangte Kunst: die des Bewahrens“ — wird gemindert durch den Hinweis auf die Grenze dieser Kunst, „nicht aufs Bewirken“ gerichtet zu sein. Das „Pandämonium des Individualismus“ wird ausgespielt gegen die „ganze Menagerie, Metamorphosen und Monologe“ Franz Kafkas, die als „weltpräziser und zeithaltiger“ angesehen werden, „als die viel späteren Spekulationen Zeitbloms über den Pakt einer Nation mit dem Teufel“, einer Nation, die nicht die ungeheure Schuld ertragen kann, die dieser Teufelspakt auslöste! Es ist eine eigenartige Verkennung der Historizität des Werkes Thomas Manns und seiner Dimensionen, das Leben und Welt in einer höheren Form aufnahm als nur im Schicksal der „wunderbaren, teils heiteren, teils schmerzlichen Gestalten“ und die in der geschichtlichen Verallgemeinerung auch Alltag war im Werk des Dichters und nicht mit seinen Schrecknissen „stets draußen vor den Buchdeckeln geblieben ist.“³⁴

Problematisch ist auch ein weiteres Beispiel für die künstlerische Aneignung Thomas Manns. Rolf Schneider, der schon in früheren Arbeiten moralisch-politische Konflikte bürgerlicher Intellektueller in der Auseinandersetzung mit dem Faschismus und der neofaschistischen Restauration gestaltete, veröffentlichte 1970 den Roman *Der Tod des Nibelungen* mit dem an Thomas Manns *Doktor Faustus*. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde“ orientierten und ihn parodierenden Untertitel „Aufzeichnungen des deutschen Bildschöpfers Siegfried Amadeus Wruck, ediert von Freunden“.³⁵ Zweifellos ist diese Romansatire, deren parodistische Motivbezüge die Verbindung zu Helden Thomas Manns, zu Adrian Leverkühn und auch zu Felix Krull, wachrufen, in der *Nachfolge* Thomas Manns zu sehen, allerdings einer sehr epigonalen und fragwürdigen. Wohl kaum eignet sich die Parodie einer Parodie, die ja schon der *Doktor Faustus* ist, für die Analyse und Aufhellung von Epochenfragen, zumal auch der Zuschnitt des Helden S. A. Wruck äußerst begrenzt ist. Die Kritik machte darauf aufmerksam, daß es äußerst problematisch ist, „das Zitat, die Kollage zum konstitutiven Element“ einer Satire zu machen.³⁶ Schneiders Buch parodiert auch die

Memoirenliteratur, wie sie vor allem in der Bundesrepublik zur Restaurierung und Stabilisierung reaktionärer Verhältnisse entstand und eingesetzt wurde.

Schneider baut sein Buch nach der Gliederung eines Fragebogens der amerikanischen Militärregierung auf, dessen neun Teile mit insgesamt 131 Fragen genügend Anknüpfungsmöglichkeiten bieten, die Stationen und Ereignisse der zunehmenden Identifizierung des Künstlers S. A. Wruck mit dem Faschismus zu verfolgen. Ähnlich der Verflechtung von drei Zeitschichten in Thomas Manns *Doktor Faustus* wird auch im *Tod des Nibelungen* eine Dreischichtung entwickelt, mit deren Hilfe ein Epochenbild realisiert werden soll. Der Lebensweg Wrucks erinnert an viele Fakten des Lebensweges Nietzsches alias Adrian Leverkühns: Drei Jahre Studium in Halle (Werkkunstschule Giebichenstein), skurrile Lehrmeister wie Professor Greiler-Elgk und Johann Baptist Saugmaul, als deren Vorbilder Adrian Leverkühns Hallenser Lehrer Kumpff und Schleppefuß zu erkennen sind. Greiler-Elgks El-Greco-Interpretation als Versuch, die Tauglichkeit der Kunstmittel und ihre Wirkung in der spätbürgerlichen Gesellschaft zu prüfen, rücken die Monologe des Interpreten in die Nähe von Wendell Kretzschmers Erläuterungen der Klaviersonate op. 111 von Ludwig van Beethoven.

Die Entwicklung des Freundes Wrucks, eines gewissen Rainer Gesell, mündet in die verbrecherische Planungsarbeit Himmlers und seiner Spießgesellen zur Vernichtung von Menschen. In dieser Funktion verführt Gesell-Mephisto Wruck, der teuflischen Macht des Faschismus zu dienen. Teufelsgespräch und Verschreibung, Dialogkernstück des Romans, begründen und besiegeln die Unterwerfung des Künstlers unter den Willen menschen- und kunstfeindlicher Mächte und beseitigen die letzte Möglichkeit, mit der Kunst der Menschlichkeit zu dienen.³⁷ Nürnberg-Kaisersaschern fallen zusammen. Schwärzeste Vergangenheit geht in die dunkle Nacht des Faschismus über; „Kreuz, Tod und Gruft“ — Leitformel Thomas Manns, zur Kennzeichnung der unheilswangeren Welt Nietzsche entlehnt, kehrt wieder in der Beschwörungsformel bei der Beschreibung Nürnbergs „O, deutscher Geist und dunkler Duft“. Genug der Bezüge!

Es ist bezeichnend, daß die Romane *Der Zauberberg* und *Doktor Faustus* sich für die künstlerische Aneignung am besten zu eignen scheinen. Beide Romane Thomas Manns sind repräsentativ für die Entwicklung des Geisteslebens in der spätbürgerlichen Gesellschaft. In beiden Romanen wächst aber auch die Humanismuskonzeption Thomas Manns aus dem humanistischen Menschenbild des Dichters heraus, das es zu behaupten und zu verteidigen gilt. In beiden Romanen geht es um Analyse und Bilanz geistiger Grundfragen der Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus und um die Bestimmung des Platzes des Menschen und besonders des Künstlers in der Gesellschaft. Selbst dort, wo Thomas Mann keine andere Lösung anbieten kann, als seine Helden in Schlacht (*Der Zauberberg*) und Tod (*Doktor Faustus*) zu entlassen,

verlircht nicht die Hoffnung auf Neubesinnung und Neubeginn. Die Formel „Der Mensch soll dem Tode keine Herrschaft einräumen über seine Gedanken“ wirkt ebenso als vorwärtsweisendes und lebensbejahendes Schlüsselwort wie das Gnadenlicht im *Doktor Faustus*, das eine menschenwürdige Zukunft der Kunst mit der Menschheit auf du und du verheißt.

Louis Fürnberg, Max Walter Schulz und Rolf Schneider entwickeln ihr Humanismus- und Menschenbild nicht nur in motivischer Verbindung zu Thomas Manns Romanen; sie verzichten zugunsten einer klaren Bestimmung der Klassenfronten auf jeden problematischen Synthese- oder utopischen Harmonisierungsversuch. Die Deformation des Menschen durch den Imperialismus, der Mißbrauch der Kunst werden durchweg verurteilt. Fürnberg und Schulz entwickeln eine Tatkonzeption, die der siegreichen sozialistischen Gesellschaft, ihrer Epochenkenntnis und der politisch-gesellschaftlichen Verantwortung der Kunst gerecht wird.

Abschließend wäre zu bemerken, daß nicht nur Epochenromane zur Nachahmung und zum künstlerischen „Spiel“ reizten, sondern daß auch von der kleinen erzählerischen Form Impulse und Anregungen ausgingen. Der Schriftsteller Kaspar Germann nahm Thomas Manns Prosa-Studie „Schwere Stunde“ zum Vorwurf, um in der autobiographisch angelegten Erzählung *Ermütigung* Probleme des schriftstellerischen Wirkens zu reflektieren. In dieser Novelle geht es um Kernfragen des künstlerischen Schaffensprozesses. Der Schriftsteller Ernst Raviger, von Beruf Lehrer, gewinnt im selbstquälerischen Ringen um den Stoff Einsichten in seine künstlerischen Möglichkeiten und Grenzen. Er begreift die Verpflichtung und die Größe der Verantwortung des „schweren Berufs“. Reflektionen zum Tode Thomas Manns, des maßstabsetzenden Lehrers und Vorbildes, der Blick auf dessen unvergängliche Lebensleistung und auf die schöpferische Verarbeitung der humanistischen Traditionen im Goethe-Roman *Lotte in Weimar* richten den schon Verzagenden auf, ermöglichen ein Wieder-Sehen-Können, ein Wieder-Mut-Fassen. Raviger schreibt seine Arbeit zu Ende, und sicherlich werden in dieser Haltung noch viele Kunstwerke entstehen, „für alle, die zweifelten, die Not litten durch ihre Kunst, die sie ja nicht für sich behalten wollten, beileibe nicht, mit der vielmehr sie aussagen, freuen, aufrichten, verändern wollten“.³⁸

Anmerkungen

¹ Thomas Mann: Briefe 1937—1946. Hersg. von Erika Mann. S.-Fischer-Verlag Frankfurt am Main 1963, S. 446.

² Alexander Abusch: Schriften Band II, Literatur im Zeitalter des Sozialismus. Beiträge zur Literaturgeschichte 1921—1966. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1967, S. 249.

³ a. a. O., S. 251 f.

- ⁴ J. F. G. Grosser: Die große Kontroverse. Ein Briefwechsel um Deutschland. Nagel-Verlag Hamburg, Genf, Paris 1963, S. 99 f.
- ⁵ Johannes R. Becher: Rede zur Verleihung des Goethe-Preises an Thomas Mann. Gehalten in Weimar am 1. August 1949. Zitiert nach dem maschinenschriftlichen Original der Rede im Johannes-R.-Becher-Archiv der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin, S. 2 f.
- ⁶ Zur Goethe-Feier der deutschen Nation. Manifest des Parteivorstandes der SED vom 28. 8. 1949. In: Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Band 2. Dietz-Verlag Berlin 1952, S. 334.
- ⁷ Thomas Mann: Doktor Faustus. In: Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Aufbau-Verlag Berlin 1955. Band 6, S. 438.
- ⁸ Georg Lukács: Der letzte große Vertreter des kritischen Realismus (13. 8. 1955). In: G. Lukács: Thomas Mann. Aufbau-Verlag Berlin 1957, S. 192.
- ⁹ a. a. O., S. 194.
- ¹⁰ a. a. O., S. 195.
- ¹¹ Inge Diersen: Untersuchungen zu Thomas Mann. Die Bedeutung der Künstlerdarstellung für die Entwicklung des Realismus in seinem erzählerischen Werk. Verlag Rütten und Loening Berlin 1959, 371 S.
- ¹² Paul Rilla: Thomas Mann und sein Zeitalter, Notizen zu Thomas Manns „Doktor Faustus“. Thomas Mann Novelle „Tristan“. In: P. Rilla: Essays. Henschel-Verlag Berlin 1955, S. 226—283. — Vgl. auch: Das Kapitel Thomas Mann. In: P. Rilla: Literatur und Lüth. Eine Streitschrift. Henschel-Verlag Berlin 1948, S. 45—60, und P. Rilla: Goethe in der Literaturgeschichte. Zur Problematik der bürgerlichen Bildung (mit einem Exkurs über Thomas Manns „Lotte in Weimar“). Henschel-Verlag Berlin 1949.
- ¹³ Paul Rilla: Essays. a. a. O., S. 229.
- ¹⁴ a. a. O., S. 240.
- ¹⁵ Vgl.: Thomas Mann: Ansprache an die Züricher Studentenschaft (10. 6. 1947, anlässlich einer Vorlesung aus dem „Doktor Faustus“). In: Th. Mann: Gesammelte Werke in zwölf Bänden. S.-Fischer-Verlag Frankfurt am Main 1960. Band 10, S. 370 f.
- ¹⁶ Paul Rilla: Essays. a. a. O., S. 242.
- ¹⁷ Vgl. folgende Arbeiten: Eike Middell: Thomas Mann — Versuch einer Einführung in Leben und Werk. Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig 1968, 295 S.; Helmut Beck: Thomas Manns Josephstetralogie und das Gestaltungsprinzip der epischen Ironie. In: Betrachtungen und Überblicke. Zum Werk Thomas Manns. Herg. von Georg Wenzel. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1966, S. 11—106; Eberhard Hilscher: Thomas Mann. Sein Leben und Werk. Volk und Wissen Volkseigener Verlag Berlin 1968, 294 S.
- ¹⁸ Klaus Hermsdorf: Thomas Manns Schelme. Figuren und Strukturen des Komischen. Verlag Rütten und Loening Berlin 1968, 386 S.
- ¹⁹ Thomas Mann: Versuch über Tschschow (1954). In: Th. Mann: Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Aufbau-Verlag Berlin 1955. Band 11, S. 330.
- ²⁰ Alfred Kurella: Thomas Mann und die Gegenwart (1937). In: A. Kurella: Zwischendurch. Verstreute Essays 1934—1940. Aufbau-Verlag Berlin 1961, S. 132.
- ²¹ Johannes R. Becher: Thomas Mann. Zu seinem Besuch in Weimar. In: J. R. Becher: Auf andere Art so große Hoffnung. Tagebuch 1950. Band 12 der Gesammelten Werke. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1969, S. 281 f.
- ²² Alfred Kurella: Kleiner Stein im großen Spiel. Aufbau-Verlag Berlin 1961, S. 21 ff.
- ²³ a. a. O., S. 24.
- ²⁴ Bertolt Brecht: Schriften zur Literatur und Kunst. Band 1, 1920—1939. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1966, S. 29.
- ²⁵ Thomas Mann: Der Zauberberg (1924). In: Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Aufbau-Verlag Berlin 1955. Band 2, S. 700. — Diese Formel findet ihre prägnanteste Bestimmung

- im weiteren Ablauf des Monologs von Hans Castorp: „Der Mensch soll um der Güte und Liebe willen dem Tode keine Herrschaft einräumen über seine Gedanken“. (a. a. O., S. 701).
- ²⁶ Louis Fürnberg: Der Urlaub. In: Louis Fürnberg: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1967. Band 3, S. 269.
- ²⁷ a. a. O., S. 262.
- ²⁸ Thomas Mann: Briefe 1948—1955 und Nachlese. Herg. von Erika Mann.S.-Fischer-Verlag Frankfurt am Main 1965, S. 97 f.
- ²⁹ Louis Fürnberg: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1968. Band 4, S. 506.
- ³⁰ a. a. O., Krankengeschichte. Fragment, S. 169.
- ³¹ a. a. O., S. 170 f.
- ³² Max Walter Schulz: Wir sind nicht Staub im Wind. Roman einer unverlorenen Generation. Mitteldeutscher Verlag Halle (Saale) 1966.
- ³³ Dieter Schlenstedt: Ankunft und Anspruch. In: Sinn und Form. 18. Jahr 1963. 3. Heft, S. 819.
- ³⁴ Günter Kunert: Verzauberung. In: Sonderheft Thomas Mann der Zeitschrift Sinn und Form. Berlin 1965, S. 378.
- ³⁵ Rolf Schneider: Der Tod des Nibelungen. Aufzeichnungen des deutschen Bildschöpfers Siegfried Amadeus Wruck, ediert von Freunden. Hinstorff-Verlag Rostock 1970.
- ³⁷ Volker Kurzweg: Ein Fragebogen. In: Sinn und Form. 23. Jahr 1971. 3. Heft, S. 731. — Kurzweg betont ausdrücklich, daß Zitat und Kollage Möglichkeiten bieten, die Weltanschauung eines Autors als Wertung im Kunstwerk zu erkennen. „Parodie und Satire sind gefürchtete Waffen, weil in ihnen die Wertung bis zum äußersten getrieben werden kann, die Abwertung einschließt. Rolf Schneider unternimmt den Versuch, die Möglichkeiten beider Richtungen zu vereinen. Er parodiert mit dem Zitat, benutzt die Kollage aus spätbürgerlicher Literatur zur Parodie auf eben diese Literatur.“ (a. a. O., S. 732). Vgl. auch: Hans Joachim Bernhard: Ein Nazigünstling gibt zu Protokoll. In: ND — Literatur 3/1971. Ausgabe vom 10. 3. 1971, S. 16.
- ³⁷ Rolf Schneider: Der Tod des Nibelungen, S. 207 ff.
- ³⁸ Kaspar Germann: Ermutigung. In: Spektrum. Mitteilungsblatt für die Mitarbeiter der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zum 90. Geburtstag Thomas Manns 11. Jahrgang. Heft 5, S. 200.

HORST HAASE

*Die Bedeutung des Sozialismus für Thomas Manns
„Versuch über Tschechow“*

Der Titel, den ich meinen Bemerkungen gegeben habe, deckt sich nicht mit der generellen Thematik unseres Kolloquiums.¹ Er scheint nichts zu tun zu haben mit der Rezeption des Werkes von Thomas Mann, die in den anderen Beiträgen im Zentrum der Aufmerksamkeit stand. Ich hoffe aber, daß dieser Schein — zumindest was den Ansatz meines Beitrags anbelangt — trügt und ich mich in die allgemeine Zielrichtung unserer Bemühungen einordnen kann. Nur so wohl vermag ich meinem Thema auch einige neue Aspekte abzugewinnen, kann ich dem, was Alois Hofmann, Samuel Szemere, Inge Diersen und Eike Middell über den *Versuch über Tschechow* meistens kurz aber doch sehr treffend geschrieben haben, einiges hinzufügen.²

Wie aus dem Brief Thomas Manns an den Schweizer Schriftsteller und Journalisten Friedrich H. Weber vom 18. Juli 1954 hervorgeht, entstand der *Versuch über Tschechow* gerade in diesen Sommertagen.³ Auch Erika Mann berichtet in ihrem Buch *Das letzte Jahr*, daß dieses Werk in den Urlaubstagen des August 1954, die Thomas Mann in dem literarisch so bezugsreichen Sils-Maria im Engadin verbrachte, die „Hauptsache“ gewesen sei,⁴ bevor er sich dann seiner letzten Arbeit, dem *Versuch über Schiller* zuwandte.⁵ Aus dem Brief an Weber wird ersichtlich, daß der 50. Todestag Anton Tschechows am 15. Juli 1954 zwar der Anlaß für die Würdigung dieses Dichters gewesen ist, daß damit aber gleichzeitig eine gesuchte und gefundene Gelegenheit gegeben war, die eigenen innersten und drängendsten Gedanken zu den Epochenproblemen darzulegen. Und dieser Brief — ebenso wie ein zweiter, sechs Wochen vorher an Hans Norbert Fügen geschriebener⁶ — macht weiterhin deutlich, daß die Rezeption des Werkes von Thomas Mann, die Reaktion auf seine Existenz als Schriftsteller und als bedeutende geistige Persönlichkeit, dazu beiträgt, diese Gedanken zu provozieren.

Gehen wir chronologisch vor und wenden uns zuerst dem Brief an Fügen vom 29. Mai zu. Dieser heute bekannte bürgerliche Literaturwissenschaftler hatte sich an Thomas Mann offensichtlich mit Bemerkungen vor allem zur Josephs-Tetralogie und zum Doktor Faustus, insbesondere zur Charakterisierung der Hauptfiguren, gewandt. Doch war seinem Brief darüber hinaus wohl noch mehr zu entnehmen; die Frage nämlich nach Rat für die weltanschauliche

und politische Orientierung in einer für diesen damals noch relativ jungen Menschen äußerst komplizierten und widerspruchsvollen Welt. Auf jeden Fall hat Thomas Mann den Brief Fügens in dieser Weise interpretiert. Er ist ein Zeugnis dafür, wie groß die Autorität des Schriftstellers weit über das spezifisch Künstlerische und Schriftstellerische hinaus gewesen ist, wie sehr er für eine ratsuchende bürgerliche Jugend auch in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg ein Vorbild gewesen ist, an dem man sich zu orientieren suchte. Die Antwort, die Thomas Mann erteilt, scheint jedoch zunächst dieser Autorität nicht zu entsprechen. Er schreibt: „In Ihrem Brief habe ich mir die Stelle angestrichen, auf die er hinausläuft — nämlich auf das Verlangen nach einem ‚kleinen Hinweis‘, wie man sich in unserer verworrenen und zerrissenen Welt am richtigsten zu halten und zu stellen habe. Wäre das lieber nicht gekommen! Es ist das, was mir Ihren freundlichen Brief beschwerlich macht, denn der ‚kleine Hinweis‘ würde sich unvermeidlich zu einer langwierigen Pantomime auswachsen, auf die ich mich nicht einlassen kann. Man muß mich überhaupt so nicht fragen. Mein Leben und was es zeitigte liegt offen da. Ist irgend etwas menschlich Beispielhaftes daran, irgend etwas Hilfreiches, so möge man es nutzen und von dem Alten nicht Extra-Weisheitssprüche verlangen.“⁷ Das und besonders die Verse Goethes, die er dem noch anfügt, klingt recht abweisend und unwillig. Im Grunde genommen ist aber der „Versuch über Tschechow“, der bald danach geschrieben wird, ein Eingehen auf diese Fragestellung, ist er die „langwierige Pantomime“, zu der sich die Antwort auswächst. Zwar sind auch in ihm keine „Extra-Weisheitssprüche“ enthalten, geht er aus von der Unsicherheit der gesellschaftlichen Position des Autors, gibt aber alles in allem doch mehr als einen „kleinen Hinweis“, nämlich die ausführliche Darstellung der Auffassungen Thomas Manns „wie man sich in unserer verworrenen und zerrissenen Welt am richtigsten zu halten und zu stellen habe“. Die Antwort ist — wie jener nichtgeschriebene Brief — „beschwerlich“, aber sie wird gegeben. Indem sich der Dichter Klarheit über die eigenen Fragen zu geben sucht, erteilt er gleichzeitig dem Ratsuchenden indirekt eine Antwort. Die aus der Rezeption seines Werkes erwachsene Autorität provozierte jene Fragen an den Schriftsteller, deren Beantwortung in der Form des Essays das Werk wiederum bereicherte und abrundete. Es kommt also zu einer interessanten Wechselwirkung von literarischem Werk — der Rezeption dieses Werkes — daraus resultierenden Fragen der Leser — und neuen, um Antwort bemühten Werken des Schriftstellers.

Es gibt noch einen zweiten Anlaß für den Tschechow-Essay, der aus der Rezeption des Werkes von Thomas Mann heraus erfolgt. Er wird in jenem Brief an Friedrich H. Weber vom 18. Juli 1954 sichtbar. Thomas Mann bedankt sich darin für dessen Erwiderung auf die kritisch-verleumderische Darstellung, die er und sein Werk in der *Tragischen Literaturgeschichte* von Walter Muschg gefunden hatten.⁸ Wie jene achtungsvolle Rezeption des jungen Wissen-

schaftlers Hans Norbert Fügen, so bereitet auch diese negative Aufnahme seines Werkes durch den Basler Literaturprofessor dem Dichter mehr Beschwernis, führt aber ebenfalls doch zu einer positiven Anregung in Hinsicht auf das in Arbeit befindliche Werk. Es ist ein Satz Walter Muschgs, den Thomas Mann sich herausgreift, um daran weiterführende Gedanken zu knüpfen. Er findet sich in der *Tragischen Literaturgeschichte* im Zusammenhang mit der Charakterisierung Thomas Manns als eines die Dichtung parodistisch in Frage stellenden Literaten und lautet: „Er glaubt mit seiner Doppelzüngigkeit alle bisherigen Begriffe von Dichtung hinter sich zu lassen und ergötzt eine verlorene Welt, die seinen Glauben teilt, ohne ihr die Spur eines rettenden Gedankens zu geben.“⁹

Es soll hier nicht weiter davon die Rede sein, was sich hinter den Positionen von Muschg verbarg. Am Rande mag auf den Zusammenhang verwiesen sein, der zwischen den Auseinandersetzungen über die Rolle der antifaschistischen Emigrationsliteratur und die Funktion der sogenannten inneren Emigration in den ersten Nachkriegsjahren in Deutschland einerseits und der Betonung beispielsweise der Bedeutung Ernst Barlachs und dieser Abwertung Thomas Manns durch Muschg andererseits bestand.¹⁰ Muschg verkörperte eine konservative Position der Kritik. Die Methodologie seiner Literaturgeschichtsschreibung ist alles andere als wissenschaftlich und Thomas Mann hat recht, wenn er die *Tragische Literaturgeschichte* „eine Art von Dichtung“ nennt.¹¹ In dialektischer Negation knüpft er dennoch an jenen Satz von Muschg an. Im Brief an Weber heißt es: „Mit seinem Spruch ‚Er ergötzt eine verlorene Welt, ohne ihr die Spur einer rettenden Wahrheit in die Hand zu geben‘ hat Dichter Muschg ja nicht so unrecht. Es ist interessant, daß er unsere Welt, die spätbürgerlich—kapitalistische also, eine verlorene Welt nennt. Das habe ich ihr auch schon manchmal schonend angedeutet, aber das rettende Wort für sie zu finden, ist recht schwer; Muschg, ich wette, weiß es auch nicht; stattdessen ergötzt er die Welt mit einer tragischen Literaturgeschichte. Schon mancher gewissenhafte Schriftsteller hat sich gefragt: ‚Betrüge ich nicht die Leser mit meinem Talent, da ich die letzten Fragen doch nicht zu beantworten weiß?‘ Ich citiere da Anton Tschechow, über den ich eben arbeite. . .“¹²

Thomas Mann kommt hier also von Muschg direkt auf Tschechow. Die Rezeption durch Muschg führt unmittelbar zum *Versuch über Tschechow* hin. Es ist kennzeichnend, daß Thomas Mann diesen Satz des Literaturhistorikers auch in den Tschechow-Essay selbst übernommen hat — er findet sich als ein nicht näher gekennzeichnetes Zitat zunächst mehr in der Mitte des Textes, wird dann im drittletzten Satz des Essays ohne Zitat-Anführung als Selbstaussage des Dichters wieder aufgenommen und im letzten Satz in bezeichnender Weise variiert.¹³ Auch hier wirkt also die Rezeption des dichterischen Werkes — diesmal eine negativ-kritische — wieder auf das Werk zurück, tritt jene

Wechselwirkung ein, von der schon weiter vorn im Zusammenhang mit der Antwort an Hans Norbert Fügen die Rede war.

Thomas Manns Zitat aus Muschg entspricht nicht ganz dem Original. Das mag daher kommen, daß Thomas Mann aus zweiter Hand zitiert — er erklärt in dem Brief an Weber „das vielberufene Buch nie in der Hand gehabt“ zu haben.¹⁴ Andererseits fügt sich das Zitat in der von Thomas Mann aufgenommenen Form viel besser in den epischen Darstellungsfluß seiner Darstellung ein, kann also schon als eine — auch sprachliche — Aneignung gelten. Wichtiger als das ist natürlich die Abänderung des Zitats am Ende des Essays. In ihr wird die positive Gesamtaussage des *Versuchs über Tschchow*, über alle Skepsis an den Wirkungsmöglichkeiten eines zeitgenössischen Schriftstellers hinaus, sichtbar. In dieser Variante bestätigt Thomas Mann Muschgs Einschätzung seiner Position nicht — wie noch in dem Brief an Weber und zunächst auch noch in der Fragestellung des Essays, sondern bekennt er sich zu den positiven Aufgaben, die er als Schriftsteller unter den gegebenen Bedingungen lösen kann und muß, bzw. zu deren Lösung er beitragen kann und muß. Hieß es bei Muschg, daß Schriftsteller wie Thomas Mann der Welt keine rettende Wahrheit in die Hand geben könnten, so betont der Dichter die Notwendigkeit, die Wahrheit zu formen, weil diese Wahrheit seelisch befreiend wirke. Sprach Muschg von der Ergötzung einer verlorenen Welt, so Thomas Mann am Ende von einer „bedürftigen Welt“, die auf ein „schöneres, dem Geiste gerechteres Leben“ vorzubereiten sei.¹⁵ Er weist also nicht nur — wie am Ende jenes Briefes — den Vorwurf der Geschäftemacherei zurück, den Muschg gegen ihn erhoben hatte, sondern er weist vor allem jene Charakterisierung zurück, in der er als literatenhafter Repräsentant des Doppelzüngigen, Nicht-Ernst-Nehmenden und Nihilistischen gekennzeichnet worden war.¹⁶ Das aber gibt bezeichnenderweise erst der Schluß des Essays her, seine ganze Argumentation schöpft die von Muschg aufgeworfene Problematik voll aus.

Dennoch geht es Thomas Mann zweifellos nicht um die Widerlegung des Literaturprofessors aus Basel. Dessen Auffassung konnte für ihn nicht mehr als eine Aufhänger sein. Stärker noch dürfte jene Bitte um Rat des jungen Hans Norbert Fügen als treibende Kraft gewirkt haben. In erster Linie jedoch ging es Thomas Mann um die eigene Selbstverständigung, darum, „wie man sich in unserer verworrenen und zerrissenen Welt am richtigsten zu halten und zu stellen habe“. Aus der Wahlheimat Amerika nach Europa zurückgekehrt, um eine große Illusion, nämlich die der Möglichkeit einer reformerischen Umgestaltung des Kapitalismus, wie sie sich für ihn mit dem Namen Roosevelts verbunden hatte, ärmer, angesichts der unmittelbaren Konfrontation von Kapitalismus und Sozialismus im Herzen Europas, auf deutschem Boden, war für ihn die Prüfung und Fixierung seiner eigenen Haltung und seiner Möglichkeiten als Schriftsteller erneut unerläßlich geworden. Darin vor allem sehe ich die Funktion des *Versuchs über Tschchow*, zu dem dessen 50. Todestag

Anlaß bot und der durch jene Anstöße unmittelbar angeregt worden sein mag. Die Antwort aber, die er findet, ist nicht denkbar ohne jene Veränderungen des internationalen Kräfteverhältnisses zugunsten der Kräfte des Friedens und des Sozialismus, der sich Thomas Mann in diesen Jahren über so manches Mißverständnis und Ärgernis im Einzelnen hinaus bewußt wird. Diese Antwort fällt nicht leicht — der Schriftsteller reflektiert in diesem Essay die ganze Kompliziertheit und Widersprüchlichkeit seiner eigenen Entwicklung, betont in dem kurzen Lebensgang Anton Tschechows das unerhörte und so oft vergebliche Ringen um die richtige Orientierung, die Aussichtslosigkeit und immer wieder die durch das Gewissen getriebene Suche, den Kampf um die Einheit von moralischem Einsatz und ästhetischem Bemühen.

„Dies Dichtertum hat es mir angetan“ schreibt Thomas Mann über Anton Tschechow.¹⁷ Und Erika Mann hat bezeugt und aus dem Text nachgewiesen, daß ihr Vater im Tschechow-Essay seine eigenen Probleme dargestellt hat. Sie schreibt von dem „kaum verhüllten Bekenntnischarakter“ dieser Arbeit, der auch die vertrautesten Menschen aus dem Umkreis Thomas Manns überrascht habe.¹⁸ Er ist für jedermann, der das Werk zur Hand nimmt, offensichtlich. Was hatte Thomas Mann so bewegt am Dichtertum Tschechows? Welche Bekenntnisse waren es, die er in das Gewand dieses Essays gehüllt, im Leben und im Werk dieses russischen kritischen Realisten aufgedeckt, seinem Publikum nicht lange vor dem eigenen Ende — als eine Art Fazit also — darbot?

„Wozu schrieb er?“, fragt sich Thomas Mann von Tschechow, und er fragt sich selbst. „Welches war sein Ziel, sein Glaube, der ‚Gott des lebendigen Menschen‘? Wo die ‚Gesamtidee‘ seines Lebens und Schreibens, ‚ohne die überhaupt nichts ist‘? ‚Ein bewußtes Leben ohne eine bestimmte Weltanschauung‘, schrieb er an seinen Freund, ‚ist kein Leben, sondern eine Last und ein Schrecken‘. Den berühmten Gelehrten (aus der Erzählung *Eine langweilige Geschichte*) fragt sein Mündel Katja, eine gescheiterte Schauspielerin, das einzige Wesen, an dem sein Herz noch hängt, für das er eine heimliche Greisenzärtlichkeit hegt —, sie fragt ihn in großer Lebensnot und -ratlosigkeit: ‚Was soll ich tun? Nur ein Wort, Nikolai Stepanytsch, ich flehe sie an: Was soll ich tun?!‘ Und er muß antworten: ‚Ich weiß es nicht. Auf Ehre und Gewissen, Katja, ich weiß es nicht.‘ „Und an anderer Stelle zitiert Thomas Mann die Frage Tschechows: „Führe ich nicht den Leser hinters Licht, da ich ja doch die wichtigsten Fragen nicht zu beantworten weiß?“¹⁹ Und er schreibt weiter: „Das Wort hat mich wie kein anderes getroffen; es war geradezu das Motiv, das mich bestimmte, mich mit Tschechows Biographie eingehender zu beschäftigen.“²⁰

Das also ist das Motiv dieses Essays. Jenes Wort trifft den Dichter an der Schwelle der zweiten Jahrhunderthälfte, daß er ja doch die wichtigsten Fragen nicht zu beantworten wisse! Was sind das für wichtige Fragen?

Es sind ganz konkrete Fragen, sehr aktuelle Fragen. „Wie die Dinge

liegen“, zitiert er wiederum Tschechow, „hat das Leben eines Künstlers keinen Sinn, und je begabter er ist, desto seltsamer und unbegreiflicher wird seine Rolle, weil es erwiesen ist, daß er zur Belustigung eines unsauberen Raubtieres arbeitet und die bestehende Ordnung damit unterstützt“.²¹ Und Thomas Mann fährt fort und bezieht diese Worte wieder direkt auf sich: „Die bestehende Ordnung, das sind die unmöglichen Zustände der 90er Jahre in Rußland, unter denen Tschechow lebt. Aber sein Gram, seine Zweifel am Sinn seiner Arbeit, sein Gefühl für die Seltsamkeit und Unbegreiflichkeit seiner Rolle als Künstler sind zeitlos und nicht gebunden an die russischen Zustände von damals. ‚Zustände‘, will sagen: schlimme, eine heillose Kluft zwischen Wahrheit und Wirklichkeit aufweisende Zustände gibt es immer, und auch heute hat Tschechow Brüder im Leide, denen nicht wohl ist bei ihrem Ruhm, weil sie ‚eine verlorene Welt ergötzen, ohne ihr die Spur einer rettenden Wahrheit in die Hand zu geben‘ — so heißt es wenigstens — ; die sich so gut wie er in den greisen Helden der ‚Langweiligen Geschichte‘ versetzen können, welcher auf die Frage: Was soll ich tun? die Antwort schuldig bleiben muß; die den Sinn ihrer Arbeit nicht zu nennen vermögen — und die dennoch arbeiten, arbeiten bis ans Ende.“²²

Mit radikaler Offenheit wird sich Thomas Mann hier über seine Situation als Künstler und Schriftsteller in der spätbürgerlich — kapitalistischen Welt — so seine eigene Formulierung — klar. Der Gegensatz zwischen Kunst und Leben, Wahrheit und Wirklichkeit, den er hier in aller Schärfe herausstellt, hatte ihn durch sein ganzes Werk hindurch immer wieder beschäftigt. Er ist ihm besonders nach den Erfahrungen mit der kapitalistischen Welt in den letzten zwei Jahrzehnten nun fast unüberwindlich geworden. Die Darstellung dieses Gegensatzes bestimmt quantitativ und in der Intensität der Aussage den Inhalt des Tschechow-Essays. Charakteristisch aber für dieses Jahr 1954, für die Erfahrungen dieser letzten Lebensjahre des Dichters ist es, daß er nicht dabei schon bleibt, die „heillose Kluft“ zu konstatieren, daß er nicht nur eine abstrakte Hoffnung proklamiert wie am Ende des *Doktor Faustus*, sondern aus der Analyse der gegenwärtigen gesellschaftlichen Wirklichkeit selbst zu einer letztlich vorwärtsweisenden Orientierung gelangt. Teils bedient er sich dabei der Anhaltspunkte, die Leben und Werk Tschechows für eine solche Orientierung bieten, teils interpretiert er dieses Leben und Werk in einer Weise, die — an Tschechow schon nur noch mit wenigen Fäden geknüpft — darauf hinzielt, teils — besonders am Schluß — geht er unmittelbar von seinen eigenen Erfahrungen aus.

Für seine Verfahrensweise kennzeichnend ist das Anknüpfen an das „Dennoch“ in dem zuletzt zitierten Satz. „Mit diesem merkwürdigen ‚Dennoch‘“, schreibt er, „muß es etwas auf sich haben, es muß ihm ein Sinn zukommen und damit eben doch auch der Arbeit. Liegt vielleicht in dieser selbst, und sehe sie noch so sehr nach bloßer Belustigung aus, etwas Sittliches,

Dienliches, Soziales, das am Ende sogar zu der ‚rettenden Wahrheit‘ hinführt, nach welcher eine ratlose Welt die Hände reckt?“²³ Und es genügt ihm noch nicht, die Arbeit selbst nur als Dienliches und Soziales zu konstatieren, er stellt sie bewußt und nicht ohne Absicht der Nichtarbeit, dem Schmarotzertum gegenüber. Im Zusammenhang mit der Bemerkung eines Tschechow-Biographen über die Parallelität zwischen der zunehmenden Meisterschaft der Form und dem immer größer werdenden Verständnis für den Verfall des Alten und die Keime des Neuen bei dem großen russischen Erzähler bemerkt Thomas Mann: „Was mich an dieser Bemerkung interessiert, ist die Statuierung eines Zusammenhangs zwischen dem Aufstieg zur Meisterschaft der Form und der Zunahme moralisch-kritischer Reizbarkeit, das heißt: dem sich immer verstärkenden Gefühl für das gesellschaftlich Verurteilte und Dahinsinkende und für das, was da kommen soll; des Zusammenhangs also des Ästhetischen und des Ethischen. Ist es nicht dieser Zusammenhang, welcher der Arbeitsamkeit der Kunst ihre Würde, ihren Sinn, ihre Dienlichkeit verleiht, und woraus sich auch Tschechows ungemene Schätzung der Arbeit überhaupt, seine Verurteilung alles nichtarbeitenden Drohnen- und Schmarotzertums erklärt, seine immer klarere Verwerfung eines Lebens, das, wie er sagt, ‚auf Sklaverei aufgebaut ist‘?“²⁴

Thomas Mann bezieht diese Sätze im Folgenden auf die soziale Ausbeutung, indem er nachweist, wie gerade sie bei Tschechow gestaltet wird, indem er nachweist, daß Müßiggang mit Notwendigkeit zu Ausbeutung und Unterdrückung führt. Und der Weg von der Arbeit als etwas Positivem, an das sich der Schriftsteller inmitten des Verfalls halten könne, über die Verurteilung des Müßiggangs und der Ausbeutung bis zu der Erkenntnis und Bejahung jener Kräfte, die wirklich aus den schlimmen Zuständen herausführen, ist nicht weit. In einer Deutung der euphoristischen Zukunftsvision in der späten Tschechow-Erzählung *Die Braut* schreibt Thomas Mann: „Die Umriss seines Zukunftsbildes sozialer Vollkommenheit sind vag. Es ist das Bild einer auf Arbeit gegründeten Vereinigung von Wahrheit und Schönheit. Aber ist nicht in seinem Traum von den ‚riesigen, wunderschönen Häusern mit herrlichen Gärten und Fontänen‘, die sich einmal anstelle der abgelebten, nur auf ihr Ende wartenden Stadt erheben werden, etwas von dem sozialistischen Aufbau-Impetus, mit dem das moderne Rußland bei allem Schrecken, aller Feindseligkeit, die es erregt, den Westen beeindruckt?“²⁵ Und er zitiert die Schlußvision dieser Erzählung von einem neuen, weiten und freien Leben und schreibt: „Ein Sterbender schrieb das zu guter Letzt, und vielleicht ist es nur das Geheimnis des Todes, was da ruft und lockt. Oder wollen wir glauben, daß Dichtersehnsucht das Leben wirklich zu ändern vermag?“²⁶

Daß heißt aber doch nichts anderen, als das jene Vision von einem weiten, freien, neuen Leben, die Dichtersehnsucht Tschechows, in dessen Heimat Wirklichkeit geworden ist. Bezieht sich doch der Frageton des letzten Satzes

nur auf den Zweifel, ob diese Änderung durch die Dichtersehnsucht bewirkt worden sei, nicht aber auf diese verwirklichte Änderung selbst.

Diese Einschätzung und Interpretation des späten Tschechow durch Thomas Mann ist offensichtlich nur möglich vor dem Hintergrund des realen Sozialismus in der Sowjetunion und in den anderen sozialistischen Ländern. So wie uns der Schriftsteller die zur literarischen Gestalt gewordenen Existenz- und Schaffenskrisen Anton Tschechows vor Augen führt und sie an die Bedingungen der Ausbeutergesellschaft bindet, bleibt als Möglichkeit für ein sinnvolles Künstlerleben und damit ein der Würde des Menschen überhaupt entsprechendes Leben nur der Sozialismus. Diese Schlußfolgerung wird im Essay vielfältig vorbereitet. Sie klingt bereits an auf den ersten Seiten, wenn Tschechow als „ein Mann der Wissenschaft und des Glaubens an sie als Fortschrittsmacht, als große, die Köpfe und Herzen erhellende Gegnerin schimpflicher Zustände“ charakterisiert wird;²⁷ wenn er als Verteidiger des „wissenschaftlichen Materialismus“ und als ein Mensch dargestellt wird, dem es um die „soziale Tätigkeit in der Welt, unter den Menschen, im Leben“ geht;²⁸ wenn schließlich die von Tschernyschewski und Lenin so zugespitzte Frage „Was tun?“ als für sein Werk wesentlich herausgearbeitet wird.²⁹

Diese Schlußfolgerung drängt sich auch auf, wenn man aufmerksam die konkret-historischen Analysen des zaristischen Rußland zur Kenntnis nimmt, vor deren Hintergrund Thomas Mann das Leben und Werk Tschechows stellt. Und sie ist nicht zu übersehen, wenn Thomas Mann sich mit Tschechow mit den sozialreformerischen Ideen auseinandersetzt, auf denen bis in die jüngste Zeit hinein noch seine Hoffnungen geruht hatten und die ihm als eine Perspektive selbst für den Imperialismus der USA erschienen waren. Jetzt aber schreibt er: „... unser Geschichtenerzähler bekundet einen auffallenden Scharfblick für die Fragwürdigkeit des Fortschritts im Humanen und der sozial-moralischen Verhältnisse nach der Bauernbefreiung in seinem heimatlichen Rußland, —, Verhältnisse, denen indes eine gewisse Allgemeingültigkeit zukommt. ‚Neben dem Prozeß der Entwicklung humaner Ideen‘, läßt er seinen ‚Taugenichts‘ sagen, ‚kann man auch diejenige von Ideen ganz anderer Art beobachten. Die Leibeigenschaft ist abgeschafft, dafür aber‘ (er könnte auch sagen: gerade dadurch) ‚wächst der Kapitalismus, und selbst jetzt, wo die freiheitlichen Ideen in höchster Blüte stehen, muß die Mehrheit wie eh und jeh die Minderheit ernähren, kleiden und verteidigen, während sie selbst hungrig, nackt und schutzlos bleibt. Eine solche Ordnung kann sich mit beliebigen ideellen Strömungen sehr wohl vertragen, denn auch die Kunst der Knechtung wird allmählich kultiviert.“³⁰

Thomas Mann hebt den letzten Halbsatz hervor und der Verfasser ist geneigt, ähnliches mit jenem Teil des Zitats zu tun, in dem der Schriftsteller die Allgemeingültigkeit dieser Problematik betont. Die Erkenntnis ist deutlich formuliert: nicht irgendwelche fortschrittlichen Ideen und Reformen, sondern

allein die tatsächliche soziale Umwälzung, der Sieg der Mehrheit über die Minderheit kann eine echte Veränderung bringen. So vorbereitet kommt das Zitat der sozialen Vision Tschechows und die Bemerkung, die Thomas Mann über ihren Zusammenhang mit der sozialistischen Revolution und dem sozialistischen Aufbau in Rußland anfügt, für den Leser nicht überraschend.

Natürlich ist es nicht zu übersehen, daß Thomas Mann diese Erkenntnisse relativiert und immer wieder eingrenzt. Auf die zitierte Feststellung des Doktor Koroljow — einer der Tschechowschen Gestalten — daß das Leben in fünfzig Jahren schön sein wird, folgt sofort die skeptische Frage: „Wird es?“ Und die These: „Man muß wohl einsehen, daß der Mensch ein verfehltes Wesen ist.“³¹ Auf den Bezug zwischen der sozialen Zukunftsvision Tschechows und dem sozialistischen Aufbau-Impetus des modernen Rußland folgt die zweifellos richtige Feststellung, die man wohl ebenfalls — insbesondere was den ersten Teil anbelangt — auf Thomas Mann beziehen kann: „Tschechow hatte zur Arbeiterklasse gar kein Verhältnis, und Marx hatte er auch nicht studiert“.³² Dennoch unterstützt der Schriftsteller die kritisch gemeinte Einschätzung eines regierungstreuen Blattes nach dem Tode Tschechows, daß dieser einer der „Sturm- vögel der Revolution“ gewesen sei.³³

Für Thomas Mann ist eine solche Bezeichnung zweifellos unangemessen. Dennoch ist es für diesen seinen Essay kennzeichnend, wie sehr ihm daran liegt, das kritische Element der Erzählkunst in seiner positiven Wirkung zu sehen. „...die kritische Traurigkeit und Aufsässigkeit“, heißt es mehr am Anfang des Essays, „ist ja das Verlangen nach einer besseren Wirklichkeit, einem reineren, wahren, schöneren edleren Leben, einer dem Geiste wohlgefälligeren Gesellschaft...“³⁴ Und später wird die „Zunahme moralisch-zeitkritischer Reizbarkeit“ nicht nur mit dem „Gefühl für das gesellschaftlich Verurteilte und Dahinsiechende“ sondern auch „für das, was da kommen soll“ begründet.³⁵ Von einer solchen Position aus kann dann wohl auch ein Tschechow als ein „Sturm- vögel der Revolution“ angesehen werden. Und von einer solchen Position aus ist dann auch der Schluß des *Versuchs über Tschechow* einzuschätzen, wo es nun wieder auf Thomas Mann selbst bezogen heißt: „Es ist nicht anders: Man ergötzt mit Geschichten eine verlorene Welt, ohne ihr je die Spur einer rettenden Wahrheit in die Hand zu geben. Man hat auf die Frage der armen Katja: ‚Was soll ich tun?‘ nur die Antwort: ‚Auf Ehre und Gewissen, ich weiß es nicht.‘ Und man arbeitet dennoch, erzählt Geschichten, formt die Wahrheit und ergötzt damit eine bedürftige Welt in der dunklen Hoffnung, fast in der Zuversicht, daß Wahrheit und heitere Form wohl seelisch befreiend wirken und die Welt auf ein besseres, schöneres, dem Geiste gerechteres Leben vorbereiten können.“³⁶

Thomas Mann resigniert also nicht, er verfällt nicht dem Nihilismus, weil er seinem Werk eine echte Funktion auf dem Wege des gesellschaftlichen Fortschritts zuerkennt und sich durch die tatsächlichen Veränderungen in

dieser Welt dazu berechtigt glauben darf. In diesem Sinne ist sein *Versuch über Tschechow* eine Antwort an den ratsuchenden jungen Menschen, der sich in der Person Hans Norbert Fügens an ihn gewandt hatte, in diesem Sinne ist er aber auch die Zurückweisung des Vorwurfs der Destruktion und des Nicht-mehr-weiter-wissens, wie ihn Muschg mit der *Tragischen Literaturgeschichte* erhoben hatte. In diesem Sinne aber ist er vor allem eine Verallgemeinerung und Erläuterung des eigenen Schaffens in diesen letzten Jahren: der Arbeit in erster Linie an den gerade fertiggestellten und für die nächsten Monate im Druck erwarteten *Bekanntnissen des Hochstaplers Felix Krull*. Dieser „Krull“, das waren die Geschichten, die eine bedürftige Welt ergötzen, das war Wahrheit und heitere Form, die seelisch befreiend wirken sollte. Das war der heitere Abschied von der Vergangenheit als letztes Wort dieses großen Schriftstellers. Aus den Briefen dieser Tage und Wochen der Arbeit am Tschechow-Essay spricht gleichzeitig die Sorge, ob diese Konzeption — wie sie der Krull verwirklicht — wohl auf das richtige Verständnis stoßen würde. „Begeht man mit solchen kompromittierenden Scherzen sein 80stes Wiegenfest?“ fragt er am 7. Juni in einem Brief an seine Tochter. Und: „... ich war ja auch ganz kürzlich noch imstande, dem ‚Krull‘ ein paar amüsante Lichter aufzusetzen, die aussehen, als ob sie guter Laune entstammten, was doch nicht der Fall ist — oder jedenfalls, die Laune ist der Übellaune abgewonnen.“³⁷

Was hier in Bezug auf den *Krull* gesagt und ganz persönlich motiviert wird, hat im *Versuch über Tschechow* seine umfassende Darstellung und Begründung gefunden. Aus der Übellaune an einer verlorenen Welt, über den vergeblich scheinenden Versuch der Suche nach rettender Wahrheit, erwächst die gute Laune der Einheit von Wahrheit und heiterer Form, die die „Welt auf ein besseres, schöneres, dem Geiste gerechteres Leben vorbereiten“ kann. Dieser hoffnungsvolle und zuletzt doch zukunfts gewisse Ausblick auf eine solche Welt, die der Tschechow-Essay als die Welt des realen Sozialismus bestimmt, verbindet uns heutige Mitgestalter eines neuen gesellschaftlichen Lebens im Sozialismus noch enger mit diesem großen bürgerlichen Schriftsteller und bestimmt wesentlich unsere Rezeption seines Werkes.

Anmerkungen

¹ Der Vortrag wurde auf dem Kolloquium gehalten, das am 24. Juni 1971 als Bestandteil der dritten Tagung der gemeinsamen Germanisten-Kommission UVR—DDR am Lehrstuhl für deutsche Philologie der Lajos-Kossuth-Universität in Debrecen stattfand und das sich mit Problemen der Rezeption des Werkes von Thomas Mann beschäftigte.

² Vergl. Alois Hofmann, *Thomas Mann und die Welt der russischen Literatur*, Berlin 1967, insbesondere S. 130 ff.; Samuel Szemere, *Kunst und Humanität — eine Studie über Thomas Manns ästhetische Ansichten*, Berlin und Budapest 1966, S. 23 f.; Inge Diersen, *Untersuchungen zu Thomas Mann*, Berlin 1959, S. 307; Eike Middell, *Thomas Mann*, Leipzig 1968, S. 223.

- ³ Thomas Mann am 18. Juli 1954 an Friedrich H. Weber, in: Thomas Mann, Briefe 1948—1955 und Nachlese, hrsg. von Erika Mann, Berlin und Weimar 1968, S. 367 ff.
- ⁴ Erika Mann, Das letzte Jahr, Berlin 1956, S. 6 f.
- ⁵ Über den engen Zusammenhang des „Versuchs über Tschschow“ mit dem „Versuch über Schiller“ handelt Eike Middell, a. a. O.
- ⁶ Thomas Mann am 29. Mai 1954 an Hans Norbert Fügen, in: Thomas Mann, Briefe 1948—1955 und Nachlese, S. 361 f.
- ⁷ Ebenda.
- ⁸ Walter Muschg, Tragische Literaturgeschichte, 1. Auflage Bern 1948, 2. umgearbeitete und erweiterte Auflage Bern 1953, insbesondere S. 425 f. und S. 683 f.
- ⁹ Ebenda, 2. Auflage, S. 426.
- ¹⁰ Ausgelöst durch einen offenen Brief des Schriftstellers Walter von Molo an Thomas Mann kam es im Herbst 1945 zu Auseinandersetzungen über die Rolle der Emigranten-Schriftsteller und ihr Verhältnis zu denjenigen Schriftstellern, die zwischen 1933 und 1945 in Deutschland geblieben waren. Im Hintergrund dieser Auseinandersetzung stand die Absicht, die konsequente antifaschistische Position vieler Emigranten-Schriftsteller politisch zu verunglimpfen. Johannes R. Becher beurteilte diese Polemik in Hinsicht auf Thomas Mann folgendermaßen: „Verwerflich ist meines Erachtens auch der Versuch, wie er meist wohl nicht so sehr böswillig als gedankenlos unternommen wird, eine Persönlichkeit wie Thomas Mann in einen Gegensatz zum deutschen Volk zu bringen, im völligen Verkennen der Tatsache, daß Thomas Mann wohl die stärkste deutsche geistige Position im Ausland und der deutsche Sendbote des Weltfriedens ist. Es ist nur zu bedauern, daß deutsche Schriftsteller diese Position Thomas Manns so sehr verkennen und sich bemüßigt sehen, sie, zu Deutschlands Schaden, zu erschüttern. Danken wir, daß wir in unserem tiefsten deutschen Unglück Ernst Wiechert und Ricarda Huch, und danken wir, daß wir Thomas Mann haben.“ (Johannes R. Becher, Vom Anderswerden, Berlin 1955, S. 241 f.)
Es muß betont werden, daß Walter Muschg auch dem Werk von Ernst Barlach in keiner Weise gerecht wird und es in höchst einseitiger Weise als mythisch und von „visionärer Versunkenheit“ geprägt interpretiert. Vergl. Tragische Literaturgeschichte, S. 167 f.
- ¹¹ Thomas Mann am 18. Juli 1954 an Friedrich H. Weber, in: Briefe 1948—1955, S. 367.
- ¹² Ebenda, S. 368.
- ¹³ Thomas Mann, Versuch über Tschschow, in: Altes und Neues, kleine Prosa aus fünf Jahrzehnten, Berlin 1956, S. 327 und 337.
- ¹⁴ A. a. O., S. 367.
- ¹⁵ Thomas Mann, Versuch über Tschschow, S. 337.
- ¹⁶ Walter Muschg, Tragische Literaturgeschichte, S. 425 f.
- ¹⁷ Thomas Mann, Versuch über Tschschow, S. 337.
- ¹⁸ Erika Mann, a. a. O., S. 7 ff.
- ¹⁹ Thomas Mann, Versuch über Tschschow, S. 323.
- ²⁰ Ebenda, S. 314.
- ²¹ Ebenda, S. 327.
- ²² Ebenda.
- ²³ Ebenda.
- ²⁴ Ebenda, S. 328.
- ²⁵ Ebenda, S. 333.
- ²⁶ Ebenda, S. 337.
- ²⁷ Ebenda, S. 313.
- ²⁸ Ebenda, S. 314.
- ²⁹ Ebenda, S. 323. Vergleiche auch N. G. Tschernyschewskis Roman „Was tun“ (1863) und W. I. Lenins Schrift „Was tun? (Brennende Fragen unserer Bewegung“) (1902).

³⁰ Ebenda, S. 328 f.

³¹ Ebenda, S. 331.

³² Ebenda, S. 333.

³³ Ebenda, S. 334.

³⁴ Ebenda, S. 319.

³⁵ Ebenda, S. 328.

³⁶ Ebenda, S. 337.

³⁷ Thomas Mann am 7. Juni 1954 an Erika Mann, in: Briefe 1948—1955, S. 363.

ISTVÁN VARGA

Das ungarische Dorf im Doktor Faustus

Wenige große Schriftsteller äußerten für die Kultur fremder Nationen so großes Interesse wie Thomas Mann. In seinem langen Leben reiste er sehr viel, weil er das indirekte Kennenlernen für nicht genügend hielt und Erkenntnisse durch direktes Erlebnis zu gewinnen versuchte. Er bereiste die westliche Welt, aber vor dem zweiten Weltkrieg auch die mitteleuropäischen Staaten, wie zum Beispiel Ungarn. Die spezifische Kultur des Ungarntums und die zeitgenössischen ungarischen gesellschaftlichen Verhältnisse sowie die Persönlichkeit einiger ungarischer Künstler zogen Thomas Mann an. Weder Mühe noch Geld sparend besuchte er mehrmals Ungarn; einige seiner späteren Besuche waren politisch stark gefärbt, worüber er sich auch im klaren war. In Kenntnis dieser Tatsachen liest der Leser auch noch heute ein wenig überrascht einen Abschnitt in Thomas Manns *Doktor Faustus*, der in einigen längeren Sätzen die Lebensverhältnisse in einem ungarischen Dorf zu beschreiben versucht. Dieser Artikel beabsichtigt zu beleuchten, wie es in dem oben genannten Werk Thomas Manns zu einer solchen Darstellung des ungarischen Dorfes kam, bzw. die Frage zu beantworten, inwiefern das geschilderte ungarische Dorf mit den persönlichen Vorstellungen Thomas Manns über Ungarn übereinstimmt.

Th. Mann schildert die erdrückenden und rückständigen Zustände in dem ungarischen Dorf, das Adrian Leverkühn und dessen Freund besuchten, realistisch, sogar vielleicht naturalistisch. Armut, Unwissenheit, Schmutz — mit diesen Worten charakterisiert Th. Mann das ungarische Dorf in seinem Roman. Der Held und sein Freund halten sich zwölf Tage lang in einem Schloß auf. Das Schloß ist prachtvoll eingerichtet; eine fünfsprachige Bibliothek, Konzertflügel, eine Orgel befinden sich in den Zimmern. Der Vergleich ist spontan und zugleich auch sehr absichtlich. Es stellt sich die Frage, wie Th. Mann die obigen Erkenntnisse gewann. Bevor diese Frage geklärt wird, muß betont werden, daß sich Th. Mann beim Schreiben seiner Werke sehr wenig auf seine Einbildungskraft, bzw. auf „das Erfinden“ stützte. Wenn wir über die schöpferischen Methoden Th. Manns sprechen, muß die diesbezügliche Feststellung einer der besten Th. Mann—Kenner unserer Zeit immer in Betracht gezogen werden: „Von Anfang an zieht Thomas Mann das Finden dem Erfinden vor.“¹ Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das dargestellte Bild auch in

diesem Fall kein Ergebnis schriftstellerischer Phantasie, sondern die künstlerische Wiedergabe von Informationen auf Grund bestimmter Erlebnisse. Davon zeugt der ins Detail gehende Realismus der Beschreibung.

H. Bürgin und H. O. Mayer,² bzw. J. Györi³ haben endgültig herausgefunden, daß Th. Mann Ungarn sechsmal besuchte. Bei den ersten drei Besuchen weilte er nur in Budapest, bei dem vierten auch auf dem Lande, bzw. auf dem Hatvany-Landgut. Es ist bekannt, daß Th. Mann zu Hatvany freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Nach der Lesung Th. Manns lud Hatvany seine Gäste auf sein Landgut ein. Da sie noch am selben Abend nach Budapest zurückfuhren, war der Besuch auf dem Lande sehr kurz. László Cs. Szabó berichtete ganz ausführlich über Th. Manns ländlichen Aufenthalt, der am Sonntag, dem 27. 1. 1935 stattfand. Mit großem Interesse soll er den alten Grassalkovich Palast betrachtet haben, sowie die Statuen des Gartens, von denen die eine einen Krieger im türkischen Gewand mit einem Turban repräsentierte. Übrigens war Th. Mann Hatvany für die herzliche Gastfreundschaft sehr dankbar, was sein Brief vom 11. 2. 1935 bestätigt.⁴ Es ergibt sich die Frage, ob Th. Mann während seines sehr kurzen Aufenthalts auf dem Lande Gelegenheit hatte, die Informationen zu erhalten, die er für die gedrängte Schilderung des ungarischen Dorfes im *Doktor Faustus* hätte verwenden können. Der Auszug aus dem Roman enthält ganz genaue Angaben, die Th. Mann sicherlich nur teilweise durch unmittelbares Erlebnis erwarb. Das besuchte Schloß und die im Garten gesehenen Statuen, die Th. Mann orientalisch anmuteten, müssen für ihn ein eindrucksvolles und bleibendes Erlebnis gewesen sein. Ein Jahr später, Anfang Juni 1936, besuchte Th. Mann wiederum Ungarn. Da fuhr Hatvany, wie bekannt, den namhaften Schriftsteller von Wien nach Budapest. Hatvany erwähnt, daß sie auch an den Plattensee fahren wollten, aber sie kamen nicht dazu, weil die anhaltenden Regenfälle sie daran hinderten. Sie fuhren durch Győr und Esztergom nach Budapest. Bei anderen Besuchen ergab sich für Thomas Mann keine Gelegenheit, sich von den Zuständen in den ungarischen Dörfern mit eigenen Augen zu überzeugen. Das oben Erwähnte zusammenfassend, können wir behaupten, daß er die im Roman wiedergegebenen Informationen nur teilweise durch ein direktes, empirisches Erlebnis erhielt. Diese Aussage gilt für die Besuche, die uns bekannt sind.

Vor allem muß von den intellektuellen Erlebnissen zweifellos die Information durch Lesen hervorgehoben werden. Hatvany bemerkt richtig, daß Th. Mann von den in seinem Gedächtnis gespeicherten Eindrücken nur die zurückrief, die er augenblicklich brauchte.⁵ Es erhebt sich die Frage, auf welches Leserlebnis, bzw. auf welche genaue Information sich Th. Mann bei der oben erwähnten Darstellung des ungarischen Dorfes stützte. In erster Linie müssen wir an die ungarischen Werke denken, deren deutschsprachige Übersetzungen Th. Mann bekannt waren und die er eventuell las. Nach Sós Endre mag Th. Mann das *Gold im Kote* von Móricz bereits 1922 gekannt haben,

weil es ins Deutsche übersetzt wurde.⁶ In einer Erklärung äußerte Th. Mann, daß er mehrere Werke von Móricz kannte. Es kann festgestellt werden, daß das *Gold im Kote* keine Informationen enthält, die Th. Mann später hätte anwenden können. Es fragt sich noch, welche Werke von Móricz Th. Mann las und ob eines von ihnen die diesbezügliche Information enthält. Th. Mann spricht in der obigen Erklärung auch davon, daß ihm Hatvanys *Das verwundete Land* auch bekannt ist. Nach Sós muß Th. Mann das deutschsprachige Buch gelesen haben, und dadurch erfuhr er vieles über Ungarn.⁷ Das oben erwähnte Buch, das Hatvany L. Rolland widmete und in dem er in pathethischem Ton um das Schicksal des Ungarntums besorgt ist, enthält sehr wenige Angaben über die ungarische Bauernschaft.⁸ Nirgendwo ist eine konkrete und besonders minutiöse Beschreibung des ungarischen Dorfes zu finden, die er später in den *Doktor Faustus* hätte einfügen können. Als er das Werk las, konnte er nur erfahren, daß Ungarn seinerzeit ein halbfeudalistischer Staat war, und das Buch dürfte Ungarn gewissermassen exotisch und orientalistisch gezeigt haben. Daher kann Th. Manns Eindruck rühren, daß Ungarn eine Art exotisches, beinahe märchenhaftes Land ist. Es ist interessant, daß bei Th. Mann diese im Grunde genommen falsche Ansicht parallel läuft mit der der Wahrheit entsprechenden Vorstellung, die er sich über die gesellschaftlichen Bewegungen Ungarns durch andere Informationen verschaffte. Aus diesem Werk stammt also die konkrete Beschreibung des ungarischen Dorfes im *Doktor Faustus* nicht, aber sein eventuelles Lesen muß Th. Manns Meinung über Ungarn stark beeinflußt haben.

In einem der neuesten Werke der Th. Mann-Literatur widmet der Autor dem im *Doktor Faustus* dargestellten ungarischen Dorf folgende Zeilen:⁹ „*Einer seiner Spaziergänge in dem benachbarten Dorf ähnelt in der Beschreibung des beinahe archaischen Elends, der Rückständigkeit und des Schmutzes überraschenderweise einigen Seiten der von Kasimir Edschmid 1924 geschriebenen Reisebeschreibung über Ungarn.*“ Dieses Moment bleibt aber meinerseits vorübergehend eine unbeantwortete Frage. Pók liefert keine genaueren Angaben, wo er auf diese Zeilen gestoßen ist. Das Interessante an der Sache ist, dass K. Edschmids Reisebeschreibung aus demselben Jahr datiert, in dem sich die Romanfigur Adrian Leverkühn in Ungarn aufhielt. Hätte Th. Mann diese Angaben noch während seines Aufenthalts in Deutschland gelesen und sie im Gedächtnis behalten, um sie einmal in sein Werk einzubauen, dann wäre diese Anmerkung sicherlich Opfer des barbarischen Faschismus geworden. Es ist fraglich, ob er gerade während seiner Arbeit am *Doktor Faustus* in den USA auf die Reisebeschreibung traf und sie las. Mochte Th. Mann auch noch so viel lesen, besteht keine große Wahrscheinlichkeit, daß er seine knappe Zeit zum Lesen eines solchen belanglosen Werkes genutzt hätte.

Außer den oben erwähnten Werken muss hier auch die Tatsache der Unkenntnis berücksichtigt werden. Thomas Mann mag die notwendigen

Informationen aus einem uns unbekanntem Werk geschöpft haben, dessen Angaben wir noch nicht besitzen. Hier wird nicht nur an belletristische Werke, sondern auch an Reisebeschreibungen oder eventuell an Zeitungsberichte gedacht.

Die übermittelte Nachricht bildet das andere intellektuelle Erlebnis. Th. Mann führte während seines Aufenthalts in Ungarn und auch bei anderen Gelegenheiten Gespräche mit den Vertretern des ungarischen Geisteslebens, wie z. B. Móricz, Hatvany, Bartók, Kosztolányi, Endre Sós, György Lukács und viele andere.

Um die endgültige Identifizierung des ungarischen Dorfes im Doktor Faustus bemühte sich Antal Mádl in letzter Zeit. Nach einer sehr gründlichen Forschung stellt er in seinem Werk folgendes fest: „Das ungarische Dorf in Th. Manns Roman bezieht sich eindeutig auf die Gemeinde Boldog.“¹⁰ Als entscheidender Beweis dieser Behauptung dient die in der Zeitschrift *Szabadság* abgegebene Erklärung Th. Manns, die am 14. 6. 1936 erschienen ist. Die obigen Forschungen, Mádl's Ergebnisse sowie diese Erklärung zusammenfassend, kann festgestellt werden, daß vor allem das unmittelbare Erlebnis des kurzen Besuchs in der Gemeinde Boldog die Schilderung des ungarischen Dorfes im *Doktor Faustus* zur Folge hat. Auf Grund dieses Besuchs kann sich Th. Mann ein allgemeines aber gleichzeitig klares Bild über das damalige ungarische Dorf verschafft haben; dies muß sich aber für die exakte Beschreibung im Roman als nicht genügend erwiesen haben. Auf Grund des oben Gesagten konnte ihm kein literarisches Werk in dieser Hinsicht helfen. Es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß ihm die Hatvany's oder jemand aus deren Umgebung anlässlich seines Besuchs in Boldog die weiteren Angaben lieferten, die er später als Ergänzung seiner unmittelbaren Erlebnisse in den Roman einbaute. Das wären die Erlebnisse, welche die Darstellung des ungarischen Dorfes im *Doktor Faustus* ermöglichten. Was Th. Mann dazu bewogen haben mag, diese Episode in den Roman aufzunehmen, ist eine ganz andere Frage.

Das im *Doktor Faustus* dargestellte ungarische Dorf spiegelt wahrheitsgetreu Th. Manns damaliges Verhältnis zu der zeitgenössischen Gesellschaft und seine eigene weltanschauliche Entwicklung wider. Th. Mann unterhielt verhältnismäßig enge Beziehungen zu einigen ungarischen Künstlern und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Die Untersuchung und wissenschaftliche Bearbeitung dieser Beziehungen bilden oft das Thema der neuesten Thomas Mann-Literatur. Dieser gründlichen Forschung ist es zu danken, daß sich die Beziehung zwischen Th. Mann und dem Ungarn in ihrer Vielschichtigkeit entfaltet hat und diese Arbeiten gleichzeitig zur Beleuchtung Th. Manns weltanschaulicher Entwicklung beitragen. Die Th. Mann-Ungarn-Beziehung bedeutete keinen statischen Zustand, sie entwickelte sich, von den gesellschaftlichen Verhältnissen abhängig, dynamisch. Im strengsten Sinne

muß Th. Mann kein genaues und klares Bild von der ungarischen Gesellschaft gewonnen haben und nur durch seine Beziehungen zu einigen Künstlern bildete er sich seine Meinung über das Ungarntum im allgemeinen. Im Bewußtsein dieser Tatsache müssen wir uns wundern, wie Th. Mann eine der Wahrheit entsprechende Vorstellung vom Ungarntum haben konnte. Es kann festgestellt werden, daß die unmittelbaren Erlebnisse, Th. Manns Besuche in Ungarn, die Anregungen für diese Beziehung bildeten. Bei diesen Gelegenheiten hatte Th. Mann die Möglichkeit, die Probleme des Ungarntums kennenzulernen. Bei der Bearbeitung dieses Themas können die sechs Besuche, von Th. Manns weltanschaulicher Entwicklung abhängig, in zwei Gruppen geteilt werden. Zu der ersten Gruppe können die ersten drei, zu der zweiten die anderen drei Besuche gezählt werden. Th. Manns Briefe und Äußerungen sprechen am meisten und am aufrichtigsten über diese Besuche. Seinen ersten Besuch nennt er reizvoll und reichhaltig.¹¹ Sein zweiter Besuch kann seiner Ansicht nach als eine Künstlerreise¹² aufgefaßt werden. „Sie verlief prächtig alles in allem...“¹³ schreibt er seinem Freund Ernst Bertram. Bei seinem dritten Besuch ist er nach seiner Lesung von dem aufrichtigen Beifall des ungarischen Publikums tief beeindruckt.¹⁴ Es muß in Betracht gezogen werden, daß Th. Manns weltanschauliche Entwicklung unter dem Einfluß der Ereignisse des ersten Weltkriegs und der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution durch einen außerordentlich wichtigen, sozusagen entscheidenden Prozeß, der seinen Linksruck zur Folge hatte, gefördert wird.¹⁵ Zu dieser Zeit bilden sich seine Vorstellungen über „den neuen Humanismus“ heraus. Sein Zusammentreffen mit den Vertretern des fortschrittlichen ungarischen Bürgertums nehmen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung seiner Beziehungen zum Ungarntum. In einem im *Pester Lloyd* gegebenen Interview versucht er die Ähnlichkeit zwischen der zeitgenössischen deutschen und ungarischen Literatur zu erklären, aber das beleuchtet schon darüber hinaus die Differenzierung, die sich innerhalb der beiden Gesellschaften vollzog. Es ist charakteristisch, daß „die dritte Macht“ (das Proletariat und dessen Vertreter, die Kommunisten) von Th. Mann nicht erwähnt wird, obwohl er Gelegenheit hatte, auch Kommunisten zu treffen. Eine wichtige Th. Mann-Äußerung über das Ungarntum ist der an die Redaktion der Zeitschrift *Pesti Hírlap* geschriebene Brief.¹⁷ Hier spricht er sich über die Charakteristik des Ungarntums, dessen Kunst und bürgerliche Vertreter sehr schmeichelhaft aus, hebt den orientalischen Charakter von Budapest hervor usw. Nach diesen Zeilen wirkt seine Behauptung, mit der auf die Wahrheit hingewiesen wurde, unerwartet: „Ihr Land, durch die Natur zum Glück geschaffen, ist heute unglücklich und politisch geknechtet.“

Zu dieser Ansicht kann Th. Mann durch seine eigenen Erlebnisse sowie die Informationen der fortschrittlichen, bürgerlichen Schriftsteller und Künstler gekommen sein, mit denen er Beziehungen unterhielt. Der vom 20. 3. 1928 datierte Brief, der in Hatvanys Interesse geschrieben wurde, enthält eine sehr

wichtige Äußerung von Th. Mann.¹⁸ Diesen Brief schrieb er nicht nur zu Hatvanys Verteidigung, sondern er griff die Ungerechtigkeit des damaligen Staates und der Regierung gegenüber Hatvany, einem wichtigen Vertreter des fortschrittlichen Bürgertums, an. In diesem Brief hebt Th. Mann die Bedeutung von Hatvanys Roman *Das verwundete Land* hervor, der eine bleibende Wirkung auf ihn ausübte. Mit diesem Brief kann der erste Teil der Beziehungen zwischen Th. Mann und dem Ungarntum schließen. Am Ende dieser Periode hatte Th. Mann schon verhältnismäßig klare Vorstellungen von den gesellschaftlichen Verhältnissen in Ungarn, wie es auch seine Äußerungen und Briefe beweisen. Der anlässlich des Hatvany-Prozesses geschriebene Brief deutet den neuen Charakter von Th. Manns Humanismus, den „kämpferischen Humanismus“, an.

Zwischen dem dritten und vierten Besuch von Th. Mann in Ungarn vergingen zwölf Jahre. Unterdessen wurde Europa Schauplatz wichtiger Ereignisse, von denen die Machtergreifung der Faschisten in Deutschland am bedeutendsten ist. Mit Interesse sah Th. Mann seiner osteuropäischen Lesetournee entgegen, weil er gespannt auf die dortigen veränderten Verhältnisse war.¹⁹ Nach seinem Besuch bedankt er sich brieflich bei Hatvany.²⁰ Seine letzten zwei Besuche, deren gründliche Darstellung das schon erwähnte Buch von Györi enthält, beeinflussten Th. Manns Ansichten über Ungarn und das Ungarntum wesentlich. Ein an seinen Bruder gerichteter Brief ist ausschlaggebend.²¹ Er entlarvt das Verhalten der ungarischen Regierung und gleichzeitig hebt er seine Rede im Interesse des „kämpferischen Humanismus“ hervor. Es ist nicht ausgeschlossen, daß vielleicht auch die gesehenen Verhältnisse in Ungarn zur Gestaltung des neuen Humanismus-Begriffs von Th. Mann beigetragen haben können.²² Es gibt keine briefliche Anmerkung im Zusammenhang mit seinem letzten Besuch, aber in einem an Kerényi geschriebenen Brief wird erwähnt, daß er die Lage in Ungarn sehr schwer durchschauen kann.²³ In einem Brief an Péter Flesch bringt er erneut seine Zuneigung zu seinen ungarischen Lesern zum Ausdruck.²⁴ Über die ungarischen Verhältnisse wird auch in einem an Sándor Lénárd gesandten Brief berichtet.²⁵ Kurz erwähnt er hier seine in Budapest gehaltene Rede über den kämpferischen Humanismus und stellt später folgendes fest: „Ungarn ist ein feudalistisches Land, mehr oder weniger in einem vorrevolutionärem Zustand.“

Auf Grund von Th. Manns Äußerungen über Ungarn und seiner Briefe, die ungarischen Verhältnisse betreffend, kann festgelegt werden, dass Th. Mann die Bewegung und die Rechtsverschiebung der ungarischen Gesellschaft im großen und ganzen gut erkannte und diese Erkenntnis zur Herausbildung seiner antifaschistischen Ansichten beigetragen hat.²⁶

In Kenntnis der oben genannten Tatsachen muß auch das von Th. Mann dargestellte Bild des ungarischen Dorfes erörtert werden. Wie Th. Mann auch zu den nötigen Informationen kommen mochte, es ist wesentlich, daß er beim

Schreiben des *Doktor Faustus* schon beinahe endgültige Ansichten über die gesellschaftlichen Verhältnisse in Ungarn vertrat. Diese Ansicht findet ihren literarischen Ausdruck in dem geschilderten Dorf. In der naturalistischen und beinahe niederschmetternden Beschreibung des ungarischen Dorfes spiegelt sich seine realistische und kritische Meinung über die Verhältnisse in Ungarn wider. Innerhalb dieser kurzen Darstellung schildert Th. Mann die tiefgehende Differenzierung der ungarischen Gesellschaft, den Unterschied zwischen Besitzenden und Besitzlosen. Durch die Tatsache, daß durch das geschilderte Dorf einer der wichtigsten Charakterzüge der zeitgenössischen ungarischen Gesellschaft, ihr halbfeudaler Charakter, hervorgehoben wird, wird auf das Wesentlichste hingewiesen. Das Bild des ungarischen Dorfes im *Doktor Faustus* kann als zusammenfassende und kritische Meinungsäußerung des Schriftstellers über den negativen Charakter der ungarischen Gesellschaft angesehen werden. In dieser Episode werden seine Ansichten über die demütige Lage eines ihm sympathischen Volkes ausgesprochen. Zu gleicher Zeit gibt das geschilderte Dorf auch die weltanschauliche Entwicklung des Schriftstellers wieder.

„Die Tagebücher (aus denen die Entstehung des *Doktor Faustus* nur ein Auszug ist) bergen noch viele Geheimnisse.“²⁷ Mit dieser Behauptung Mádl müssen wir unbedingt einverstanden sein. Erst nach der Veröffentlichung der Tagebücher von Th. Mann kann belegt werden, wie er sich die Angaben über das ungarische Dorf erwarb. Wie auch immer er dazu kam, es muß festgestellt werden, daß er sie in sein Werk bewußt einbaute. Das im *Doktor Faustus* dargestellte ungarische Dorf ist die wahrheitsgetreue Widerspiegelung der Kenntnisse Th. Manns und auch die Illustration seiner weltanschaulichen Entwicklung.

Anmerkungen

¹ Paul Scherrer/Hans Wysling: Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns. Francke Verlag, Bern und München, 1967, S. 298.

² H. Bürgin—H. O. Mayer: Thomas Mann — Eine Chronik seines Lebens. Frankfurt/Main, S. Fischer Verlag, 1965.

³ Győri Judit: Thomas Mann Magyarországon Akadémia kiadó, Bp. 1968.

⁴ Thomas Mann: Levelek 1934—1955, Európa kiadó, Bp. 1967. S. 34.

⁵ Hatvany Lajos: Öt évtized, Szépirodalmi kiadó, Bp. 1961. S. 134.

⁶ Sós Endre: Thomas Mann és Magyarország, Kortárs, 1965. Okt. S. 1280—1282

⁷ Siehe 6. Anmerkung

⁸ Hatvany Lajos: Das verwundete Land, E. P. Tal Co.-Verlag, Leipzig—Wien—Zürich, 1921.

⁹ Pók Lajos: Thomas Mann világa, Európa kiadó, Bp. 1969. S. 158—159 Zitat aus dem Ungarischen übersetzt

¹⁰ Mádl Antal: Élmény és mű magyar vonatkozásai a Doktor Faustusban Irodalomtörténet, 1970/2 S. 473—484 Zitat aus dem Ungarischen übersetzt.

- ¹¹ Thomas Mann: *Levelek 1889—1933* Európa kiadó Bp. 1965. S. 125.
- ¹² ebd. S. 212.
- ¹³ Thomas Mann: *Briefe 1889—1936* S. Fischer Verlag 1962. S. 198.
- ¹⁴ Siehe 11. Anmerkung S. 229.
- ¹⁵ Klaus Hemsdorf: *Thomas Manns Schelme Rütten-Loening Verlag Berlin 1968.* S. 99—110.
- ¹⁶ Mádl—Pischel—Györi: *Briefe von Thomas Mann. Acta Litteraria 2, 3—4, 431. 1965.*
- ¹⁷ Thomas Mann: *Levelek 1889—1933, Európa Kiadó, B., S. 236 f*
- ¹⁸ Siehe 11. Anmerkung S. 302
- ¹⁹ Siehe 4. Anmerkung S. 31.
- ²⁰ ebd. S. 34.
- ²¹ ebd. S. 58.
- ²² Mádl Antal: *Adalékok Thomas Mann humanizmus-fogalmához Filológiai Közlöny 15, 1—4, 291, 1969.*
- ²³ Siehe 4. Anmerkung S. 108.
- ²⁴ ebd. S. 164.
- ²⁵ Thomas Mann: *Levelek 1934—1955. Európa Kiadó, Bp., S. 371.*
- ²⁶ Siehe 16. Anmerkung S. 433.
- ²⁷ Siehe 10. Anmerkung S. 475.
Zitat aus dem Ungarischen übersetzt.

ISTVÁN FRIED

Franz Kafka und die Ungarn

Über Kafkas Beziehungen zu Ungarn ist uns wenig bekannt. Einige Aufzeichnungen des in der Slowakei lebenden ungarischen Publizisten, Zoltán Fábry deuten nur darauf hin, daß man über die Schreibkunst von Kafka nicht hinweggehen kann. Durch Max Brod und die Textausgaben anderer halten wir fast das vollständige Lebenswerk von Kafka in der Hand; die Notizbücher können durchgeblättert werden, es kann in seinen Briefwechsel, welcher bei Kafka die wichtige Ergänzung der oft fragmentarischen Werke ist und nicht nur Hilfe der Interpretation seiner Werke gibt, eingeblickt werden. Seine Tagebuchnotizen sind wie Novellen oder Romanstudien zu betrachten, nicht ein „Literat“ arbeitet auf diesem Gebiet, sondern ein bildender Künstler, der seine Studien und Bemerkungen in das Notizheft skizziert und die Gegend und die Landschaft mit kraftvollen Umrissen hinwirft, um diese später gründlicher ausarbeiten zu können. Darum ist es für uns beachtenswert, daß er im April 1915 auch in Ungarn war; er fuhr mit seiner Schwester von Wien nach Budapest, dann nach Sátoraljaújhely weiter. Im Zug unter den Fahrgästen notierte er die Sprache und Gewohnheiten einiger Ungarn, er betrachtete mit großem Interesse die ungarischen Flüsse Theiß und Bodrog, und die Weinberge, in seinem Notizbuch klagte er über die Verwahrlosung des Hotels in Sátoraljaújhely. Sein kurzer Spaziergang in Sátoraljaújhely inspirierte ihn zu einer Schilderung echter Kafkaischer Landschaft: „Gegend am Bahnhcf dörfisch, Ringplatz verwahrlost (Kossuthdenkmal, Kaffeehäuser, Zigeunermusik, Konditorei, ein elegantes Schuhgeschäft, Ausschreien der *Az Est* . . .) . . .“¹

Ob das Erlebnis der Ungarnreise in Kafkas Werken zurückkehrt? Auf diese Frage werden nur die Herausgeber einer auf alles eingehenden gründlichen kritischen Kafka-Ausgabe eine Antwort geben. Das ist aber nicht das Wichtigste! Über das Ungarntum, vor allem aber über die ungarische Literatur kann er nicht mehr als ein Prager deutscher Bürger gewußt haben. Als er 1920 in die Tatra nach Tatranské Matliary kam, um seine sich verschlimmernde Tuberkulose heilen zu lassen, begegnete er dort einem begeisterten jungen in der Slowakai lebenden Ungarn, Robert Klopstock, der sein Freund, Arzt und Vertrauter wurde. Klopstock war ein Kranker, Arzt, aber zugleich ein Literaturkenner (er kannte sehr gut die ungarische Literatur), ein junger Mann, der Kafka stets treu

pflegte. „Was wäre ich ohne Sie!“ — schreibt Kafka über seinen Freund und seine letzte Geliebte, Dora.² Klopstock machte Kafka mit den einzelnen Werken der ungarischen Literatur bekannt. Max Brod bemerkt,³ daß Klopstock zahlreiche Werke von Ady (Gedichte und Prosa zugleich) Kafka in deutscher Übersetzung hat zukommen lassen. Kafka hat aber die Zusendung nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern er weist in seinem an Klopstock geschriebenen Brief darauf hin, daß er auch die dichterische Größe und den allgemeinen Wert von Endre Ady erkannt hat. „Vielen Dank. Allmählich gräbt man sich doch mit kleinen Hilfen hie und da diesen großen Menschen aus dem ungarischen Dunkel, allerdings assistieren dabei gewiß in Mengen falschen Vorstellungen und vor allem falsche Analogien. Eine solche Übersetzung erinnert ein wenig an die Klagen der Geister über die quälende Unfähigkeit der Medien (. . .) Manches verstehe ich nicht, aber das Ganze geht mir ein, es macht — wie immer in solchem Fall — glücklich darüber, daß er da war und ist und deshalb irgendwie mit ihm verwandt — „mit niemandem verwandt“ heißt es, also auch darin verwandt.“⁴

Die Andeutung von Adys Gedicht (Sem utódja, sem boldog őse, sem rokona, sem ismerőse) zeigt die Tatsache eines tieferen Eindrucks.

Es ist uns nicht genau bekannt, welche von Adys Werken Kafka von Klopstock übermittelt wurden, aber wenn es ihm gelungen ist, Adys Symbole, vielseitige geheimnisvolle Welt zu veranschaulichen, so konnte Kafka in Adys Visionen eine mit ihm verwandte Welt finden. Es ist uns auch nicht genau bekannt, ob die Zusendung von Klopstock nur seine eigenen Übersetzungen enthalten hat. Nämlich schon zu dieser Zeit, 1922 waren die Ady-Übersetzungen eines der fleißigsten Schriftsteller der Prager deutschen Literatur, Pál Neubauer fertig, der in zwei Sprachen (deutsch und ungarisch) wirkte.⁵ Ob Klopstock und Neubauer einander gekannt haben? Später bestimmt! Zu dieser Zeit war Pál Neubauer schon ein bekannter Journalist, ab 1916 der Mitarbeiter einer Budapester deutschen Zeitschrift *Pester Lloyd*, er stand im Briefwechsel mit Romain Rolland. Er hat seine Ady-Übersetzungen an Romain Rolland geschickt, der diese an Stefan Zweig mit der Absicht weiterschickte, diese Übersetzungen bei einem deutschen Verleger unterzubringen. Es ist Stefan Zweig nicht gelungen, von Neubauers Übersetzungen sind nur einige in ungarischen Zeitschriften erschienen, nämlich im *Tűz* in Bratislava und in *Prágai Magyar Hírlap*.⁶ In dieser Arbeit wird die erste Strophe eines Gedichts zitiert als Beispiel für die Qualität und den Stil der Übersetzungen.

„Empörte Engel auf Trommeln grollten
Weckruf hernieder zur traurigen Erde,
wenigstens hundert Jünglinge tollten,
wenigstens hundert Sterne zerstörten

Hundert Gürtel der Liebe zollten
Seltsame
Sommernachtdunkel rollten
in seltsamer fremdwunderleuchtender Nacht.“
(Erinnerung an eine Sommernacht)⁷

Übrigens hat Klopstock außer Endre Ady auch die Humoresken von Frigyes Karinthy ins Deutsche übersetzt. Es ist außerordentlich interessant zu lesen und zur Kenntnis zu nehmen, daß ihm Kafka bei der Übersetzung geholfen, d.h. die fertigen Werke gründlich durchgelesen, verbessert, verfeinert, gewissermaßen vom deutschsprachlichen Standpunkt aus „lektoriert“ hat.⁸ Hier muß bemerkt werden, daß Kafka Max Brod darum gebeten hat, ihm den Roman des ausgezeichneten Schriftstellers, Zsigmond Móricz „Hinter Gottes Rücken“, der im Rohwolt-Verlag deutsch erschienen ist, zu verschaffen. Ob diesen Roman Max Brod verschafft hat, wenn ja, ob Kafka ihn gelesen hat, dazu haben wir keine Angabe.⁹

Ady, Karinthy, Móricz: diese Namen tauchen im Briefwechsel von Kafka auf. Diese literarische Bekanntschaft mit Ungarn kann wichtig, sogar innig genannt werden. Die Poesie von Ady hat eine Zuneigung in ihm hervorgerufen, an den Übersetzungen von Karinthy hat er sogar mitgewirkt. Das alles kann als das Verdienst des Arzt-Freudes, Robert Klopstock angesehen werden. Aber Kafka wußte Bescheid über das Erscheinen seiner Werke. Jemand (vielleicht Klopstock?) hat ihm davon berichtet, daß seine Erzählungen *Die Verwandlung* und *Das Urteil* in der Kaschauer Szabadság und seine Skizze *Ein Brudermord* 1922 (in dem Osterheft) im Kaschauer Napló erschienen sind.

Der Übersetzer Sándor Márai, einer der berühmtesten Vertreter der ungarisch-bürgerlichen Literatur zwischen den beiden Weltkriegen, war damals noch ein slowakisch-ungarischer Schriftsteller. Kafka schreibt am 21. Oktober 1922 an seinen Verleger: „bitte ich weiterhin das Recht der Übersetzung ins Ungarische einem mir gut bekannten ungarischen Literaten Robert Klopstock vorzubehalten, der gewiß vorzüglich übersetzen wird.“¹⁰

Hier muß einer der früheren Irrtümer der Fachliteratur berichtigt werden.¹¹ Der erste Kafka-Übersetzer war nicht Pál Neubauer, sondern Sándor Márai; aber im *Prágai Magyar Hirlap* erscheinen nicht die Übersetzungen von Pál Neubauer, sondern die von Robert Klopstock. Das ist eine andere Frage, daß wahrscheinlich Pál Neubauer (der Mitarbeiter und Redakteur des *Prágai Magyar Hirlap*) die Übersetzungen von Klopstock der Zeitung übermittelt hat. Wenn sie sich von früher einander gekannt haben (was leicht vorzustellen ist)¹², so kann angenommen werden, daß sich Klopstock direkt an Neubauer gewandt hat. Sofern sie sich nicht gekannt haben, muß auf die vermittelnde Rolle von Max Brod hingewiesen werden. Neubauer war nämlich auch der Mitarbeiter des *Prager Tageblatt*,¹³ bei diesem Blatt war Max Brod der führende

Journalist. Naubauer nahm nicht einmal die nach Prag kommenden ungarischen Schriftsteller zu Max Brod mit¹⁴, er schrieb noch Berichte im *Prágai Magyar Hirlap* über die Ergebnisse der Prager deutschen Literatur.¹⁵ Es muß auch hinzugefügt werden, daß zu einem von Neubauers Romanen Brod eine Vorrede im begeisterten Ton geschrieben hat: „Ich will gleich mit wenigen und deutlichen Worten sagen, warum ich diesen Roman für wichtig halte“ — schreibt Brod in seiner Vorrede.¹⁶

Kafkas folgende Werke sind im *Prágai Magyar Hirlap* erschienen: *Auf der Galerie* — 21. Februar 1926 — mit einer kurzen Vorrede, welche auf Kafkas Bedeutung hinweist.

Zerstreutes Hinausschauen (ebendort)

Die Bäume — 4. April 1926

Ein Brudermord — 25. April 1926

Die Übersetzungen können als gut genug qualifiziert werden, als Fehler könnten nur einige Ungenauigkeiten angesehen werden. Es kann ergänzend erwähnt werden, daß das erste Kapitel des Romans *Amerika* am 12. April 1928 in *Klausenburger Keleti Újság* mit dem Titel *Der Heizer* veröffentlicht wurde.¹⁷ Die Übersetzung ist salopp — stellt der Kritiker fest, aber genießbar. Sie wird als erste Übersetzung im voraus angekündigt, und es ist nicht festzustellen, ob der Übersetzer Robert Klopstock oder Pál Neubauer ist, sie wußten Bescheid über die Veröffentlichungen des *Prágai Magyar Hirlap* und der Kaschauer Zeitschriften 1922.

Klopstock hat eine schriftliche und mündliche vermittelnde Rolle gespielt. Später kam er nicht nur mit Kafka, sondern auch mit dem berühmten in der Slowakai lebenden ungarischen Publizisten, Zoltán Fábry in enge Verbindung. Fábry erinnert sich daran, daß er im Sanatorium in der Tatra in demselben Liegestuhl ruhte, die Genesung erwartete wie Kafka. Er betrauerte den Tod des großen Schriftstellers in einem Artikel *In memoriam Franz Kafka*, der in Bratislava in der *Magyar Újság* 1925 erschien.¹⁸ „Der Artikel ist neuveröffentlicht: Fábry: *Vigyázó szemmel*, Bratislava 1971. 92—93. Fábry erwähnt, daß Frigyes Karinthy Kafkas Werke übersetzen will. Diese Übersetzungen vor Karinthy sind uns unbekannt. Fábry zitiert nämlich die Artikel von R. Kayser, W. E. Süskind und Brod.

Kafkas Werke erschienen sehr früh im Ungarischen, nur die tschechischen Übersetzungen von Milena Jesenska gingen den ungarischen Übersetzungen voraus.

In den 20-er Jahren verkehrten in Prag sehr viele ungarische Studenten. Sie bekamen dort aus erster Hand die Schöpfungen der Prager deutschen Literatur, darunter die von Kafka. Obwohl sich Jenő Krammer, der sich in der Forschung dieser Literatur große Verdienste erworben hat, erinnert, daß er

1924 in französischer Übersetzung (Nouvelle Revue Française) zu der Novellistik von Kafka gekommen ist.¹⁹ Für die ungarische Literatur der 20-er Jahre dagegen bedeutete das Organ von Willy Haas *Literarische Welt* die Quelle. Die hier erschienene Kafka-Sondernummer fruchtete in der Kafka-Bekanntheit der ungarischen Schriftsteller. Kafkas Ruhm verbreitete sich schnell, 1927 wurde Kafka in einem Lexikonartikel als der Vertreter eines abgeklärten tiefen Expressionismus bezeichnet.²⁰ Interessant, daß der Name von Kafka nur in den Schriften der progressiven Linksschriftsteller und Wissenschaftler aufgetaucht ist, dagegen schweigt die konservative, offizielle Literaturgeschichtsschreibung.

Zoltán Fábry erkannte als einer der Ersten Kafkas Bedeutung. In einem seiner Artikel 1929 stellt er die Schreibkunst von Upton Sinclair, Duhamel, James Joyce, Döblin, Musil und die Kafkas als *Maßstab* hin; der preisgekrönte Roman von Pál Neubauer *Das fehlende Kapitel*, der ein humanistisches Ziel hat, wurde von ihm so geehrt, daß der Roman neben Brecht, Döblin, dos Passos Meyrinck, Gide und Kafka gestellt wird.²¹ In seinem Buch *Európa elrablása* (1960) charakterisiert er Kafkas Aussage als eine „weltkennende, menschenbejahende, verständnisvolle Bedrücktheit.“ „Ein edel Leidender“ — sagt er über ihn und stellt ihn der Literatur, die faschistische Ideale lobt, gegenüber.

Pál Neubauer weist auf Kafka unter dem Vorwand hin, daß das Buch von Max Brod erschienen ist. „Kafka ist vielleicht die genialste Gestalt der Prager Literatur“ — bekennt er sich zu Kafkas Schreibkunst. Diese Feststellung ertönte, als zum Beispiel Werfel noch viel berühmter war, und ein Teil von Kafkas Werken noch als Manuskript vorlag. „Er war ein Faustischer Mann“ — schreibt er über Kafka, und hier kann der Faustische Mensch mit den folgenden Attributen erweitert werden: schöpferisch, empfindlich, für alles Geistige empfänglich. Er schreibt über Kafkas Werke: Alle seine Schriften bewegen sich zwischen Himmel und Erde, Metaphysik und Skepsis, Gottessuchen und tiefmenschlicher Psychologie. Neubauer gedenkt auch Dr. Robert Klopstocks, der inzwischen ein ausgezeichnete Lungenspezialist geworden ist und mehrere interessante Studien im Bereich der Medizin publiziert hat.²²

József Turóczi Trostler, der später der Leiter des deutschen Lehrstuhls der Budapester Universität wurde, und der sich um die ungarische Übersetzung der Werke von Thomas Mann und anderen Schriftstellern verdient machte, stellte Kafka in vielen seiner Werke in die Reihe der größten Schöpfer der modernen deutschen Literatur, neben Leonard Frank, Döblin, Brecht und Becher.²³ Er gedenkt Kafkas in einem wichtigen Artikel im *Pester Lloyd*.²⁴ „Sein Urerlebnis das Gleichnis, als seine Urform aber die Allegorie“ charakterisiert er Kafkas Kunst. Dann setzt er fort: „Kafkas Allegorie . . . repräsentiert nichts weiter, als das Beziehungslose an sich . . .“ In den folgenden Sätzen beweist er Kafkas Aktualität: „Der Mensch müsse sein Dasein vollenden, angesichts eines stummen, verborgenen Gottes und verschlossenen Himmels, ohne zu fragen,

weshalb und wozu. . .“ Die Summe des Artikels lautet so: „Namenlose Trauer und Melancholie liegen auf dieser ganzen Welt der Opfer und Gerichteten, eine unsagbare Angst vor Einsamkeit und Leere, gegen die Güte, Mitleid, messianische Hoffnung kaum aufzukommen vermögen.“

Diese Worte erklangen 1938, nach dem Münchner „Vertrag“. Viele von Kafkas Lesern nehmen mit Bestürzung die Verwirklichung der schrecklichen und furchtbaren Visionen von Kafka wahr, der Einkerkelungsmythos wird alltäglich, was Kafka befürchtete, ist eingetroffen.

Auch Kafkas Wirkung verlangt eine gründlichere philologische Untersuchung. Die Forschung beweist nach dem schon erwähnten Roman von Sándor Márai (Féltékenyek) Kafkas Wirkung: auch die Schreibkunst von Tibor Déry hat viel Kafkas Anleitung zu verdanken. Wir möchten noch als weiteres Material auf einige Kafkaische Züge des schon zitierten Romans von Pál Neubauer hinweisen. Es ist eine Kafkaische Inspiration in der Stimmung der ersten Kapitel des Romans *Maria, Roman einer modernen Frau* und in der Milieuschilderung zu fühlen. Das Erlebnis ist ähnlich, die Altstadt Prag, die alte Brücke über der Moldau. Das mittelalterliche Prag ist eines der Grunderlebnisse der Prager deutschen Literatur. „Als wir aber in der Mitte der Brücke standen, spürte ich die Gravitation dieser uralten Stadt wie ein Verhängnis. Hier zog die Erde an, und die Füße wurden zu Wurzeln. Tief schlugen sie ein ins Erdreich — man mußte stehen. Zu beiden Seiten der steinernen Brücke, die, aus schweren Quadern getürmt, trotz ihrer Schwere über dem langsamen Wasser zu schweben schien, standen Figuren aus Stein: Heilige, Ritter mit drohenden Blicken und erstarrter Geste. Ich konnte an ihnen nicht vorüber.“ Nach dem Romanausschnitt wird eine Schrift von Kafka zitiert: *Abend auf der Brücke*.²⁵

Menschen, die über dunkle Brücke gehn,
Vorüber an Heiligen
Mit matten Lichtlein.
Wolken, die über grauen Himmel ziehn
Vorüber an Kirchen
Mit verdämmernden Türmen.
Einer, der an der Quaderbrüstung steht
Und in das Abendwasser schaut,
Die Hände auf alten Stein.

Es ist keine tiefere Analyse für die Ähnlichkeit der Stimmung nötig. Zu dem Romanausschnitt von Neubauer sind außer Kafka *Der Golem* von Meyrink oder Das Prager Tageblatt von Max Brod zu zitieren. Wir können hier einen ähnlichen Grundgedanken und fast eine Gleichheit in der Sicht entdecken.

Kafka und die Ungarn: diese Frage wurde von zwei Seiten gesehen. Wir sahen, daß Kafka infolge der Eifrigkeit von Robert Klopstock einige Werke

der ungarischen Literatur in Evidenz gehalten hat. Seine Reise durch Ungarn brachte ihn uns zwar nicht näher, aber half in der Ausbildung eines realen Bildes. Kafkas ungarisches Nachleben ist dagegen viel reicher als es auf den ersten Blick erscheint. Wir können uns mit der zweiten Übersetzung, die während Kafkas Lebzeit erschien, rühmen.

Quellenverzeichnis

- ¹ Franz Kafka: Tagebücher 1910—1933. S. Fischer, New York, 1958. 474
- ² Franz Kafka: Briefe 1902—1924. S. Fischer, New York, 1958. 184
- ³ Kafka: Briefe: 516
- ⁴ Kafka: Briefe: 319
- ⁵ Szántó György: Fekete éveim, Kolozsvár, 1934. 141
- ⁶ Fried István: Neubauer Pál és a prágai német irodalom, Helikon, 1969. 449—456
- ⁷ D. J.: A német Ady, Prágai Magyar Hírlap 1926. január 10.
- ⁸ Kafka: Briefe: 458, 518
- ⁹ Max Brod: Über Franz Kafka, Fischer Bücherei 735. Frankfurt am Main und Hamburg, 1966. 343
- ¹⁰ Kafka: Briefe: 421
- ¹¹ Fried István: Neubauer Pál és a prágai német irodalom, Helikon, 1969. 454
- ¹² Auch Klopstock und Neubauer sind auf dem Gebiet der heutigen Slowakei geboren und haben dort gelebt. Neubauer war in vielen Kreisen, nicht nur in literarischen Kreisen bekannt.
- ¹³ Max Brod: Der Prager Kreis, Stuttgart—Berlin—Köln—Mainz, 1966
- ¹⁴ Prágai Magyar Hírlap 30. Juli 1925
- ¹⁵ Prágai Magyar Hírlap 25. Oktober, 29 November 1931, 18 Dezember 1932
- ¹⁶ Paul Neubauer: Maria, Roman einer modernen Frau, Im Weltbücher Verlag Berlin—Friedenau, 1928. 5. (Vorwort)
- ¹⁷ Mózes Huba: Franz Kafka először magyarul? Utunk (Kolozsvár) 25. September 1970
- ¹⁸ Fábry: Stoszi délelőttök, Bratislava. 1968. 288
- ¹⁹ Jenő Krammer: Kafka in Ungarn, In: Franz Kafka aus Prager Sicht, Prag, 1965. 79
- ²⁰ Benedek Marcell: Irodalmi lexikon, Budapest, 1927. 570 (Der Verfasser des Artikels: Turóczi Trostler József)
- ²¹ Fábry: Kúria, kvaterka, kultúra, Bratislava, 1964, 41, 113,
- ²² Prágai Magyar Hírlap 21. November 1937
- ²³ A német próza útja, In: Mai német dekaméron, Budapest, 1935. Einleitung
- ²⁴ Franz Kafka: Pester Lloyd 18. September 1938.
- ²⁵ Zitiert: Hans Demetz, Meine persönliche Beziehungen und Erinnerungen an den Prager deutschen Dichterkreis, In: Weltfreunde, Konferenz über Prager deutschen Literatur, Prag, 1967. 140—141

DEZSÓ BADER

Lajos Hatvanys Briefwechsel mit der Familie Hauptmann

Die Literatur feierte am 15. November 1962 den hundertsten Geburtstag von Gerhart Hauptmann, — dem jüngsten Sohn eines Gastwirts und Hotelbesitzers in Bad-Obersalzbrunn, — der als erster in der deutschen Literatur den Naturalismus verkündete.

Wie überall in der Welt beabsichtigt man auch in Ungarn, den Dichter zu würdigen, der als erster den Mut hatte, sich mitten in Europa für die Befreiung der unterdrückten und ausgebeuteten Arbeiter einzusetzen.

Die Anklagen und Beschwerden des jungen Hauptmann haben überall in der Welt Widerhall gefunden, und dieser Widerhall rief nicht nur das Mitgefühl für die Unterdrückten hervor, sondern hißte zum erstenmal auf der ungarischen Bühne das Symbol der Solidarität mit der Arbeiterklasse: die rote Fahne.

Erst nach der ersten Aufführung der *Weber* am 2. August 1895 in der Budai Szinkör drang sein Ruf bis nach Ungarn vor. Einen ausführlichen Beitrag über Hauptmanns Dramen hat aber erst im Jahre 1911 Georg Lukács veröffentlicht.¹

Die Arbeiter, so wie ein Teil des Bürgertums in Ungarn haben sich die Aussagen der „Weber“ ohne Vorbehalt angeeignet, mußten aber später mit Bedauern zur Kenntnis nehmen, daß sich Hauptmanns politische Einstellung seit der Aufführung der *Weber* immer mehr von dem Gedanken der Revolution entfernte, und bis zum Erscheinen des *Roten Hahnes* fast eine halbe Wendung nach rechts machte.² Darüber hinaus war er immer sehr zurückhaltend und verschlossen. Der einzige Mensch in Ungarn, mit dem er in inniger Freundschaft verbunden war, war der junge Ludwig Hatvany.

Diese Freundschaft beruhte von Anfang an auf Gegenseitigkeit. Dokumente beweisen, daß die Beziehungen Ludwig Hatvanys zu Gerhart Hauptmann möglicherweise schon im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts begonnen haben. Hatvany war von Jugendzeit an ein treuer Anhänger des deutschen Dichters und seine Begeisterung für Hauptmann wuchs später im Laufe der Jahre zur Schwärmerei an. Als Hatvany vor dem ersten Weltkrieg in Deutschland lebte, stattete er oftmals in Agnetendorf dem Dichter Besuche ab. Darüber hinaus sandte er ihm jeweils seine neuerschienenen Bücher.

Den ersten Brief von Hauptmann haben wir aus der Zeit, in der der Beitrag Hatvanys *Die Wissenschaft des nicht Wissenswerten* (ein Kollegienheft) in Leipzig 1908 erschienen ist.

Wiesenstein
Aagnetendorf i. R.
den 3-ten Juni 1908

Sehr verehrter Herr von Hatvany.

Vielen Dank für das feine und amüsante Buch, das von den Kartoffelsäcken durchaus sicher ist. Wir begrüßen Sie herzlich. Möchte Sie Ihr Weg doch einmal nach dem Wiesenstein führen, zur Freude seiner Bewohner.

Ihr ergebener

Gerhart Hauptmann

Danach fanden häufig Besuche statt. Das ist aus der Ansichtskarte, die Hauptmann am 10. Juni 1911 an Hatvany in Schreiberhau schickte, offen ersichtlich.

„Der Wiesenstein“ — dankt freundlichst für die Blumengrüße und gedenkt Ihrer herzlichst! Ihr verwaistes Zimmer wartet Hauptmann.“³

Ein noch größeres Aufsehen erregte Hatvany 1910 mit einem anderen Werk *Ich und die Bücher*. In diesem Buch spricht er seine Hochachtung für Hauptmann aus. Als die Familie Hauptmann vom Erscheinen des Buches Kenntnis genommen hatte, schrieb ihm Margarete, die Gattin des Dichters, sofort: „Es wird sofort-sofort gelesen, bitte senden Sie! Viele Grüße von uns dreinen — und von mir ganz besonderen Dank für die Süßigkeiten.“ Hauptmann selbst bringt nacheinander in zwei Telegrammen seine Anerkennung zum Ausdruck. „Gratulieren vielmals zur vollendeten Arbeit, freuen uns sehr, Sie morgen hier zu erwarten“ — schreibt er am 16. Juni 1911 und das wird am 2. Juli ergänzt: „Werk mit lebhaftem Interesse aufgefaßt. Zustimmendes und Bedenkenerregendes nur mündlich zu äußern, wozu hoffentlich bald Gelegenheit. Manuskript unterwegs. Alle guten Wünsche Gerhart Hauptmann.“

Danach siedelte Hatvany nach Deutschland über, und die Beziehungen zwischen ihm und den Mitgliedern der Familie Hauptmann wurden immer enger. Wir haben leider nicht genügend Dokumente aus dieser Zeit, und man kann jetzt nicht mehr feststellen, ob nicht ein Teil der Korrespondenz in Folge der Kriegereignisse vernichtet worden ist. Aus dem Theaterzettel zur Uraufführung von Hauptmanns *Gabriel Schillings Flucht* im Goethe-Theater zu Lauchstedt, am 14. Juni 1912 ist ersichtlich, daß an der Premiere, zu der nur der engere Freundeskreis Hauptmanns eingeladen war, auch der junge Hatvany teilnahm, und im Original des Blattes, rechts oben quer, seinen Namen eingezeichnet hat.⁴

Im selben Jahr hat Hauptmann von der schwedischen Akademie für die *Weber* den Nobelpreis erhalten. Aus diesem Anlaß haben bedeutende Per-

sönlichkeiten, wie Otto Brahm, Samuel Fischer, Max Liebermann, Walther Rathenau usw. zu Ehren Hauptmanns am 15. November im Hotel Adlon in Berlin ein Festmahl veranstaltet, zu dem auch Hatvany eingeladen war.

Hatvany konnte aber dem Festmahl nicht beiwohnen, sondern sprach durch das folgende Telegramm seine Glückwünsche aus: „Wir feiern mit aus ganzer Seele Ludwig Hatvany und Schwester.“

Inzwischen hatte Hatvany mit Hauptmanns Familienmitgliedern, besonders mit der zweiten Frau, Marie Marschalk und dem jüngsten Sohn, Benvenuto, der aus der zweiten Ehe stammte, einige Briefe gewechselt.

10 VII 911

Wiesenstein

Agnetendorf i. R.

Lieber Herr von Hatvany — es bedarf offenbar nicht Geringeren, als eines Erdbebens, um mich zum Briefschreiben zu bewegen. Die Zeitungen berichten zwar, daß Sie durch sechsfache Übung an Erdbeben angepaßt seien — (darum war Ihre Haltung, bei unserem nächtlichen Wasserheben, das sich schließlich und glücklich in Schutt und Rauch auflöste, so musterhaft) — aber lassen Sie uns doch lieber rasch wissen, wie es Ihnen und ganz Hatvan geht. Denn seit Sie hier waren, maßen wir uns beständige Sorgen um Ihr Wohlergehen an, so eine Art Polizei die zu ertragen Sie sich gewöhnen müssen.

Sie haben sich gewiß schon über meinen Undank gewundert. Ich habe gar keine Entschuldigung dafür, daß ich Ihnen für Ihre freundliche Aufmerksamkeit noch nicht gedankt habe, als das Schwelgen selber in dem herrlichen Wunderkasten von Kugler und vielleicht die dadurch erzeugte orientalische Trägheit. Um Sie noch persönlicher zu stimmen, füge ich hier das Rezept für die Schinkenpastete bei: für alle orthographischen Fehler ist die Genueser Köchin verantwortlich zu machen, für die Schmachhaftigkeit allerdings auch.

Nach diesen idealen Dingen das Materielle: wir sind im Begriff, nach Bayreuth zu gehen, um die Generalproben zu den Festspielen mit zu erleben. In etwa vierzehn Tagen hoffen wir wieder hier im Gebirge zu sein. Gerhart ist Gott sei Dank jetzt arbeitsfrei. Wir haben uns sehr gefreut, daß auch Sie in der gleichen glücklichen Lage sind, wenn sie auch nur vorübergehenden Charakter hat. Viele Grüße von Gerhart, Ihrem Schutz- und Trutzfreund Benvenuto und mir, Ihrer

Margarete Hauptmann

20. Okt. 911

Hotel Adlon Berlin W
Unter den Linden 1.
am Pariser Platz.

Lieber Herr von Hatvany, wie merkwürdig: Sie senden ein schönes, bequemes Kissen zu einer Zeit, wo ich es sehr gebrauchen kann, leider immer noch!

Ich habe am 14. September eine Operation durchgemacht, die eine wochenlange Erkrankung (schmerzhafter Natur) im Gefolge hatte. Jetzt fange ich an, auszugehen und wie Sie sehen, schreibe ich sogar schön! Aber ich war an den Rand des Ufers hinabgestiegen — Fährmann und Boot waren diesmal noch nicht bereit für mich. . . Genug. Wie geht es Ihnen? Kommen Sie in den Süden! Wir werden bald nach Sestri — Levante reisen.

Alles Gute. Herzlichst mit Grüßen von meinen beiden Herren (und Dank von Gerhart) Ihre

Margarete Hauptmann.

Hotel Esplanade

Berlin W.
Bellevuestraße

Gnädigste Frau! Sehr geehrter, sehr lieber Herr Hauptmann!

Von Herrn Fischer erfahre ich, daß Sie in Berlin sind. Hoffentlich halten Sie meinen sehr begreiflichen, lebhaften Wunsch, Sie zu sehen und zu sprechen, besonders aber Ihnen meine junge Frau vorzustellen, für nicht gar zu unbescheiden.

Dürfen wir zu Ihnen hinaus? Oder nehmen Sie Ihre Mahlzeiten in der Stadt ein und Sie beehren uns gelegentlich einmal mit Ihrem Besuch? Mittags oder abends?

Darf ich um Telephonanruf bitten? Sollten Sie mich nicht erreichen können, bitte dem Telephonisten Ihre Geheimnummer zu geben. Da Sie — wie ich recht gut weiß — keine großen Briefschreiber vor dem Herrn sind, nehme ich an, daß Sie auch keine Briefleser sein dürften — ich schließe also diesen Brief ohne mit einem Wort das große Thema zu erwähnen, welches uns alle aufregt. Doch fühle ich (und dieses Gefühl läßt sich nicht verschweigen) — daß das Wiedersehen lieber, guter ausgezeichneter Menschen — darf ich wohl sagen: von Freuden? — in böser Zeit eine doppelte Freude ist. In der guten Hoffnung dieser doppelten baldigen Freude, ergebenst Ihr stets treuer.

Dr. L. v. Hatvany

Nach dem Ausbruch des ersten Weltkriegs, den alle beide mit Jubel begrüßt hatten, ist Hatvany in sein Vaterland zurückgekehrt und wurde der Redakteur des *Pesti Napló*. Die gegenseitigen Beziehungen bestanden nach wie vor. Hatvany lud seinen deutschen Freund nach Ungarn ein und anlässlich der ruhmreichen Oktobertage 1918 beeilte sich auch Hauptmann seinem ungarischen Freund die besten Glückwünsche auszusprechen.

Sehr geehrter, sehr lieber Herr Hauptmann!

Sie gaben mir, als ich unlängst die große Ehre und Freude des Wiedersehens mit Ihnen und mit Ihrer lieben Familie hatte, den wohlgemeinten Rat, daß ich mit der Tür ins Haus rennen soll, wenn die Stadt Budapest, oder wenn das Land Ungarn von Ihnen etwas haben will. Ich hätte Sie in Wien selbst abholen sollen, damit Sie in Budapest eine Vorlesung halten. Nun gestaltet sich die Sache etwas einfacher.

Der Korrespondent einer ungarischen Zeitung, mit deren Redaktion ich im engsten Zusammenhang stehe, bittet um „die Gnade“ eines ganz kurzen Interviews.

Ich weiß, wie unangenehm Ihnen das ist, aber jedes sympathische Wort, welches aus Deutschland nach Ungarn dringt, erweckt hier einen tausendfachen Widerhall. . . und gar das Wort von Gerhart Hauptmann!

Haben Sie die große Güte und schenken Sie dem Herrn einige Minuten.

Ich lese in den Blättern mit großer Freude, daß wir demnächst mit einer ganzen Menge Hauptmannscher Werke beschenkt werden. Ich wollte, wir könnten die Erstaufführungen in schönster Friedenszeit erleben.

Barnovsky kündigt mein Stück an, antwortet aber auf meine Telegramme nicht. Sollten diese Ankündigungen eine baldige Aufführung meiner Komödie bedeuten, (was man bei einem Theaterdirektor nie weiß) so bin ich bald in Berlin und werde es nicht versäumen, mir Ihren wohlgemeinten, bewährten Rat schon während der Proben zu holen.

Meine Frau und ich, wir haben es nicht vergessen, daß Benvenuto uns einen Sommerbesuch in Hatvany in Aussicht gestellt hat. Er wird von ganzem Herzen und von ganzen Pferden sehnsüchtigst erwartet.

Viele Grüße an die gnädige Frau! Ich soll Ihnen noch und Ihrer lieben Familie die herzlichsten Grüße meiner Frau vermitteln.

Verzeihen Sie mir die große Störung, die ich Ihnen verursache, sehr geehrter, lieber Herr Hauptmann, aber ich glaube der Interviewer gibt Ihnen Gelegenheit, in unruhiger Zeit unruhiger Menschen ein bißchen Ruhe und Vertrauen zu schenken. Und dann werden Sie auch nicht bereuen, daß Sie gestört wurden.

Budapest, den 7. Feber 1917.

Ihr stets ergebener treuer und dankbarer

Dr. Ludwig v. Hatvany

In beiden Ländern brach im Herbst 1918 die Revolution aus, die alle beide von Herzen begrüßten. Hauptmann begrüßte als Gegner des Wilhelminischen Deutschlands die Ausrufung der Novemberrepublik und hielt es für seine Pflicht, sich dem öffentlichen Leben dieser Zeit mit Rat und Tat zur Verfügung zu stellen. Er war zweifellos der gefeiertste Dichter der Weimarer Republik.

Obwohl er die Gründung der Weimarer Republik dem Kaiserreich gegenüber für eine Errungenschaft hielt, hatte er jedoch zum Kampf des Proletariats keine innere Beziehung, und auch die Oktoberrevolution in Rußland hat er nicht richtig verstanden. Darauf ist es zurückzuführen, daß in seinen Werken kein Arbeiter erscheint. Während sich die jungen Schriftsteller wie Johannes R. Becher, Brecht usw. um eine proletarisch-revolutionäre Literatur bemühten, stand Hauptmann abseits.

Man hatte vom Verfasser *Der Weber* mehr erwartet.

Ein besonderes Interesse hatte Hauptmann aber für die Unterdrückten, sowie für das Wohl der Menschheit.

Als im Jahre 1921, in der jungen Sowjetunion infolge einer Dürre eine Hungersnot ausbrach, appellierte Gorki damals im Namen seiner hungernden Landsleute an das Humanitätsgefühl Hauptmanns. Der Dichter antwortete tief erschüttert und ließ seinen Brief gleichzeitig als Appel an die Welt veröffentlichen.

Aber er trat nicht nur für das hungernde Volk in der Sowjetunion ein, sondern setzte sich auch für die ungarischen Kommunisten ein, als die Horthy-Regierung im Jahre 1927 Zoltán Szántó und seine Genossen vor das Standgericht zu stellen beabsichtigte. Einer deutschen Zeitung⁵ entnehmen wir den Bericht, wonach er sich im Namen der Deutschen Liga der Menschenrechte an den Präsidenten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gewandt hat. Aber die Dokumente, Hauptmanns Brief an den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in Ungarn, sowie die Antwort auf den Brief sind nicht auffindbar.

Im nächsten Jahr, 1928 war Ludwig Hatvany von Heimatliebe getrieben, freiwillig nach Ungarn zurückgekehrt.

Ludwig Hatvany, der zu den bekanntesten Persönlichkeiten in Ungarn gehörte, stand dem Grafen Mihály Károlyi nahe. Während der Räterepublik flüchtete er nach Wien, und schrieb von hier aus einige sehr scharfe Artikel gegen die Horthy-Reaktion in Ungarn. Die Anklage hatte fünf Zeitungsartikel herausgegriffen und Hatvany wurde deswegen vor Gericht gestellt. Allgemein war eine Geste des Großmuts erwartet worden, aber diese ist leider nicht erfolgt.

Verschiedene prominente deutsche Schriftsteller sandten vor dem Prozeß gegen Hatvany an den Ministerpräsidenten Grafen Bethlen ein Telegramm, in dem der Hoffnung Ausdruck gegeben wurde, Hatvany möge nicht verurteilt werden. Vor dem Prozeß schickte Hauptmann an seinen ungarischen Freund im Gefängnis das folgende Telegramm:

„Ludwig Hatvany

Von ganzem Herzen wünscht Ihrem Prozess den guten Ausgang und dem von schöner Leidenschaft glühenden ungarischen Patrioten die Rehabilitation

Ihr Gerhart Hauptmann“

Rapallo, den 30. März 1928.
Villa Carlevaro.

Ba BI 3898 / 70
1928/70

IX / 13.

Sehr verehrter Herr!

Auf einem Umwege erfahre ich, dass Sie in der Revision des Prozesses Hatvany die Verteidigung übernommen haben. Seit der für Aussenstehende unfassbar schweren Verurteilung ist mir das furchtbare Schicksal Ludwig von Hatvany's nicht mehr aus dem Sinn gekommen. Es verfolgte mich wie ein düsterer Schatten bei allem, was ich unternahm, und tiefer Schmerz ergreift mich immer wieder, wenn ich daran denke.

Ich kann in die Untergründe nicht dringen, die zu der Verurteilung geführt haben, und es liegt mir ganz fern, an dieser grausigen Tatsache irgendwelche Kritik zu üben: aber weder sie, noch was sie veranlasst hat, kann meine Ueberzeugung erschüttern, dass Herr von Hatvany noch heute ist, was er immer war, ein sein Vaterland mit aller Inbrunst der Seele liebender Ungar.

Ich bin ihm während seiner Berliner Zeit nahegetreten, als er seinen Namen durch eine geistvolle Schrift bekannt gemacht hatte. Damals war ich der Meinung, und mit mir viele andere, er täte gut, seine Carrière auf das deutsche Schrifttum aufzubauen. Aber sich auch nur in dieser Form von seinem Vaterland freizumachen, war für ihn, wie wir fühlten, ein Ding der Unmöglichkeit.

Ich habe mit Hatvany auch in den letzten Jahren gelegentlich in Wien und Berlin Gespräche geführt und musste immer erkennen, wie bitter diesem Manne, der sich im Übrigen nichts zu versagen brauchte, das Brot der Verbannung mundete. Die ganze weite, schöne, offene, ich möchte sagen ihm zu Füßen liegende Welt, konnte ihm die Scholle nicht ersetzen, an die seine Seele gebunden war.

Und nun ist er, komme was wolle, in das ersehnte Licht hineingeflogen! Wäre er ein verlorener, reuig heimkehrender Sohn, so ist ganz gewiss keiner, den man so nennen darf, in seinem Vaterhaus so gnadenlos empfangen worden.

Darf ich Sie bitten, Herrn von Hatvany in meinem Namen Kraft und Mut zu wünschen und die Hand zu drücken.

Sehr geehrter Herr!

Georg Meißner

Das Telegramm hatte jedoch keinen Erfolg. Über Hatvany wurde von dem ungarischen Gericht ein wahres Schreckensurteil gefällt. Er wurde zu sieben Jahren Zuchthaus und außerdem zu einer Geldstrafe verurteilt.

Das schwere Urteil hat ganz Europa in Empörung versetzt und die Besten Europas setzten sich für Hatvanys Befreiung ein. Jetzt richtete Hauptmann das folgende Schreiben an Hatvanys Rechtsanwalt, Dr. Marcell Baracs:⁶

„Sehr verehrter Herr!

Rapallo, den 30. März 1928

Villa Carlevaro

Auf einem Umwege erfahre ich, daß Sie in der Revision des Prozesses Hatvany die Verteidigung übernommen haben. Seit der für Außenstehende unfassbar schweren Verurteilung ist mir das furchtbare Schicksal Ludwig von Hatvanys nicht mehr aus dem Sinn gekommen. Es verfolgte mich wie ein düsterer Schatten bei allem, was ich unternahm, und tiefer Schmerz ergreift mich immer wieder, wenn ich daran denke.

Ich kann in die Untergründe nicht dringen, die zu der Verurteilung geführt haben, und es liegt mir ganz fern, an dieser grausigen Tatsache irgendwelche Kritik zu üben: aber weder sie, noch was sie veranlaßt hat, kann meine Überzeugung erschüttern, daß Herr von Hatvany noch heute ist, was er immer war, ein sein Vaterland mit aller Inbrunst der Seele liebender Ungar.

Ich bin ihm während seiner Berliner Zeit nahegetreten, als er seinen Namen durch eine geistvolle Schrift bekannt gemacht hatte. Damals war ich der Meinung, und mit mir viele andere, er täte gut, seine Karriere auf das deutsche Schrifttum aufzubauen. Aber sich auch nur in dieser Form von seinem Vaterland freizumachen, war für ihn, wie wir fühlten, ein Ding der Unmöglichkeit.

Ich habe mit Hatvany auch in den letzten Jahren gelegentlich in Wien und Berlin Gespräche geführt und mußte immer erkennen, wie bitter diesem Manne, der sich im übrigen nichts zu versagen brauchte, das Brot der Verbannung mundete. Die ganze weite, schöne, offene, ich möchte sagen ihm zu Füßen liegende Welt, konnte ihm die Scholle nicht ersetzen, an die seine Seele gebunden war.

Und nun ist er, komme was wolle, in das ersehnte Licht hineingeflogen! Wäre er ein verlorener, reuig heimkehrender Sohn, so ist ganz gewiß keiner, den man so nennen darf, in seinem Vaterhause so gnadenlos empfangen worden.

Darf ich Sie bitten, Herrn von Hatvany in meinem Namen Kraft und Mut zu wünschen und die Hand zu drücken.

Mit dem Ausdruck größter Hochachtung

Gerhart Hauptmann“

Die Befreiung erfolgte nach anderthalb Jahren, aber der äußeren Emigration sollte eine innere folgen.

Tätigkeiten aller Art mußte er einstellen, auch sollte ihn der Pen-Club als Mitglied streichen und es wurde ihm untersagt, am Weltkongreß des Pen-Clubs in Budapest im Mai 1932 teilzunehmen. Eine bedeutende Zahl der Teilnehmer ist nach dem Empfang durch den damaligen Reichsverweser bei Hatvany erschienen, um ihre Neigung auszusprechen.

Aus dieser Zeit stammen zwei Briefe Hatvanys an G. Hauptmann.⁷

Sehr geehrter, sehr lieber Herr Hauptmann,

es ist mir eine große Freude, nach so vielen Jahren wieder Ihre Schriftzüge zu erblicken. Als ich vor drei Jahren aus dem Gefängnis kam und als dann später ein Roman von mir in deutscher Übersetzung erschien, habe ich Ihnen des öfteren geschrieben, aber meine Briefe blieben ohne Antwort. Vielleicht haben sich die Briefe verirrt, — Sie waren ja stets auf Reisen.

Haben Sie nochmals verspäteten Dank für Ihre vielen Bemühungen um Ihren eingekerkerten Sträfling und Schützling.

Nun sind ja alle diese argen Tage vorüber und ich lebe in unserem ins olygarchische Mittelalter versunkenen schönen Land, wie es sich hier eben mit meinen Ansichten in prekärster Situation leben läßt. Immerhin gehöre ich mit meinem Denken und Fühlen, mit meinem Sprechen und Schreiben hierher nach Ungarn und ich bin jeden Tag froh, wenn auch nach so vielen Fährnissen und Demütigungen, das aus meinem Leben wahrlich fehlende, leere Dezennium der Verbannung hinter mir zu haben. Natürlich fand ich die Heimat sehr verändert, auf ein Echo meiner Arbeit darf ich in der Gegenwart hierzulande kaum mehr hoffen, — aber man tut seine Pflicht und freut sich, daß es hier so einen schönen blauen Himmel, so eine schöne, breite Donau und wohl duftende Akazienbäume gibt. Auch manchmal einen unbekanntem Freund, der einem verstohlen die Hand drückt.

Es freut mich unter diesen Freunden auch Herrn Meltzer zu finden, der ja sozusagen als ein Wahlungar gilt und von dem ich schon oft viel Schönes gehört habe. Besonders bin ich ihm dankbar, daß ich auf seinem Umweg wieder ein freundliches Wort und einen Gruß von Ihnen erhalten durfte.

Mein Schwager hat ein kleines Besitztum am Semmering, er hat mich schon oft gerufen, nun wird mir Ihre freundliche Anregung ein Anlaß sein, um dem Ruf zu folgen.

Vielleicht kann ich den rüstigen Greis, Herrn Meltzer nämlich, zur Mitfahrt bewegen. Wie Sie sehen, nehme ich Sie aufs Wort. Sollte es zur Reise

kommen, werde ich jedenfalls erst telefonisch anfragen, ob die Gäste aus den verschneiten Fußten am Semmering genehm sind.

Wollen Sie mich bitte Frau Dr. Hauptmann und Ihrem Benvenuto bestens empfehlen, —

Ihr dankbarst ergebener
Ludwig Hatvany

Budapest, den 12. Feber 1932.

I. Istenhegyi út 40.

Budapest, den 31. Mai 1932.

Sehr verehrter, lieber Herr Dr. Hauptmann,

vielen Dank für Ihre gütige Erinnerung und für Ihre rührenden, weisen Zeilen. Der Trost aus Ihrem Munde ist mir besonders wertvoll. Sie schreiben, keiner wäre zu bedauern, der im schönen Ungarlande, von dessen olygarchisch-konservativen, reichen Wesenheit, umschlossen wird. Gewiß nicht, wenn dieses Umschlossenein nur bildlich gemeint ist. Aber wenn es zwischen vier Mauern geschieht, wie ich es erprobt habe, daß man faktisch umschlossen wird, mit der Aussicht, sieben Jahre hindurch zwischen vier Mauern zu sitzen, damit sich diese reiche Wesenheit, selbst durch literarischen Einspruch ungehindert, austoben könne, so ist das keineswegs ein Spaß. Im übrigen, was feudal-agrarisch heißt, hat das deutsche Bürgertum und die deutsche Arbeiterschaft eben jetzt bitter auszukosten, in dem Augenblick, da die höchste Autorität des Landes vom Junkergeist beeinflußt wird. Ich luge zitternd und bange von meinem östlichen Schaufenster nach dem Westen, in mein zweites Wahlvaterland, nach Deutschland hinüber und denke an Sie und an alle meine Freunde und Gönner, die heute an ihrem Deutschtum zu leiden haben.

Budapester Theaterkreise bereiten sich auf die Aufführung Ihres *Nach Sonnenuntergang* für den Herbst vor, zwei Theater wetteifern um das Stück, vielleicht wird die Aufführung zur Zeit stattfinden, als Sie am Semmering sind. Wie froh wäre ich, Sie nach Ungarn führen zu dürfen! Der internationale Pen-Club-Kongreß ist eben hier hindurchgerauscht und obwohl ich als geächteter Vaterlandsverräter vom ungarischen Pen-Club ausgeschlossen bin, war es ein schönes Zeichen der Solidarität aller Schriftsteller zu fühlen, als hundertundfünfzig Kollegen aus aller Herren Ländern sich bei mir zu einem demonstrativen Tee versammelten. Das federführende Volk sah hier seine Wunder. Denn die Akazien standen eben in heller Blüte, als der Kongreß stattfand. Es war ein Glück, die Herren und Damen, die sich hier versammelten, herumzuführen.

Hat Frau Margarete je einen Roman von mir erhalten? Ich glaube, ich ha-

be ihn seinerzeit an Ihre Adresse nach Agnetendorf geschickt. Ich wäre glücklich, in ihr eine Leserin gefunden zu haben. Doch ist das schon eine alte Geschichte, das neue Buch ist im androhenden Anzug.

Viele Grüße auch an Benvenuto. Ich würde mich sehr-sehr freuen, ihn einmal in Hatvan bei uns zu sehen. Ist er ein Jäger? Ich bin's selber nicht, aber zur Jagd nach Hatvan, zu meinem Schwager^{7a} kommen viele deutsche Gäste. Vielleicht läßt sich Benvenuto auch einmal bewegen. Aber so ein junger Mann braucht doch gar keinen besonderen Anlaß. Er entschließt sich heute, und morgen ist er da. Er wird hier aufs freundschaftlichste erwartet. . .

Mit ergebenstem Handkuß an die gnädige Frau, mit innigstem Freundschaftsgruß an Benvenuto, — in unerschütterter Anhänglichkeit, treuer Dankbarkeit und Bewunderung Ihr sehr ergebener

Ludwig Hatvany

Der deutsche Pen-Club hat ihn zur Wiedergutmachung für die in deutscher Sprache erschienenen Werke zum Ehrenmitglied ernannt.

Fast drei Jahre waren schon seit der Freilassung vergangen, als bei ihm in seinem Palast in Buda — Charles Henry Meltzer mit Hauptmanns Brief erschien.⁸

Südbahn-Hotel
Semmering bei Wien
Sommer- und Winterkurort
Telephon Semmering 1,4,8,78.
1. II. 32.

Sehr verehrter Herr von Hatvany!

Darf ich Ihnen Herrn Charles Henry Meltzer empfehlen, einen Freund, der vor sechsunddreißig Jahren in New York als Erster für mich eingetreten ist. Er war viele Jahre der einflußreichste Kritiker der Vereinigten Staaten und bemüht sich jetzt um Übertragung ungarischer Dichter ins Englische. Von mir hat er *Die versunkene Glocke*, *Hannele* etc. wirklich dichterisch übertragen.

Herr Meltzer hat den lebhaften Wunsch, von Ihnen gekannt zu sein, und ich wiederhole nochmals meine herzliche Empfehlung.

Meine Frau und ich grüßen Sie vielmals, lieber und verehrter Herr von Hatvany, und hoffen sehr auf ein Wiedersehen!

Ihr
Gerhart Hauptmann

Charles Henry Meltzer war als Schriftsteller und Übersetzer in den USA bekannt. Neben Hauptmanns Werken hatte er viele Schriften von Sardou, Moreau und Daudet ins Englische übersetzt.

Hauptmanns Brief kam rechtzeitig an. Hatvany war dankbar dafür und nahm die Gelegenheit wahr, ihm seinen Dank für die vielen Bemühungen um die Freilassung auszusprechen. Er hatte schon ein paarmal Versuche unternommen, ihn mit seinem Schreiben aufzusuchen, aber diese Briefe sind unbeantwortet geblieben. Verbittert setzte er seinen grauen Freund darüber in Kenntnis, daß in Ungarn keine Hoffnung besteht, auf ein Echo seiner Arbeit zu rechnen. Es gebe aber eine Möglichkeit zum Treffen in Semmering, wo sein Schwager, Georg Marton eine Villa hat.

Inzwischen war Hauptmann wieder in Amerika und erst nach seiner Rückkehr hatte er den Brief erhalten. Dies erklärt die späte Antwort.

Der Fürstenhof

Fernsprecher: Amt Bückeberg Nr. 341—46

Bad Eilsen, den 26. Mai. 1932
bei Bückeberg

Hotel Schreibzimmer

Lieber und verehrter Herr von Hatvany!

Ihr Brief kam erst nach der Rückkehr von Amerika in meine Hand. Ich freue mich seiner und seines philosophisch-heiter resignierenden Inhalts. Heitere Resignation, Genuß jedes gesunden Atemzuges, und sagen wir, des schönen Akazienduftes am Ufer des breiten Lebensstromes oder auf einem leidlich-haltbaren Boot ist ja noch alles, was wir hier wünschen können. Und das ist auch, wie der Schlesier sagt, viel genug!

Sie leben im schönen Ungarlande, dessen oligarchisch-konservative, reiche Wesenheit Sie umschließt. Niemand kann man deshalb bedauern. Sehe ich mich, wie oft nach einem Refugium für die letzten Betrachterjahre um, so wandert mein Geist nicht selten auch in Ihr Ungarland und seine ursprünglich unberührte, große Natur.

Wir waren also, wie Sie ja wissen, zwei Monate auf dem Semmering. Wir hoffen wieder dorthin zu kommen. Dann aber werden Sie, wie ich hoffe, den Plan Ihres Besuches zur Ausführung bringen.

Auf Wiedersehen also

Ihr

Gerhart Hauptmann

Tief erschüttert von den Erlebnissen und der Untergangsstimmung des Bürgertums in Deutschland äußerte er, daß sein Heimatland eher einem Gefängnis gleicht und er gern an Ungarn denke, wo er für die letzten Betrachterjahre ein Refugium suchen würde.

Hatvany beeilte sich, diesen Brief zu beantworten, um Hauptmann mit-

zuteilen, daß dieses Refugium, das jahrelang dauerte, gar nicht angenehm war.

Hauptmanns Brief wurde sofort beantwortet, der Trost aus seinem Mund ist besonders wertvoll. Sieben Jahre zwischen vier Mauern zu sitzen ist gar nicht angenehm. Es ist zwar schon vorbei, aber er soll jetzt an sein zweites Wahlvaterland und seine deutschen Freunde denken, die heute an ihrem Deutschtum zu leiden haben.

Im selben Jahr als überall in der Welt Vorbereitungen getroffen wurden, das neueste Drama, den *Sonnenuntergang*, anläßlich des 70. Geburtstages auf die Bühne zu bringen, haben Hitler und seine Anhänger alles unternommen, um die Macht an sich zu reißen. Und Hitler kam ans Ruder. Die fortschrittlichen Schriftsteller standen vor der Wahl: Widerstand oder Emigration. Der 70 jährige Hauptmann war 1933 nicht in der Lage zu emigrieren. „Ich gehe nicht ins Ausland, da ich ein alter Mann bin, und an meine Heimat gebunden, nur hier schaffen kann,“ — sagte er. Hauptmann blieb in Deutschland und hißte auf seinem Haus auf Hiddensee das Hakenkreuz. Er fand kein Wort öffentlicher Anklage gegen die Vertreibung seiner Freunde und Verfolgung so vieler unschuldiger und guter Menschen. Er schwieg, aber es war kein Schweigen der Billigung. Das wußten die Herrschenden sehr wohl. Doch wurde überall angenommen und verbreitet, daß Hauptmann Hitlers Anhänger geworden ist. Seine früheren Freunde haben die Korrespondenz eingestellt und sie wurde nie mehr aufgenommen.

Wir haben aber noch zwei Briefe von Benvenuto Hauptmann,¹⁰ dem jüngsten Sohn des großen Dichters, der aus der Ehe mit Margarete Marschalk stammte.

Benvenuto Hauptmann

Berlin W 50, 2.3.36
Pension Schmolke
Nürnbergerstraße 65.

Lieber Schutz und Trutzbruder,

Du erinnerst Dich hoffentlich an unser altes Bündnis, das meines Erachtens nunmehr einer wahrhaften Auffrischung bedarf — wenn man bedenkt, daß es — geschlossen wurde — so um 1910 herum und — wenn ich nicht irre — zur Abwehr weiterer Kessel- und Gasexplosionen bei Schwimmbädern und Badeanlagen in privatem Besitz.

Du kannst Dir vorstellen, lieber Ludwig, wie hoch erfreut und überrascht ich war, nach so vielen Jahren schweigsamer Zeit von Dir aus plötzlich in London einen langen Brief zu erhalten dessen Inhalt gemäß ich auch sofort noch alles Wichtige in die Wege leiten konnte. Hab Dank dafür. Und es bleibt also nur noch zu hoffen, daß Corda sich entschließt, *Hamlet in Wittenberg*, das

neue Drama meines Vaters zu verfilmen. Ihn sah ich nicht, aber dafür Eugen Robert,¹¹ der mir versprach mit ihm die Verhandlungen zu führen.

Natürlich wäre es fraglos von Wert, wenn Du vielleicht noch einmal persönlich an Corda über diesen *Hamlet in Wittenberg* schreiben würdest. — Was aber eigentlich erst nach Kenntnis des Schauspiels geschehen kann. Wenn es Dir, lieber Ludwig, also recht ist, werde ich Dir das Buch von Fischer zusenden lassen in Dankbarkeit für ein dann vielleicht folgendes Billet doux an Corda.

Nun aber lieber Cicerone — welche Verlockung für meine Frau und mich in Budapest, der Stadt unseres Verlanges, von Dir geführt und mit Dir wieder zusammen zu sein. Eine herrliche Aussicht und — beim Zeus, wir kämen gern! Es gäbe so viel zu bereden und — wie Du weißt, war ich schon einmal mit 17 Jahren von Dir nach Hatvan geladen, und Bocchi¹² zitterte damals für meine Moral mit Bezug auf das weibliche Ungarn.

Leider wurde nichts daraus und — viel Wasser ist inzwischen die Donau hinuntergeflossen. Die Sorglosigkeit ist seltener geworden, und machmal habe ich das Gefühl nicht mehr so genießen zu können — genießen im schönen Sinne natürlich, so unbesorgt mich freuen zu können. Wer weiß aber — man lernt es ja schnell wieder — glaube ich fast.

Ich werde jetzt versuchen, Deine ungarische Adresse irgendwo hier, in Berlin zu erhalten — hoffentlich bei Fischer. Und — hoffentlich also auf ein baldiges, heiteres und frohes Wiedersehen — ganz im Stile von ehemals.

Bitte mich Deiner lieben Frau herzlich zu empfehlen, in der Hoffnung, sie bald kennen zu lernen in Budapest. Kommt Ihr je nach Berlin? Sei Du herzlichst begrüßt

in altem Schutz und Trutz

von Deinem getreuen
Benvenuto

Berlin W 50, 19.3.36
Pension Schmolke,
Nürnbergstraße 65.

Lieber Ludwig Hatvany,

Dein Eingriff in London hat alles ins Rollen gebracht, und müde Leser galvanisiert.

Professor E. R.¹³ schreibt mir, daß Londons Mühlen langsam mahlen, aber daß. . . etc. etc.

Ich bin Dir zu tiefem Dank verbunden, lieber verehrter Freund, im Besonderen hat mich Dein Dich-Einsetzen für *Die Insel der Großen Mutter* gefreut. Sie geht heute an Biro, den Vertreter von Corda ab. Mit einem Wort — es tut sich was. Und nun zu Deinen Wünschen:

Ich fahre in einigen Tagen nach Rapallo und werde dort alles persönlich

in die Hand nehmen. Der *Hamlet in Wittenberg* liegt bei mir, muß aber noch gewidmet werden, was gleich in Rapallo geschehen wird.

Über die Stelle in den Ausblicken, unsere historisch-freundschaftlichen Ofenexplosionen betreffend, wird Dir Paps auch gleich schreiben im Anschluß an die Übersendung des *Hamlet*.

Durch diese Ofenexplosionen sind wir ja eigentlich in Glück und Unglück verbunden, was ein gutes Omen sein möge für unser hoffentlich recht baldiges Wiederbegegnen.

Wir grüßen Euch herzlichst

Dein alter

Schutz—Trutzfreund Benvenuto

Diesem Brief entnehmen wir, daß sich Hatvany im Jahre 1936 bei dem Filmproduzenten ungarischer Abstammung, Alexander Korda um die Verfilmung von zwei Dramen einsetzte.

Ein beliebter Aufenthaltsort von Hauptmanns Familie war Rapallo, wo diese auch ein paarmal von Hatvanys besucht wurde. Die letzte Begegnung fand aber nicht hier, sondern 1937 in einem italienischen Badeort statt. Als Hauptmann bemerkte, daß sein Freund dem Treffen auszuweichen suchte, stellte er sich mit dem Aufruf vor ihn: „Was wollen Sie, mein lieber Herr Hatvany? Soll man mit einem armseeligen Regenschirm den Niagarafall aufhalten?“¹⁴

Die Äußerung befriedigte anscheinend in gewissem Maß, aber eine Begegnung kam nie mehr zustande.

Im darauffolgenden Jahr 1938 mußte Hatvany wieder in die Emigration — nach England — gehen, aber Hauptmann blieb zu Hause und lebte in innerer Emigration. Einmal machte er einen Versuch, nach Ungarn zu fahren, jetzt aber nicht Hatvanys Einladung nachkommend.

Anläßlich seines 80. Geburtstages im Jahre 1942 hat die deutsche Naziregierung die Satelliten-Staaten veranlaßt, den Jahrestag zu begehen, und der greise Dichter wurde nach Budapest geschickt. Es stellt sich die Frage, was er in Budapest hätte machen können, wenn er während der Reise nach Budapest nicht erkrankt wäre, und aus Wien nicht hätte abreisen müssen.

Der beste Freund Hatvany lebte in der Emigration, auch die übrigen Anhänger hatten schon damals in den verschiedenen Konzentrationslagern gelitten, und an der Macht waren die heftigsten Gegner der *Weber*. Lediglich nach der Befreiung stellte es sich heraus, daß sie beide in einem Gedanken, in dem Gedanken der gesellschaftlichen Gleichberechtigung bis zum Tod einig waren.

Nach der Befreiung Deutschlands hat der alte Hauptmann seine letzten

Schriften veröffentlicht, in denen er mit folgenden Worten das alte Regime verurteilt:

„Die Fürsten sind Verräter allesamt!

Ja, sie belügen und betrügen uns!¹⁵

Gleichzeitig gab er Johannes R. Becher die Zusicherung, daß er — soweit seine Kräfte reichen — an der demokratischen Erneuerung Deutschlands mitarbeiten wolle.

Diese Zusicherung enthält auch das Problem des Wiederaufbaus:

„Wir wollen keinen Krieg, wir wollen Brot!

Der Pflug soll herrschen, blühen soll der Karst!

Auf, Auf, zur Heimat!“¹⁶

Der alte Dichter ist am 6. Juli 1946 in Agnetendorf verstorben, ohne seinen ungarischen Freund wiederzusehen. Der ungarische Freund, Lajos Hatvany, kehrte nach der Befreiung 1947 in seine Heimat, in das demokratische Ungarn, zurück, wo er ständig danach strebte, der Heimat — mehr denn je zu dienen, und endlich, als schlichter Bürger und Professor an der Universität bekannte er sich zum Aufbau des Sozialismus.¹⁷

Ich denke, es ist nicht überflüssig, sondern angebracht, all dies in Erinnerung zu bringen!

Anmerkungen

¹ György Lukács: A modern dráma fejlődésének története. 1911. II. 476—490

² Vgl. Menyhért Lengyel: Hauptmann. Nyugat, 1909. 337.

³ Die Korrespondenz von Lajos Hatvany befindet sich im Archiv der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. MS. 382/ff.

⁴ Das Dokument befindet sich im Hauptmann-Archiv in Radebeul.

⁵ Die Menschenrechte. Organ der deutschen Liga für Menschenrechte. Jg. 11. Berlin, 1927. V. 31.

⁶ Der Brief befindet sich im Eigentum der Witwe Hatvany.

⁷ Die Briefe habe ich von Barbara Hauptmann, der Witwe von Benvenuto Hauptmann (6622 Ronco sopra Ascona Casa Sasso al Prato) noch im Oktober 1966 bekommen.

^{7a} Albert Hirsch, Direktor der Zuckerfabrik in Hatvan

⁸ Die beiden folgenden Briefe habe ich bereits 1964 in der Zeitschrift Helikon (Budapest) veröffentlicht. (B. X. 445.)

⁹ Der Bruder der zweiten Frau von Hatvany. Er hatte ein Konzertbüro in Paris.

¹⁰ Im Archiv der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. MS. 382/ff.

¹¹ Eugen Robert, Theaterdirektor in Berlin. In den früheren Jahren lebte er in Budapest und betätigte sich unter dem Namen: Jenő Kovács als Rechtsanwalt.

¹² Die Frau von Benvenuto Hauptmann.

¹³ Eugen Robert

¹⁴ Hatvany Lajos: Akit jobb volt csodálni, mint szeretni. Magyar Hírlap 1937. ápr. 11.

¹⁵ G. Hauptmann: Iphigenie in Aulis.

¹⁶ G. Hauptmann: Iphigenie in Aulis.

¹⁷ Lajos Hatvany: Népi demokrácia és irodalom. Népszava 1948. máj. 9.

JÓZSEF VARGA

*Lion Feuchtwangers Spätwerk**

Allgemeines

Unter den bürgerlichen kritisch-realistischen Schriftstellern der ersten Hälfte des XX. Jahrhunderts nimmt Lion Feuchtwanger einen wichtigen Platz ein. Sowohl seine Zeitromane, als auch seine, nach 1945 erschienenen großen historischen Romane zeichnen ihn als einen entschlossenen humanistischen Kämpfer gegen den Faschismus sowie einen aufrechten Verbündeten der gegen diese Macht am wirksamsten auftretenden Arbeiterklasse aus.

Der Weg Feuchtwangers von einem künstlerischen Verhalten, bei dem es dem Schriftsteller vor allem auf das *Wie* und nicht auf das *Was* ankam, und welches den dekadenten künstlerisch-weltanschaulichen Tendenzen der zwanziger Jahre bloß ein blasses, jeder gesellschaftlichen Konkretheit bares, zeitloses Humanismus-Ideal entgegensetzte, bis zur Einsicht in die historisch-gesellschaftliche Bestimmtheit der menschlichen Verhältnisse, sowie bis zur Betonung des engen Zusammenhanges von Kunst und Politik, war nicht frei von Widersprüchen. Für seine weltanschauliche Konzeption waren die Antithesen Europa-Asien, Tun-Nichttun, Geist-Macht, Fortschritt-Reaktion charakteristisch. Die aktuellen politisch-weltanschaulichen Fragen der Gegenwart, wie Antikommunismus, Nationalismus, Kosmopolitismus, hat er in seiner frühen Schaffensperiode von diesen unhistorischen überzeitlichen Kategorien her zu beurteilen versucht.

Die immer gefährlicher werdende innenpolitische Lage Deutschlands, die Freundschaft mit linken Intellektuellen (u.a. mit Brecht), sowie die Auseinandersetzung mit der marxistischen Philosophie machten die Revision seines früheren Weltbildes notwendig; er sieht die gesellschaftliche Aktivität der antifaschistisch — humanistischen Schriftsteller ein. Zur völligen Einsicht in die Notwendigkeit der Aktivität aller fortschrittlichen Schriftsteller kommt Feuchtwanger erst in den Emigrationsjahren, als er mit allen antifaschistischen Kräften zusammen kämpfte. Der Besuch der Sowjetunion trug dazu bei, daß

* Die vorliegende Arbeit faßt die wichtigsten Ergebnisse der Doktorarbeit des Verfassers (Lion Feuchtwangers Spätwerk — Zur weltanschaulichen Entwicklung und Geschichtsauffassung Feuchtwangers in seinen historischen Romanen nach 1945. Debrecen, KLTE 1971, Manuskript) zusammen.

Feuchtwanger sich die Perspektive einer nach dem Weltkrieg zu errichtenden bürgerlich-demokratischen Gesellschaft nur in Bündnis mit der großen sozialistischen Macht vorstellte. In seinen Zeitromanen gelangte er bis zur Bejahung der Zusammenarbeit mit den besten Vertretern der Arbeiterklasse, wobei das Leben des Volkes selbst auch weiterhin außerhalb seines Erlebnis- und Interessenbereiches blieb.¹

Zur Zeit des antifaschistischen Kampfes wollten die fortschrittlichsten deutschen bürgerlichen Schriftsteller ihren Lesern nicht nur die grausame deutsche Wirklichkeit vorführen; sie wollten zugleich den antihumanen Ideen und Helden wahre Menschlichkeit und dafür kämpfende aktive Helden entgegensetzen. Für die sozialistischen Schriftsteller war der neue Typ des aktiven, im Sinne des historischen Fortschritts handelnden Helden vorhanden: der proletarisch-antifaschistische Kämpfer. Auch Feuchtwanger versuchte in seinen Zeitromanen aktiv handelnde bürgerliche Helden zu zeigen. (Erfolg, Geschwister Oppermann, Exil, Simone). Diese Helden (vor allem Sepp Trautwein und Simone) treten schon aus ihrer bisherigen Klassenisolation heraus, sie erweisen sich als mutige Kämpfer, sie sehen die Notwendigkeit eines Bündnisses mit dem arbeitenden Volk ein; sie können aber infolge ihrer bürgerlichen Daseinsform und Weltanschauung keine führenden Helden dieses Kampfes werden, ihnen fehlte dazu der enge und lebendige Kontakt mit den Volksmassen. Die Existenz der Sowjetunion, die ehrliche Teilnahme der bürgerlichen Intelligenz am antifaschistischen Kampf weckte aber in den bürgerlichen Schriftstellern eine starke Hoffnung auf den weiteren sinnvollen Bestand der bürgerlichen Demokratie, in der sich die großen Ideen der Aufklärung und der französischen Revolution nach dem II. Weltkrieg verwirklichen lassen. Da die imperialistische Gegenwart keinen repräsentativen Helden der bürgerlichen Demokratie mehr aufzuweisen hatte, wandten sich die fortschrittlichen, an die Zukunft der Menschheit glaubenden Schriftsteller (u. a. auch Thomas und Heinrich Mann) an die heroischen Epochen der Vergangenheit, in denen das Schicksal der Menschheit entschieden wurde. Sie suchten nach Helden in der Geschichte, die an den Schicksalswendepunkten zusammen mit ihrem Volk und für ihr Volk gehandelt haben. Diese Dichter begnügten sich also nicht mit der Verneinung des Bestehenden, sie suchten ein positives Gegenbild des Bürgers des XX. Jahrhunderts und sie fanden es in Heinrich IV, in Goethe und Joseph sowie in Franklin. „In ihr, in der historischen Dichtung ging es nicht um historische Parallelen zum Faschismus; sondern vor allem um die Gewinnung eines positiven Bildes gegen die Zerstörung alles Menschlichen unter den Bedingungen der Herrschaft des Imperialismus überhaupt.“²

Georg Lukács weist in seinem Buch *Der historische Roman*³ darauf hin, daß die deutsche Geschichte arm an Revolutionen ist und es schwer ist, dort ein Beispiel für die wahre Demokratie zu finden. So wenden sich die deutschen Schriftsteller historischer Romane der jüdischen, bzw. der französischen

Geschichte zu, wie Heinrich Mann. Sein Heinrich IV. erscheint als Bote der Vernunft und des menschlichen Glückes.

Für die historischen Romane von Heinrich Mann und nicht weniger von Feuchtwanger ist eine Art *Gleichnishaftigkeit* charakteristisch. Feuchtwanger schreibt in seinem Desdemona-Essay, der Dichter wähle die Geschichte als Gleichnis, „... weil er distanzieren will. Der Autor weiß, daß man eine bessere Perspektive nur aus der Distanz gewinnen kann. Der Autor, um sein zeitgenössisches Weltbild aus sich heraus zu projizieren, rückt es in eine größere, räumliche Entfernung.“⁴ Wir sind jedoch der Meinung, daß gerade durch die Gleichnishaftigkeit die zur Illustrierung der Gegenwartsprobleme des Dichters herangezogene Geschichte stark an historischer Wahrheit einbüßt; der in Wirklichkeit für konkrete politische und gesellschaftliche Ziele geführte Kampf wird bei Heinrich Mann und Feuchtwanger zu einem abstrakten Ringen zwischen zwei menschliche Grundcharaktere verkörpernden Menschentypen, zwischen Gut und Böse.

Die Fortschrittskonzeption Feuchtwangers. Historische Persönlichkeiten als Leitmodelle im Kampf um die bürgerliche Demokratie

Feuchtwanger kommt in seinen Gegenwartsromanen schon an die Grenzen des bürgerlich-kritischen Realismus, hier versucht er progressive bürgerliche Helden in gesellschaftlicher Aktivität zu gestalten, und nicht nur das Ziel sondern auch den Weg der notwendigen revolutionären Veränderungen sichtbar zu machen. „Eine konsequente Vertiefung der in den Gegenwartsromanen vermittelten Aussage über die Epoche auf einem höheren künstlerischen Niveau, in der künstlerischen Totalität des großen Gesellschaftsromans war für Feuchtwanger nur mehr am Vergangenheitsstoff möglich.“ — sagt J. Pischel.⁵ Der Vergangenheitsstoff ermöglicht ihm, daß er große bürgerliche Helden gestaltet, die gemeinsam mit den progressiven Kräften der Nation geschichtlich erfolgreich handeln. In seinen Erklärungen und Aufsätzen erkannte Feuchtwanger die epochale Bedeutung der Großen Oktoberrevolution für die weitere Geschichte der ganzen Menschheit; in seiner künstlerischen Darstellung spricht der bürgerliche Schriftsteller jedoch nicht von der proletarischen Revolution. Diesen letzten Schritt von der Bejahung mit dem Verstand über die Bejahung mit dem Herzen bis zur festen Überzeugung konnten nur wenige Schriftsteller bürgerlicher Herkunft tun. (A. Seghers, F. Wolf, B. Brecht, Becher). Dagegen schreibt Feuchtwanger 1934 an Arnold Zweig folgendes: „Es kommt jetzt darauf an, gegen die Reaktion des 20. Jahrhunderts jene Tendenzen zu unterstreichen, die von den Aufklärern formuliert und vom 19. Jahrhundert untermauert wurden.“⁶ Für die Weiterentwicklung der revolutionären Demokratie stehen in der Kunst Feuchtwangers die französische

Aufklärung, der amerikanische Unabhängigkeitskrieg und die französische Revolution als historische Gleichnisse. Sein erster historischer Roman nach 1945 *Die Füchse im Weinberg* (1947/48) will auf die merkwürdige Erscheinung Antwort finden, warum manchmal in der Geschichte die verschiedensten Kräfte zusammenhelfen müssen, um alle in der Richtung des Fortschritts zu wirken. Historische Parallelerscheinungen waren für Feuchtwanger einerseits die Unterstützung Amerikas durch das monarchische Frankreich, andererseits der Eingriff Amerikas in den zweiten Weltkrieg an der Seite der Sowjetunion. Wir haben bereits erwähnt, daß Feuchtwanger in der Geschichte das ewige Ringen zwischen Vernunft und Dummheit sieht. Hinter diese überzeitlichen Kategorien stellt Feuchtwanger jedoch unter dem Einfluß des historischen Materialismus immer realere gesellschaftliche Gegensätze. Von seiner, im wesentlichen idealistischen Geschichtsauffassung zeugt die Tatsache, daß er für den Lenker der Geschichte nicht die grundlegenden wirtschaftlichen Interessen der gesellschaftlichen Klassen hält, sondern wieder eine überzeitliche, auf die Hegelsche Philosophie zurückgehende Kategorie: „...der Held des Romans... ist... jener unsichtbare Lenker der Geschichte, der, im achtzehnten Jahrhundert entdeckt, im neunzehnten deutlich erkannt, um dann im zwanzigsten Jahrhundert bitter verleugnet und verleumdet zu werden: der Fortschritt.“⁷

Die Bejahung der revolutionären Veränderung, auch wenn sie aufgrund unveränderter und unveränderlicher Gesetze vor sich geht, kann bei Feuchtwanger neben den dekadenten Geschichtsauffassungen der imperialistischen Zeit (Nietzsche, B. Croce) doch als positiv betrachtet werden. Er neigte aber dazu, diesen Glauben an den Fortschritt unter dem Einfluß der späteren Fortschritt-Theorien (Comte, Spencer) zu verabsolutisieren, fatalistisch aufzufassen, was besonders in den früheren Romanen zur Bevorzugung des betrachtenden Menschentyps führte. (Jud Süß). Wenn es an dem wäre, so hätten die hervorragenden historischen Persönlichkeiten bei Feuchtwanger keinen Spielraum, sie müßten die Befehle der idealistisch aufgefaßten objektiven gesellschaftlichen Gesetze blind ausführen. Der Schriftsteller Feuchtwanger widerspricht zum Glück Feuchtwanger, dem Theoretiker. Die historischen Persönlichkeiten in *Den Füchsen* haben Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit genug, die Ereignisse auf eigene Weise zu beeinflussen. Sowohl Beaumarchais als auch Franklin sind weltgeschichtliche Persönlichkeiten im Hegelschen Sinne, sie sind fähig, den Massen den Entwicklungsgang der Gesellschaft bewußt zu machen und ihnen die Richtung der Entwicklung zu zeigen.

Unter den überaus zahlreichen und vielseitig dargestellten Figuren des Romans wollen wir eben die zwei größten hervorheben, die — jede auf seine Art — zum Sieg in Amerika und dadurch zur politischen Vorbereitung der französischen Revolution wesentlich beigetragen haben: Beaumarchais und Franklin.

Man hat das Gefühl, daß *Beaumarchais* nicht die volle Sympathie Feuchtwangers genießt. Dieser Tatmensch, Vertreter der aufstrebenden französischen Bourgeoisie, Kampfgefährte von Voltaire setzt ohne Bedenken alles daran, um unter allen Umständen dem Fortschritt zu dienen. Ihm ist in seinen harten Kämpfen gegen die Aristokratie und zugleich für die Gunst der Aristokratie eine gewisse Skrupellosigkeit, Draufgängertum eigen. Es mag wohl sein, daß Feuchtwanger, der sein Leben lang in seinem innersten Wesen doch einen gewissen Hang zur „Betrachtung“ bewahrte, dieses Draufgängertum, dieses skrupellose Handeln des Repräsentanten der wohlhabenden französischen Bourgeoisie verabscheute. Auf jeden Fall hält er *Beaumarchais* für einen großen Mann, „... dessen Taten nicht wegzudenken sind aus der Geschichte der amerikanischen und französischen Revolution.“⁸

Vergleicht man die Gestalt *Franklins* mit der des *Beaumarchais*, fällt einem gleich auf, um wieviel tiefer und wärmer die Züge des großen Amerikaners ausgearbeitet sind. Das humanistische Menschenideal, das den bürgerlichen Intellektuellen im Kampf für die revolutionäre Demokratie vorschwebte, fand Feuchtwanger in der Gestalt *Franklins*. Der Anspruch der antifaschistischen bürgerlich-fortschrittlichen Schriftsteller auf humanistische Idealbilder entsteht aus den Erlebnissen und Bedürfnissen der Gegenwart; das entsprechende *McDell* — da die Gegenwart es nicht zu bieten vermag — wird jedoch in der Vergangenheit gesucht. Aus der Geschichtsauffassung Feuchtwangers folgt, daß der Dichter die historischen Tatsachen frei umgruppieren darf, so bietet sich ihm die Möglichkeit, durch *Franklin*, den Vertreter der Vernunft, seine eigenen Anschauungen (z. B. von der Verbindung der Massen und der hervorragenden historischen Persönlichkeiten) zum Ausdruck zu bringen. Durch diese Methode führt Feuchtwanger „... den Leser zu der Sicht, die sich ihm als Dichter von der zeitlosen Wahrheit des gesellschaftlichen Ablaufs und damit auch besonders von der lebendigen Wirklichkeit bietet.“⁹

Die revolutionäre Theorie und die Massen

In seiner Geschichtsauffassung ist Feuchtwanger im wesentlichen bei den philosophischen Ansichten der Aufklärung, bzw. der bürgerlichen Revolution geblieben, indem er die Geschichte für die Selbstverwirklichung der Vernunft hielt und in dem Fortschritt die Bewegungskraft der Geschichte sah. Es wäre aber ungerecht, wenn wir bei dieser, zwar wahren, aber doch vereinfachenden Feststellung stehenblieben. In den Nachkriegsjahren erlebt man bei Feuchtwanger eine wesentliche konzeptionelle Veränderung hinsichtlich der Rolle der Masse, was zweifellos der Wirkung des historischen Materialismus zuzuschreiben ist. Wir haben aber gar keinen Grund, Feuchtwanger einen materialistischen Schriftsteller zu nennen. *J. Pischel* sagt, daß Feuchtwangers Weltanschauung

in den Romanen über die französische Revolution höchstens dualistisch genannt werden könne, wobei das idealistische Element dominiere.

In seinen früheren Werken hielt Feuchtwanger das Volk für primitive Lebewesen, für eine „idiotische, aufgeputzte Masse.“¹⁰ Auch für den größten Teil der bürgerlichen Intelligenz bedeutete die Korrelation Masse und Persönlichkeit keine organische Verbindung, sondern eben einen unlösbaren Widerspruch. Die einzelne Persönlichkeit hob sich empor, wurde Führer, die Masse blieb dagegen ein amorphes Gebilde, welches brutal und instinktiv nur für materielle Zwecke kämpfte. 1933 schrieb Feuchtwanger: „Sowohl der Historiker, wie der Romandichter sieht in der Geschichte den Kampf einer winzig urteilsfähigen und zum Urteil entschlossenen Minorität gegen die ungeheure, kompakte Majorität der Blinden, nur vom Instinkt geführten, Urteilslosen.“¹¹

Die Teilnahme an der Widerstandsbewegung, die Bekanntschaft mit einfachen französischen Arbeitern, die Erfolge der sowjetischen Menschen beim Aufbau des Sozialismus bewegten Feuchtwanger dazu, die volksfeindliche Position der Ibsenschen geistigen Elite aufzugeben. Unter dem Einfluß der marxistischen Philosophie kam er zu der Einsicht, daß die Vernunft nur mit den Massen zusammen eine geschichtsformende Kraft bildet. Da er aber zu den arbeitenden Massen seiner Zeit keine organische Verbindung hatte, suchte er in der Geschichte zur Illustrierung seiner kämpferischen bürgerlich-revolutionären Ansichten entsprechende Situationen, wo sich die Idee von der hervorragenden Persönlichkeit gemeinsam mit den Massen verwirklichen läßt. Bereits in *Den Füchsen* läßt sich das Erkennen der historischen Rolle der Massen sehen, als Franklin seine Freunde davor warnt, die Bedeutung der großen Persönlichkeiten in entscheidenden historischen Ereignissen zu überschätzen: „Es ist nun einmal ein Volk (das französische, J. V.) großgezogen in monarchischen Ideen, deshalb muß sich ihnen das Große in einem einzigen Namen personifizieren. Sie wollen immer, daß ein einzelner alles getan haben soll und begreifen nicht, wie viele wackere Männer zusammenwirken mußten, um so etwas zustande zu bringen wie unser Amerika.“¹²

Der 1952 erschienene Rousseau-Roman¹³ ist am weitesten hinsichtlich der Perspektive der demokratisch, bürgerlich-revolutionären Gesellschaft. Feuchtwanger bekennt sich, wie schon gesagt, zum Primat der Idee in einer gesellschaftlichen Umwandlung. Es ist aber nicht genug, die Idee bloß richtig zu erklären, und der König, sowie die Philosophen werden die Notwendigkeit der Veränderung einsehen, wie der alte Girardin Marquis meint. Die Idee muß in Taten umgesetzt werden. „Man konnte ohne Philosophie nicht wirken, aber die Philosophie, die Theorie allein schaffte es nicht. Sie mußte gemessen, geschliffen werden an der Wirklichkeit ringsum.“¹⁴ Das Volk erscheint im Roman als Held und Träger der Geschichte. Es wird dargestellt, wie die Idee, d. h. der Gesellschaftsvertrag von Rousseau die Massen erfaßt und sie zur

Verwirklichung der Gedanken des großen Philosophen bewegt. Rousseaus gesellschaftliche Lehren konnten sich zu seinen Lebzeiten nicht durchsetzen. Er war Vertreter der ärmeren Volksschichten, welche in der ersten Phase der Revolution noch nicht zu Wort kommen konnten, die aber 1793 gerade auf Grund von Rousseaus Lehren zu Basis der Jakobiner-Diktatur wurden.

Das Volk selbst erscheint auch in diesem Buch kaum, wir treffen aber Männer, wie Rousseau, Martin Catrou, Robespierre, Saint Just, die die Söhne des dritten Standes sind und im Interesse ihrer Klasse sprechen, bzw. handeln. Während in den früheren und in den letzten zwei historischen Romanen Feuchtwangers das Volk bloß zum dekorativen Hintergrund der „oben“ spielenden Ereignisse diente, wird es im Rousseau-Roman die starke und drohende Basis der Jakobiner genannt: „... hinter ihnen, den Gemäßigten, stand nur Vernunft und Staatsmannschaft, hinter der Bergpartei und diesem jungen Menschen (Saint Just, J. V.) stand mörderisch und ungezügelt das Volk.“¹⁵ Martin Catrou wächst zusammen mit der Revolution auf, er ist menschlich und moralisch seinem Freundfeind, dem Aristokraten Fernand Girardin überlegen, denn die Volksherrschaft ist zugleich die Herrschaft seiner Klasse.

Feuchtwanger, der bürgerlich-humanistische Schriftsteller läßt die Jakobiner gegenüber ihrem Gegner Zugeständnisse machen, indem Martin Catrou seinen Freund Fernand aus dem Gefängnis befreit. Das Mitleid war in Wirklichkeit keine Tugend der Republik. M. Catrou und Robespierre waren keine blutrünstigen Rebellen, sondern Staatsmänner, die in der entscheidenden Phase der Revolution auch vor Gewaltanwendung nicht zurückschreckten. Der Schriftsteller sieht zwar die Notwendigkeit des Terrors in revolutionären Situationen ein, er bringt aber den Opfern der Diktatur sein Mitleid entgegen. Einem ähnlichen Problem begegnen wir in seinem 1956 erschienenen Drama *Die Witwe Capet*, wo Feuchtwanger im Prozeß von Marie-Antoinette den Gegensatz zwischen subjektiver Unschuld und objektiver Schuld einer historischen Gestalt darstellen wollte. Der Verstand des Lesers steht auf Seiten des Wortführers der Revolution, Saint Just; das Herz aber auf den der sichtbar leidenden Frau.

Eines muß noch in diesem Zusammenhang festgestellt werden. Das Verhältnis Feuchtwangers zur Geschichte erlaubt ihm, zur Illustrierung zeitgenössischer Erlebnisse Daten und Umstände aus der Geschichte nach Belieben herauszuheben. Zur Perspektive der bürgerlich-demokratischen Weiterentwicklung wählte also Feuchtwanger die Jakobiner-Diktatur. Das ist aber keine, in sich abgeschlossene Phase der französischen Geschichte, sondern sie steht mit den darauf folgenden Phasen in dialektischem Zusammenhang. Die französische Revolution war wirklich die heroische Epoche der bürgerlichen Gesellschaft, aber diese gesellschaftliche Formation hat schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre großartigen Ideen verleugnet. Die humanistischen

und revolutionären Ideen des 18. Jahrhunderts hat die Arbeiterbewegung übernommen und in ihr Ideen- und Moralsystem eingebaut. So ist Feuchtwangers Perspektivgestaltung trotz ihres moralischen und ästhetischen Werts widerspruchsvoll.

Das politisch-gesellschaftliche Engagement des Künstlers

Der größte Teil der Werke Feuchtwangers beschäftigt sich mit den Problemen der bürgerlichen Intelligenz, insbesondere mit denen der bürgerlichen Künstler. Die Krise der bürgerlichen Gesellschaft bedeutete für die bürgerlichen Künstler lange Zeit nur die Krise der Kultur. Der größte Teil dieser Künstler stand zu dem Volk in keinerlei Beziehung; aufgrund ihrer scheinbaren Unabhängigkeit von allen gesellschaftlichen Klassen dachten sie, außerhalb, besser gesagt oberhalb der Gesellschaft leben zu können. Falls diese Künstler, wie auch Feuchtwanger, überhaupt an gesellschaftliche Probleme rührten, taten sie es aus der Position der völligen Isoliertheit und sie waren überzeugt, daß die Mittel der Kunst, die plausible Erklärung der Erscheinungen zur Wiederherstellung des Gleichgewichts der zerrütteten Weltordnung ausreichen. In seinem Roman *Erfolg* (1930) fragt Feuchtwanger zum ersten Male nach den subjektiven und objektiven Voraussetzungen der gesellschaftlichen Wirksamkeit der Kunst. Der Schriftsteller Tüverlin im Roman ist aber noch der Meinung, daß allein die nichtapologetische Kunst wirksam sein kann und daß sich der Künstler nicht verpflichten darf. Der Kunsthistoriker Krüger muß aber im Gefängnis zur Einsicht kommen, daß die absolute Verneinung allein nicht hilft, die Kunst sollte auch eine bejahende Funktion innehaben. So erkennt er die revolutionäre Kunst des großen spanischen Malers Goya. Feuchtwanger findet also unter den Künstlern der Vergangenheit einen Maler, dessen künstlerische Laufbahn für die Auflösung der einseitigen, jede Klassegebundenheit ablehnenden Position der Kunst als historisches Gleichnis herangeführt werden kann. Im Zeitroman *Exil* ist der Komponist Sepp Trautwein durch die auch das nackte Leben bedrohenden Emigrationszustände zur Einsicht gekommen, daß die wahre Kunst nicht denkbar ist ohne das kämpferische Engagement des Künstlers bei der Sache der Menschheit. Trautwein kann aber die, seiner gesellschaftlichen Stellung und Bildung entstammenden Vorstellungen über die wahre, „hundertprozentige“ Demokratie nicht loswerden. So sucht Feuchtwanger eine Künstlergestalt in der Vergangenheit, wo der Künstler versuchte, die der Zeit organisch entwachsenden Ideen mit Hilfe seiner Kunst den Massen verständlich zu machen, wodurch eine Einheit zwischen Künstler und Volk zustande kommt. Zu dieser Erkenntnis führt aber ein arger Weg. Feuchtwanger schreibt: „Goya war bis in sein fünftes Jahrzehnt hinein ein sehr talentierter Maler, nicht mehr.“¹⁶ Im Goya-Roman¹⁷ lernen wir also zuerst den seinen

Ruhm und sein Privileg genießenden Maler kennen. Zugleich lebte er aber in einem Land, welches in Europa zu den rückständigsten gehörte, wo die Granden und die Inquisition das einfache Volk, dessen Sohn auch er war, am brutalsten ausbeuteten und welches den aufklärerischen und revolutionären Ideen, die aus dem Nachbarland Frankreich kamen, hartnäckig Widerstand leistete. Zuerst lehnt Goya die offene Stellungnahme ab: „Er war nun einmal kein Politiker, die politischen Dinge waren ihm zu verworren, Krieg oder Frieden, das ging den König an, seine Räte und seine Granden. Seine Sache war es nicht, er war Maler.“¹⁸ Unter dem Einfluß einer fortschrittlichen Schicht des spanischen Adels wird sich Goya langsam seiner gesellschaftlichen Verantwortung bewußt.

Ein entscheidendes Moment in seinem Leben ist, daß er die Brutalität der Inquisition, deren Tätigkeit uns an die unbarmherzige Vernichtung durch die faschistische Ideologie erinnert, beinahe auch am eigenen Leibe erleben muß; die emotionelle Auflehnung des Künstlers wird allmählich zum bewußten Protest. Die Ereignisse und sein persönliches Schicksal, das nähere Kennenlernen des Volkslebens entwickeln in ihm eine entschiedene politische Stellungnahme. Er wurde zwar kein Revolutionär, genauso wie sehr viele bürgerliche Künstler im 20. Jahrhundert, aber seine Werke, vor allem die Caprichos waren „...ein Schrei nach Gerechtigkeit... ein Protest gegen die Barbarei der Gesetze, gegen die Inquisition, gegen den Krieg.“¹⁹ Goya muß einsehen, daß die Kunst eine Waffe ist, sie ist sinnlos, wenn sie nicht wirkt. Der Künstler muß auch seine Existenz daransetzen, aber den Mund zu halten ist ihm nicht erlaubt. Goyas Überschrift zu einem Bild kann zugleich auch als künstlerisches Kredo des an die Macht der Vernunft glaubenden bürgerlichen Humanisten Feuchtwanger betrachtet werden: „Solange die Vernunft schläft, erzeugt die träumende Phantasie Ungeheuer. Vereinigt mit der Vernunft aber wird die Phantasie zur Mutter der Künste und all ihrer Wunderwerke.“²⁰

Die letzten zwei Romane

In den fünfziger Jahren tritt in Feuchtwangers Schaffen eine gewisse Resignation auf. Die Entwicklung in beiden Teilen Deutschlands nahm eine ganz andere Richtung, als Feuchtwanger und noch andere bürgerlich-demokratische Schriftsteller sich vorstellten. Auch die innenpolitische Lage der USA bereitete Feuchtwanger zu dieser Zeit bittere Enttäuschungen. Er gab zwar seinen Glauben an den Sieg der Vernunft nicht auf, aber wir finden in seinen letzten zwei, künstlerisch am besten gelungenen historischen Romanen wieder abstrakte, allgemein-humanistische Ideale. Hier nimmt Feuchtwanger wieder die Position des Betrachtenden ein und vielleicht infolge dessen wendet er sich wieder der jüdischen Geschichte zu. Er verherrlicht in seinem Roman *Die Jüdin von Toledo* (1955) die am Werk des Friedens arbeitenden Kräfte, welche sich

der gerüsteten Tapferkeit der Ritter entgegensetzen und mit der Macht des stillen Geistes oder mit der der Liebe schließlich die Kräfte der Verwüstung, des Krieges bezwingen.

In seinem letzten Roman *Jefta und seine Tochter* (1957) stellt Feuchtwanger die Notwendigkeit der Opferbereitschaft der großen historischen Persönlichkeit im Prozeß der Entstehung des jüdischen Staates dar. Es wird hier der sich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen dialektisch verändernde Gottesbegriff gezeigt. Die künstlerische Kraft des Romans liegt vor allem in seiner sprachlichen Gestaltung, man findet hier eigentlich keine Prosa mehr im trockenen Sinne des Wortes, sondern historische Dichtung.

Die zeitgenössische Aufnahme Feuchtwangers. Nachleben. Sein weltliterarischer Rang

Zu seinen Lebzeiten gehörte Feuchtwanger zu den meistgelesenen Autoren der Welt. J. Pischel teilt mit, daß die Werke Feuchtwangers bis 1966 in den verschiedenen Sprachen der Welt in 10 Millionen Exemplaren erschienen sind. Sein Goya-Roman wurde in der Bundesrepublik in 300 000, in der DDR in 40 000 Exemplaren verlegt. Nach Angaben einer Zeitungsumfrage wird Feuchtwanger in der DDR ungefähr so viel gelesen wie Goethe, Thomas Mann, Fontane, bzw. Arnold Zweig.²¹

Es kann allerdings festgestellt werden, daß die Popularität Feuchtwangers in den letzten Jahren, vor allem im Westen, zurückgegangen ist. G. Schwärzler erwähnt, daß unter den bürgerlich-humanistischen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts Heinrich Mann und Döblin noch gelesen werden, Feuchtwanger aber kaum.²² Beachtenswert ist die Studie von R. N. Linn, der die Kunst Feuchtwangers in der „asianischen“ Zeit, d. h. in dem bürgerlich gesichteten 20. Jahrhundert, wo nur Chaos und blinde Massen herrschen, „attizistisch“ nennt, weil in seiner Kunst „Ein, in unserem Jahrhundert bei erstrangigen Dichtern nicht zu findender Glaube an eine immanente Essenz, an eine gegebene Weltordnung...“ zu sehen sei.²³ Feuchtwanger war und ist der westlichen Literaturkritik wegen seiner Sympathie gegenüber der Sowjetunion und der DDR, d. h. wegen seines Konformismus überaus suspekt.

In der DDR wird Feuchtwanger eben aufgrund seiner kämpferisch-humanistischen Position die ihm gebührende Wertschätzung entgegengebracht. Man hat aber das Gefühl, daß der künstlerische Wert der Romane, sowie das Weltbild des Schriftstellers hie und da überschätzt werden, was wiederum nicht zur Herausbildung eines richtigen Feuchtwanger-Bildes beiträgt. Wir glauben, daß wir dem Wortspiel des ungarischen Literaten Géza Hegedüs beipflichten können, wenn er sagt: „Wir können von Feuchtwanger sagen, daß er der klassischste Bestseller-Schriftsteller, oder vielleicht der ‚bestsellerischste‘ Klas-

siker der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts ist.“²⁴ Thomas Mann zählte Feuchtwanger zu seinen Freunden und hielt ihn für einen soliden, seriösen, zugänglichen, genießbaren, spannenden Schriftsteller, der bei aller Gediegenheit der historischen Fundamentierung unschwerfällig ist.²⁵ Thomas Manns Zeilen, die er 1927 an Stefan Grossmann in der Angelegenheit deutscher Bücher für die geplante Serie *Roman der Welt* richtete, können wohl auch für das ganze Lebenswerk Feuchtwangers gültig sein: „... in Deutschland gedeiht das Hohe und dann viel Gemeines. *Das brauchbar Mittlere* (hervorgehoben von mir, J. V.) ist in „Europa“ viel mehr zu Hause...“, und in dieser Hinsicht will Thomas Mann „Namen nennen, die in Betracht kommen: Norbert Jacques, Mehring und Feuchtwanger, Hans Friedrich Blunck...“²⁶

Feuchtwanger gehörte zweifellos nicht zu den Schriftstellern mit der Dimension eines Thomas Mann. Es muß aber betont werden, daß Schriftsteller, die die Höhen und Tiefen der menschlichen Seele vielleicht auf höherem künstlerischen Niveau darzustellen vermochten, für die Sache des Fortschritts in den dunkelsten Jahren der Weltgeschichte nicht so leidenschaftlich, nicht mit so einer unfehlbaren humanistischen Verpflichtung eingetreten sind wie Feuchtwanger. Es stimmt wohl auch, daß Feuchtwanger ab und an zu leichten und oberflächlichen Bestseller-Lösungen griff, aber er war doch imstande, auf genießbare, für alle Leserschichten verständliche Weise einerseits gegen den Faschismus, andererseits für die demokratische Entfaltung nach dem Krieg zu mobilisieren. In diesem, den Geschmack des Lesers nicht nur befriedigenden, sondern auch befördernden, die Vergangenheit und Gegenwart von der humanistischen Perspektive der Menschheit her verbindenden, auch mit den sozialistischen Ideen vertrauten schriftstellerischen Verhalten liegt die künstlerische Größe Lion Feuchtwangers.

Anmerkungen

¹ Die künstlerisch-weitanschauliche Entwicklung Feuchtwangers bis 1945 wird in der Doktorarbeit von Joseph Pischel bearbeitet: „Lion Feuchtwangers 'Wartesaal'-Trilogie. Zur Entwicklung des deutschen kritischen Romans in den Jahren 1918—1945. Dissertation zur Erlangung eines Doktors der Philosophie, vorgelegt von Joseph Pischel. Universität Rostock, 1966.“ Pischels Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur marxistisch fundamentierten Klärung des ziemlich unterschiedlich aufgefaßten und interpretierten Feuchtwanger-Bildes.

² Klaus Jarmatz: *Aktivität und Perspektive im historischen Roman des kritischen Realismus von 1933 bis 1945. Weimarer Beiträge 1965/III. S. 354.*

³ Georg Lukács: *Der historische Roman. Aufbau Verlag Berlin, 1955.*

⁴ Lion Feuchtwanger: *Das Haus der Desdemona oder Größe und Grenzen der historischen Dichtung. Vorw.: Fritz Zschech. Greifenverlag zu Rudolstadt, o. J. S. 156.* Siehe dazu noch: József Varga: *Lion Feuchtwanger über den historischen Roman. Arbeiten zur Deutschen Philologie, III. Red. Lajos Némedi. Debrecen KLTE 1968. S. 153—159.*

⁵ Joseph Pischel: „... daß der Kenner alter Kulturen eine neue zu erkennen weiß.“ *Lion Feuchtwangers Weg zum Verteidiger der Sowjetordnung. Weimarer Beiträge, 1967/V. S. 828.*

- ⁶ Zitiert bei Pischel/Diss. S. 117.
- ⁷ Feuchtwanger: Die Füchse im Weinberg. Aufbau-Verlag, Berlin 1961. S. 897.
- ⁸ Feuchtwanger: Zu meinem Roman: „Waffen für Amerika“. In *Centum Opuscula*. Vorw.: W. Berndt. Greifenverlag zu Rudolstadt, o. J. S. 404.
- ⁹ Gottschalk: Die „Verkleidungstechnik“ Feuchtwangers in „Waffen für Amerika.“ H. Bouvier und. Co. Verlag, Bonn 1965. S. 145.
- ¹⁰ Feuchtwanger: Der Roman von heute ist international. In *Centum Opuscula*, S. 437.
- ¹¹ Feuchtwanger: Vom Sinn und Unsinn des historischen Romans. In *Centum Opuscula*, S. 514f.
- ¹² Die Füchse im Weinberg: a.a.O. S. 604.
- ¹³ Feuchtwanger: Narrenweisheit oder Tod und Verklärung von Jean-Jacques Rousseau. Aufbau-Verlag, Berlin 1962.
- ¹⁴ ebd. S. 207.
- ¹⁵ ebd. S. 360.
- ¹⁶ Washausen: Die künstlerische und politische Entwicklung Goyas. Greifenverlag zu Rudolstadt, o. J. S. 38.
- ¹⁷ Feuchtwanger: Goya oder der arge Weg der Erkenntnis. Aufbau-Verlag, Berlin 1962.
- ¹⁸ ebd. S. 31.
- ¹⁹ Willi und Ariel Durant: Rousseau und die Revolution. Eine Kulturgeschichte Frankreichs, Deutschlands und Englands von 1756 bis 1789 und des übrigen Europa von 1715 bis 1789. Francke Verlag Bern und München 1969. S. 359.
- ²⁰ Goya: a.a.O. S. 587.
- ²¹ Washausen: a.a.O. S. 108.
- ²² Die Dichter des humanistischen Aufbruchs. Portraits. Hrsg. Gertrud Schwärzler. München 1960.
- ²³ Rolf N. Linn: Feuchtwangers „Erfolg“ in asianischer Zeit. Weimarer Beiträge 1965/I. S. 82.
- ²⁴ Hegedüs Géza: Lion Feuchtwanger. In *A német irodalom a XX. században*, (Die deutsche Literatur im XX. Jahrhundert). Hrsg. und Vorw.: György Mihály Vajda. Gondolat Kiadó, Budapest 1966. S. 248. (Das Zitat übersetzt von mir, J. V.)
- ²⁵ Thomas Mann: Freund Feuchtwanger. Gesammelte Werke, Elfter Band. Aufbau-Verlag, Berlin 1956. S. 307.
- ²⁶ Thomas Mann, Briefe 1889—1936. Hrsg. von Erika Mann. S. Fischer Verlag 1961. S. 269f.

MONIKA HARTMANN

Faust am Deutschen Nationaltheater Weimar 1971

Goethes Faust-Dichtung, Höhepunkt der klassischen bürgerlichen Literatur und eine der zutiefst philosophischen und humanistischen Dichtungen, für das sozialistische Nationaltheater neu zu entdecken und theatralisch umzusetzen — das ist seit einigen Jahren das Bestreben führender Bühnen der DDR.

Diese Bemühungen fanden einen außerordentlich starken Widerhall in der Öffentlichkeit. Das beweisen zahlreiche Diskussionen in Fach- und Tageszeitungen, Konferenzen und Veranstaltungen der verschiedensten kulturellen Einrichtungen. Nicht nur Fachleute beteiligten sich daran, sondern Interessenten aus den vielfältigsten Berufszweigen kamen zu Wort und alle auf diese Weise gesammelten Erfahrungen übten Einfluß auf die Arbeit der Theaterschaffenden aus.

Kein Theater ist der Faust-Dichtung mehr verpflichtet als das Deutsche Nationaltheater Weimar.

Es wurde nach dem II. Weltkrieg mit einer Inszenierung beider Teile wiedereröffnet und es gab seitdem wiederholt Neuaufführungen, auch des Urfaust, die jedoch den Rahmen der üblichen konventionellen Klassikerinterpretationen kaum zu sprengen vermochten.

Es ist das Verdienst des derzeitigen Schauspielregisseurs Fritz Bennewitz, daß er gemeinsam mit einem Team von Theaterwissenschaftlern und Germanisten im Jahre 1967 eine Konzeption erarbeitete, die beide Teile umfaßt und die beispielgebend ist. Auch heute noch — nach mehrfachen differenzierten Versuchen anderer Bühnen — besitzt sie volle Gültigkeit und so erfolgte eine Neuaufnahme in den Spielplan während der diesjährigen traditionellen Weimartage der Jugend. In Zukunft wird die Inszenierung zum festen Repertoire des Hauses gehören.

Ausgehend von einer marxistischen Weltanschauung ist Bennewitz um eine dem Theater gemäße Interpretation bemüht; er strebt ein fesselndes, mitreißendes Geschehen an, die Aktion steht im Vordergrund. Unter diesem Aspekt entsteht seine Strichfassung, in enger Zusammenarbeit mit dem Dramaturgen Dieter Görne und Karl-Heinz Hahn von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten, mit denen das Nationaltheater schon bei einer Reihe von Inszenierungen zusammenarbeitete. (u. a. *Wallenstein*)

Das Hauptanliegen der Konzeption besteht darin: „...in einer Zeit, die von jedem ein Höchstmaß an Verantwortlichkeit und gesellschaftlicher Aktivität fordert, von der grandiosen schöpferischen Kraft des Menschen künstlerisch Zeugnis zu geben.“¹ und der Regisseur geht aus „von der Konzeption eines Welttheaters im Sinne der Welt als dem Tätigkeits- und Bewährungsfeld des Menschen...“² etwa im Sinne der Marxschen Feuerbachthesen.

Der Konzeption voraus ging ein intensives Studium des vorhandenen wissenschaftlichen Materials, das sich aus marxistischer Sicht mit dem Thema befaßt. Da gibt es wenig, worauf ein Theaterpraktiker sich stützen kann. Es sind vor allem zwei Arbeiten, mit denen sich das Inszenierungskollektiv auseinandergesetzt hat: Gerhard Scholz: *Faustgespräche* und Georg Lukács: *Fauststudien*. Lukács sieht in Faust die Geschichte der Menschheit gestaltet und setzt den weltanschaulichen Gehalt des Werkes in enge Beziehung zur Hegelschen Philosophie, wobei er dieses Gedankliche als untrennbare Einheit mit der sinnlich-packenden Gestaltung der im stetigen Maße problematischer werdenden menschlichen Beziehungen sieht. Das Herausarbeiten dieses Moments ist auch in der Konzeption des Nationaltheaters enthalten: die sinnliche Einheit von Formen und Gestalten, die durch Aufdeckung gesellschaftlicher, geschichtlicher und naturphilosophischer Zusammenhänge gesprengt zu werden droht, durch eine übersichtliche, klare Fabelerzählung und Streichen aller heute unverständlichen Zeitbezüge und des nur schwer zugänglichen bürgerlichen „Bildungsgutes“ — bestehend aus Mythologie, Geschichte, philosophisch-literarischen Bezügen — herauszustellen.

Lukács geht in seinen Ausführungen von der Entstehungsgeschichte des Werkes aus, seinen Bezügen zur Sage, zu Goethes Erkenntnisprozeß und zur Geschichte. Er unterstreicht den Rückgriff auf große Kämpfe, in denen Deutschland sich aus dem Mittelalter zu lösen versucht; das geistige Erwachen Deutschlands sieht er auf seinen Widerspruch zurückgeführt, die Idee des „Selbsthelfers“, wie auch im *Götz*, sieht er hier breiter und tiefer gefaßt, und er vergleicht den I. und IV. Akt des zweiten Teils mit jener höfischen Welt im *Götz*, die Ablehnung blieb dieselbe, aber die Illusion über ritterliche Selbsthilfe schwand.

Drei Fragen stehen für Lukács im Vordergrund: die Frage nach der zu gewinnenden Beziehung zur Natur, die Frage der Erkenntnis überhaupt, das Verhältnis: Erkenntnis-Praxis. Für ihn ist die Aufklärung legitimer Erbe der Renaissance, die Goethe in seinem Werk aus seiner Zeitsicht erneuert.

Die Inszenierung in Weimar strebt an, zu der Verbindung Renaissance-Goethe noch die Beziehung zur Gegenwart deutlich werden zu lassen, da das Kernproblem, das Ringen um die Erkenntnis und Umsetzung in die Praxis, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen, heute genau so gültig ist. An der Herausarbeitung dieser großen Zusammenhänge wurde in Weimar kontinuierlich gearbeitet, indem man Shakespeares *Richard III.*, das *Wintermärchen* und

den *Sturm* zusammen mit Brechts *Tagen der Commune* und *Leben des Galilei* als Entwicklungsstufen für die Faust-Inszenierung betrachtete. Die Dramen Shakespeares, stellvertretend für den Renaissance-Geist auf der einen, der marxistische Stückeschreiber Brecht auf der anderen Seite—repräsentativ für jenes „Heute“—waren die Bezugspunkte.

Richard, Leotes und vor allem Prospero als Zeitgenossen des Faust, aus historischer Sicht der Renaissance, Goethes Faust mit der Erkenntnis des 19. Jahrhunderts gesehen und Brechts Galilei, das Ergebnis eines neuen, marxistischen Erkenntnisprozesses.

Bei seiner Arbeit am Urfaust im Frühjahr 1952 stellte Brecht selbst eine enge Beziehung zu seinem Galilei her, die der Regisseur Fritz Bennewitz bei seiner Arbeit an beiden Figuren auswertete. Ernst Schumacher schreibt dazu: „Brecht sah den Faust galileiisch.“ Er zitiert in dem Zusammenhang: „Das historisch Neue an diesem Menschen ist seine Begierde und sein Bemühen, sich zu entwickeln, seine Fähigkeiten auszubilden und sich alles einzuverleiben, was Natur und Gesellschaft sich will entreißen lassen.“³

Ebenso rückt Bennewitz seinen Faust in die Nähe des großen Physikers und Entdeckers, aber war Faust für Brecht „der gleiche Typ wie Galilei“, der „verdiente gleich bewertet zu werden“ und dessen Bestimmung sein mußte, „den Zuschauer vor ihm zu warnen“,⁴ geht doch Bennewitz, der den Faust vom Schluß des zweiten Teils her aufschlüsselt, über diese Begrenzung hinaus. Brecht geht allein vom Frühwerk Goethes aus, er läßt die viel breitere historische Sicht, zu der Goethe gerade mit und durch die Arbeit am Faust gelangt, außer Betracht, wenn bei einer Studioinszenierung in Potsdam, die der Berliner vorausgeht, die Negativität Fausts herausgearbeitet wird. Die philosophische Hauptidee im Urfaust-Fragment ist die Erdgeistszene, nach Lukács der Zusammenstoß des Strebens nach dialektischem Denken und metaphysischer Denkweise; in der Brecht-Konzeption kommt „Faust zu Fall, weil er sich zuerst der weißen, dann der schwarzen Magie ergibt, statt an Vernunft und Wissenschaft festzuhalten.“⁵

In der Berliner Aufführung Ende April 1952 aber wird versucht, der „Faustfigur das Positive zu verleihen, die Humanität, Radikalität im Denken und Fühlen, die innere Weite, durch die sie tief in das Bewußtsein der Deutschen eingedrungen ist“.⁶

Das Positive an der Faustfigur herauszuarbeiten, diese Aufgabe stellen sich sowohl die Literaturwissenschaftler als auch die Theaterpraktiker, die aus marxistischer Sicht an das Problem herangehen. Das wird deutlich in Lukács' Fauststudien, in Scholz' Gesprächen und auch in den Aufführungen, die gegenwärtig in der DDR zu sehen sind. Sie stehen damit im schroffen Gegensatz zu führenden spätbürgerlichen Interpretationen, wie z. B. denen von Gustav Gründgens in Hamburg oder Ernst Schröder in Westberlin. (An der Konzeption der letzteren Inszenierung war Hans Mayer maßgeblich beteiligt).

Lukács betont in diesem Zusammenhang die unbedingte Notwendigkeit des zweiten Teils, nicht nur in künstlerischer, auch in inhaltlich-weltanschaulicher Hinsicht als Folge zu dem mit der Gretchentragödie abschließenden ersten Teil, denn nach dem Lebensgenuß folgt der Schöpfungsgenuß. Es werden auch die feudalen Verhältnisse nicht mehr nur kritisiert, sondern ihr Verfall wird aufgezeigt, aber gleichzeitig auch Kräfte, die ihn sprengen — in erster Linie die Produktivkräfte des Kapitalismus.

Scholz geht in seinen Ausführungen noch entschieden weiter, wenn er in den Lemuren, die Fausts Grab schaufeln, die „Erben von Generationen bislang vergeblich kämpfender Proletariate“ sieht, „die den Wuppertaler Webern zwischen 1828 und 1830 gleichen“.⁷

So weit geht die Konzeption der Weimarer Inszenierung nicht. Hier wird die auf Fausts Tod folgende Schlußapothese als Symbol für die auf den durch Faust allegorisierten Kapitalismus folgende, für Goethe nicht konkret zu fassende Zukunft gewertet.

Die Auslegung der Lemuren-Szene ist ein Beispiel für die starke Politisierung, die Scholz in die Problematik hineinträgt, während Lukács vom Standpunkt einer Ideologisierung an seine Studien herangeht. Er sieht bei dieser Dichtung, in deren Mittelpunkt ein Individuum steht, neben dessen Erlebnissen, Schicksal und Entwicklung zugleich Fortgang und Geschichte der gesamten Gattung: seine „Odyssee von der Unseligkeit bis zur Erlösung“ als „Abbréviation der Menschheitsentwicklung“, ohne die einzelnen Etappen seines Weges „zu einer gedanklichen abstrakten Allgemeinheit zu verflüchtigen“.⁸ Diese historische Konkretheit herauszuarbeiten und trotzdem jene Symbolkraft ständig durchscheinen zu lassen, bemüht sich Bennewitz' Konzeption im starken Maße, wobei der Regisseur- an Brecht geschult- dessen Methode der wissenschaftlichen Analyse übernimmt, die historische Wahrheit vom marxistischen Standpunkt widerzuspiegeln und somit über die zeitbedingte Einsicht des Faustdichters hinausgeht. Lukács scheidet im ersten Teil die historisch echte Welt von dem deutlich abgegrenzten Bereich des Phantastischen, der Hexenküche und der Walpurgisnacht und zeigt, wo das reale Historische zum Gespenstischem wächst, wie z. B. in Auerbachs Keller, ferner stellt er Figuren von historischer Echtheit wie Wagner und Valentin Mephisto gegenüber, der als gotisches Gespenst des 16. Jahrhunderts auch ein Maß historischer Echtheit besitzt, aber Symbolcharakter trägt. So inszeniert Bennewitz: den ersten Teil als konkret historisches Mittelalter, von dem er die Hexenküche und Walpurgisnacht absetzt, und gleichzeitig deutlich macht, das letzteres mit dem Mittelalter nicht überwunden ist. Davon abgesetzt den zweiten Teil.

Hier wird historische Wahrheitstreue ständig vom Phantastischen durchdrängt. Aus dem Historizismus von Teil I erwächst reflektierte unmittelbare Geschichte, erlebte Geschichtsphilosophie. Lukács formulierte es so, daß aus dem „balladesken Drama vielfach im Stil des Sturm und Drang“ im zweiten

Teil ein Drama wird, das „das Dramatische reflektiert“, ohne daß aber eine „Verwandlung ins Epische“ erfolgt.⁹

Er geht bei seiner Betrachtung der geschichtsphilosophischen Aspekte von Hegel aus. Für ihn gehören Faust und Hegels „Phänomenologie des Geistes“ zusammen. Er sieht in diesem Werk eine Zusammensetzung aus vielfachen Strömungen (Herders „Ideen“, Kants und Fichtes Gedanken der im Individuum abgekürzten Geschichte, Schellings Geschichtsprozeß in Natur und Gesellschaft als Odyssee des Geistes) und eine Kreuzung von drei Geschichtskonzeptionen „... erstens die geschichtliche Erhebung des einzelnen Menschen von der einfachen Wahrnehmung der Welt bis zu ihrer vollendeten philosophischen Erkenntnis; zweitens die geschichtliche Erhebung der Menschheit von ihren primitivsten Anfängen bis zur Kulturhöhe der Hegelschen Gegenwart: zur großen französischen Revolution, ihrer Überwindung durch Napoleon und jener modernen bürgerlichen Gesellschaft, die sich aus diesem Erdbeben aufrichtet. Und endlich drittens wird diese ganze geschichtliche Entwicklung als das Werk des Menschen selbst aufgefaßt: der Mensch schafft sich selbst durch seine Arbeit.“¹⁰

Lukács verweist darüber hinaus zu Marx: Dieser historische Prozeß ist nur möglich, wenn der Mensch alle seine Gattungskräfte heraus schafft. Scholz weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß Faustfiguren immer bei gesellschaftlichen Umwälzungen auftreten. Als Schema des Faust bezeichnet er das Disparatermachen von Widersprüchen, statt sie zu vereinen; als Grundgedanken: Veränderung, Umwälzung, Erneuerung. Diese drei Substantiva, alle auf Aktivität basierend, gehen schon weiter als das Erkennen, bzw. Streben danach, aber sie sind Folge jenes Herausforderns, das in der Weimarer Konzeption immer wieder betont wird. Es drängt Faust nicht nur nach Naturerkenntnis und erlebter Einheit mit der Natur, wie Giordano Bruno, Leonardo da Vinci, wie es auch noch im Urfaust der Fall war, sondern er will leben, Entfaltung, Steigerung seiner Persönlichkeit, er hat das glühende Verlangen, sein Ich in die Welt auszudehnen und hier knüpft Bennewitz an, wenn er seinen Faust in die Nähe des Kolombus rückt.

Faust bedarf der Praxis zur Entfaltung seiner Persönlichkeit, die nur in der Auseinandersetzung mit der Realität möglich ist. Aber er braucht auch Mephistos Hilfe, um diesen Weg gehen zu können. Die äußere Handlung zu den inneren Widersprüchen bildet das Wettgeschehen. Die Wette vom Herrn und Mephisto über Faust und von diesem mit Mephisto geschlossen, ist Ausgangspunkt. Von hier aus wird der Bogen zur Sumpfbarmachung geschlagen. Es ist nicht eine bedingungslose Überschreibung Fausts an Mephisto, sondern eine Klausel, von Faust bedungen, führt letztenendes zu diesem Schluß. Das erhebt für Scholz den Faust zum philosophischen Drama, das politisch-revolutionäre Element darin wird dadurch getragen. Scholz widmet dem Ausgangspunkt der Wette im Prolog großen Raum, er gibt Hinweise für das Spielen

auf der Bühne. Es ist der einzige unmittelbare Bezug zur Theaterpraxis. Dabei sieht er das Vorspiel und den Prolog aber getrennt vom ersten bzw. zweiten Teil, wenn er allein dafür Bühnenbildhinweise und Anweisungen für die Darsteller gibt. Man kann beide Vorspiele nur organisch zum Faust I hinführend aufbauen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß Bennewitz seine ursprüngliche szenische Idee des Vorspiels und Prologs aus einer tieferen Sicht nach Beendigung der Arbeit am Faust I und in der Verbindung zum zweiten Teil änderte und zu einem nahtlosen, in der Aussage eindeutigen Übergang vom Vorspiel zum Prolog und Studierzimmer kam. Der Spielcharakter wird dadurch unterstrichen, erstes Prinzip: das Theatralische! Das Wort wird in Handlung umgesetzt, aus der die Haltungen der Darsteller resultieren.

Zur Diskussion fordern Scholz' Gedanken zu den beiden Figuren Faust und Mephisto heraus. Scholz spricht Mephisto den Anspruch auf Dämonie ab, er sieht ihn als für alle Klassengesellschaften stehenden Widerspruch im Gegensatz zum dämonischen Ich Fausts, der angesiedelt ist in der Überschneidung zweier Wegstrecken in einer revolutionären Umbruchsituation. Lukács hingegen sieht in Faust und Mephisto zwei Duellanten im Kampf um den inneren Kern des Menschen, das ist der eigentliche Gegenstand der Handlung für ihn. Dieses Duell bezeichnet Lukács als Goethes subjektiven Kampf um seine eigene Persönlichkeit, das sich auf alle wichtigen Fragen des Lebens bezieht und für ihn drei Höhepunkte hat: die Wette, die Gretchenragödie und die Etappe der praktischen Tätigkeit Fausts. Eine große Bedeutung mißt Lukács dabei den Etappen der Liebe, die Faust durchläuft, zu — von der Sinnenlust bis zur echten seelisch-sinnlichen Leidenschaft. Für Lukács ist in der Liebe Fausts in einer Klassengesellschaft das mephistophelische Element unutilitar, aber die große Intensivität des Kampfes zwischen Mephisto und Faust wächst mit der Höherentwicklung der Liebe. Die Liebe als schöpferisches Element — das wird in der Weimarer Inszenierung sehr bewußt und klar herausgestellt in der Gestaltung der Gretchenragödie, dem Helena-Akt bis hin zur Schlußlösung.

Ein weiterer, sehr wesentlicher Punkt in der Weimarer Inszenierung ist das Lossagen Fausts von der Magie. Das, was Prospero in Shakespeares *Sturm*, den der Regisseur vor dem Faust inszenierte, praktisch mit dem Zerbrechen seines Zauberstabs leistet, wünscht Faust, wenn er Magie von seinem Pfad entfernen will und ein Schritt dazu ist die Auseinandersetzung mit der Sorge (nachdem er sich schon in der Szene Wald und Höhle im I. Teil andeutet). Hier kommt ihm zum ersten Mal der Gedanke an den Tod, eine Szene, die vom Regisseur als ganz großer Höhepunkt gestaltet wird. Faust sagt zu sich selbst: „Nimm dich in acht und sprich kein Zauberwort“.¹¹ Er verläßt sich ganz auf seine eigene Kraft, die er in seinem langem Kampf mit Mephisto gewann. Denn dieser Kampf, der die Entwicklung nach vorn treibt, bestimmt auch die Dramatik des Werkes bis zu dem Höhepunkt: Faust besiegt die Sorge, aber nicht mit Magie, und dieser Höhepunkt wird vorbereitet, indem Faust im

Verlauf der Handlung immer mehr der Treibende, Mephisto der Getriebene wird. Die magische Wirkung Mephistos besteht zuerst in der zauberhaften Vergrößerung des menschlichen Aktionsradius durch das Geld und er läßt den Kapitalismus entstehen, ausbreiten und zur Blüte bringen mit Mitteln der ursprünglichen Akkumulation, ohne die Fausts Werk nicht möglich wäre. Faust wiederum faßt sie als Folge seines Pakts, als Summe und Prinzip der Kräfte, durch die er alle seine Leistungen in ihrer spezifischen Form vollbrachte. Sie besteht in der Beherrschung dazu dienender Mittel, durch die aber keine innerlichen seelischen Widersprüche überwunden werden können. Darin folgt die Inszenierung wiederum Lukács, der herausstellt, daß diese magischen Gebilde Mephistos sich in ihrem wirklich moralischen Wesen nicht von den Menschen unterscheiden, er verweist auf die Gestalten von Raufebold, Habebald, Haltefest. Will Faust sich von der Magie befreien, verfolgt er dabei ein Ziel: er strebt ein normales menschliches Leben an, in dem er durch eigene Kraft das Erkannte, Richtige verwirklichen will, nämlich sein höchstes Ziel: auf Grundlage der Freiheit dafür mit seinen Mitmenschen zu kämpfen.

Allein das Individuum Faust ist der Ausgangspunkt, von dem sich jeder Schritt bewahrheiten muß, denn er ist Träger des Prozesses. Hier konzentriert sich das Zentralproblem von Weltanschauungen und von hier wird der Zusammenhang übersichtlich und verständlich.

Aber dieses Individuum darf seine Sinnlichkeit dabei nicht verlieren. Ebenso wie Mephisto nicht ein philosophisches Prinzip schlechthin bedeutet, sondern eine Figur von farbiger Widersprüchlichkeit ist. Die Weimarer Inszenierung ist sehr bestrebt, dieses sinnlich Greifbare beider Figuren konzeptionell herauszuarbeiten und umzusetzen. Sie sollen nicht Sprachrohre zweier philosophischer Grundsätze werden, Faust ist der Herausforderer des Mittelalters, der mit seinem ungeheuren Tatendrang Leidenschaften und Genuß nicht um ihrer selbst willen, sondern zur Entfaltung der Persönlichkeit erstrebt und der dadurch in Widersprüche zur Gesellschaft gerät. Aber nach Durchlaufen der kleinen und großen Welt, sowie aller dem Menschen möglichen Höhen und Tiefen sagt er sich bewußt von allen magischen Mitteln los und — von der Sorge unbesiegt — sich auf seine Kraft und Verantwortung als Mensch besinnend, kommt er zu seiner Schlußerkennung.

Mephisto ist der Nihilist, der den Herrn herausforderte und in der Auseinandersetzung mit Faust die Richtigkeit seiner Weltanschauung unter Beweis stellen will. Für ihn besteht Genuß allein in Sexualität und Geldgier. Der Begriff Genuß wird von Bennewitz dreimal betont herausgearbeitet, um daran die jeweiligen Erkenntnisstufen Fausts zu demonstrieren. Faust, der dem Teufel am Beginn seines Weges noch angeboten hat „Kannst du mich mit Genuß betrügen“, der auf der Zwischenstation sagt: „Genießen macht gemein“, drückt seinen Sieg über Mephisto mit den Worten aus: „Im Vorgefühl von solchem hohen Glück genieß ich jetzt den höchsten Augenblick“. Dieses Recht zu

genießen erwächst nach Auffassung des Regisseurs aus dem unzerstörbaren Bewußtsein menschlicher Schöpferkraft, die ihn in die Lage verzetzt, sich selbst und damit die eigene Welt zu gewinnen.

Hier liegt das große Mißverständnis begründet, das dem Abschluß der Wette innewohnt. Faust und Mephisto verstehen unter der Wette etwas gänzlich Verschiedenes. Unter diesem Aspekt geht Bennewitz an die Gestaltung beider Figuren heran, offensichtlich auf Lukács aufbauend, Mephisto bietet Faust Genuß des Lebens, das entspricht Fausts abstrakter Sehnsucht, aber konkret schwebt diesem nicht Lebensgenuß vor, sondern Erfüllung, Entfaltung individueller Möglichkeiten, Erkenntnis und Unterwerfung der Wirklichkeit.

Faust verachtet Lebensgenuß um des sinnlichen Genusses willen, den aber gerade bietet Mephisto. Fausts „Verweile doch, du bist so schön“ am Schluß, visionäre Erfüllung seines Strebens in die Zukunft hat nichts mehr gemein mit Mephistos Lebensgenuß.

Sie haben aneinander vorbei gesprochen. Das Wort- im Pakt zur Bedingung gemacht — ist zwar gesprochen, Mephisto hält sich allein daran, doch Faust sprach die Worte nur in Beziehung auf die Zukunft, im Konjunktiv und er hat niemals Staub gefressen, obwohl Mephisto ihn ständig bedröht. Mephistos Plan, die Menschheit zu liquidieren, ist nicht gelungen. Das deutlich sichtbar zu machen, ist Bennewitz vor allen Dingen bestrebt. Dieser Optimismus, der die Tragödie aufhebt, muß in einer marxistischen Interpretation ablesbar sein. Das einzelne menschliche Schicksal kann tragisch sein, aber der Weg der Gattung hebt jede Tragödie auf.

Faust erlebt die Menschheitsgeschichte in einem Zeitraum von drei Jahrtausenden und nachdem er das Mittelalter in Übereinstimmung mit den historischen Gesetzmäßigkeiten gesprengt hat — ideologisch durch die Wiederentstehung der Antike als Ursprung der Menschheit, durch produktive Zweifel am bestehenden, praktisch durch die Einführung des Papiergeldes als Produktivkraft — ist er der Initiator einer kapitalistischen Entwicklung. Sie ist nur mit Hilfe Mephistos aufzubauen und fordert persönliche Tragik — wie z. B. das Ende von Philemon und Baucis — aber sie wird überwunden durch den Schlußmonolog Fausts, der mit seiner zukunftsweisenden Vision zwar persönlich am Ende ist, sein Werk auch nicht mehr vollenden kann, es aber vorbereitet hat. Wenn Scholz hier den Schlußpunkt setzt, ist Faust der tragisch Scheiternde, weil er eine Menschheitsperspektive vorwegnahm, aber auf Fausts physischen Tod folgt Goethes Schlußapothese: der katholische Himmel als Symbol für eine von Goethe nicht gesellschaftlich zu konkretisierende Welt, in der der schöpferische Mensch, sowie produktive Liebe und Schönheit über Menschenverachtung, Nihilismus und die ökonomischen — gesellschaftlichen Verhältnisse, die das hervorbrachten, siegen. Und dieser große Optimismus wird in Weimar ganz klar verdeutlicht, wenn der Faust-Darsteller, der

Verkörperer des herausfordernden, immer strebend sich Bemühenden, die Worte des Chorus mysticus spricht:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ists getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.“¹²

Von hier ausgehend inszeniert der Regisseur das Werk, schlägt er den Bogen zurück zum Prolog in Himmel. Diesem mißt der Regisseur besondere Bedeutung zu. Von hier kommt er auf das Motiv der Wette, zwischen dem Herausforderer Mephisto, der die Schöpfung infrage stellt, und dem Erreger derselben, dem Herrn. Dieser hat Mephistos Kritik an der Welt nichts entgegenzusetzen und entschließt sich zu einem großen Einsatz: er nennt Faust, der den Beweis für die Güte seiner Schöpfung antreten soll. Dadurch entsteht ein ungeheures Spannungsverhältnis zwischen den beiden. Bennewitz stellt aus diesem Grund im Prolog beide Kräfte gegenüber. Er entwickelt sich ganz organisch aus dem Vorspiel auf dem Theater. Die Darsteller des Faust, Mephisto und des Herrn stehen sich hier als Dichter, lustige Person und Direktor gegenüber. Vor dem im Hintergrund sichtbaren Bühnenaufbau weisen sie im Gespräch bereits auf das Anliegen des Werkes hin.

„Noch sind sie gleich bereit, zu weinen und zu lachen,
Sie sehen noch den Schwung, erfreuen sich am Schein,
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein“¹³

Diese Sätze umfassen schon den Gedanken des rastlosen Drängens nach Welterkenntnis und sind nicht allein auf das Publikum bezogen. Am Ende des Vorspiels kleiden sich die Darsteller des Mephisto und des Herrn auf offener Szene um, nehmen ihre neuen Positionen im Prolog ein. Faust, auf dessen negativen Charakteranlagen Mephisto in seinem Zwiegespräch mit dem Herrn baut, um ihn mit Lust Staub fressen zu lassen, steht dem Publikum erst wieder zu Beginn des ersten Teils unruhig, von Zweifeln zerquält, gegenüber. Alle seine Hoffnungen und Forderungen sind unerfüllt geblieben, „DRUM“, hat er sich der Magie ergeben, betont der Darsteller. Mutig bricht er mit allem Bisherigen und kühn wählt er seinen Weg, der Enge zu entfliehen. Nicht fähig, den Makrokosmos an sich zu ziehen, beschwört er den Erdgeist. Von diesem abgewiesen,

wird er endgültig in tiefe Verzweiflung gestürzt. Hier will die Konzeption deutlich machen, daß sich Fausts Hoffnung als Illusion erweist, auf unkomplizierte, ja letztenendes passive Weise zur Erkenntnis der Weltzusammenhänge zu gelangen. Aber welche Möglichkeiten hat er im Mittelalter? Er braucht ihn vorerst, den Partner — Mephisto. In der ersten Begegnung der beiden tritt Faust ihm mit großer Sicherheit entgegen, denn er gelangte durch den Oster-spaziergang zu einer neuen Auseinandersetzung mit sich selbst in der Natur, die zu der Entdeckung der TAT als Beginn aller Entwicklung führte.

Er genießt seinen Triumph, Mephisto gefangen zu haben, von diesem bewußt noch gefördert, indem er sich klein macht, um Faust dann erneut in Depressionen zu stürzen, ihn für den Pakt leichter gefügig zu machen. Bevor er aber von Mephisto durch die kleine, dann die große Welt geführt wird, übernimmt dieser das Gespräch mit dem Schüler. Faust ist dazu in diesem Augenblick nicht fähig, er verläßt den Raum. Bei seiner Rückkehr findet er Mephisto in seinem Hut und Mantel am Pult, wo er vor kurzem noch um Klarheit rang, höhnisch sieht Mephisto auf Faust herab. Hier wird sichtbar, daß sich Bennewitz zu der Auffassung berechtigt glaubt, daß Mephisto „... letztlich Eigenschaften verkörpert, die als Möglichkeiten, als Chance in Fausts Wesen selbst ebenso enthalten sind, wie all die positiven Züge...“¹⁴ Mephisto, der die Ruhelosigkeit Fausts falsch versteht, glaubt rasch ans Ziel zu gelangen. Aber Faust sucht nicht den Genuß um seiner selbst willen, den Mephisto ihm bieten will, sondern jedes Erlebnis wird für ihn Anreiz zu weiterem Vorwärtsdrängen.

Faust setzt seine Rastlosigkeit zum Pfand, wenn er auf Mephistos Bedingungen eingeht, dieser wiederum kann unter den Voraussetzungen sein Ziel nicht erreichen, das heißt für die Konzeption: die Spannung wird nicht so sehr auf den Ausgang der Wette als vielmehr auf die Frage gerichtet, wie gelingt es Faust, sich ins Freie zu kämpfen, Magie von seinem Pfad zu verbannen? Mephisto beginnt seine Reise durch die kleine Welt mit einem Besuch in Auerbachs Keller. Diese Szene läßt der Regisseur weit entfernt von der üblichen Schablone spielen. Er arbeitet das Makabre der Studentenrunde so stark heraus, daß das Gefährliche dieser Menschen deutlich wird, die ihr Leben in solchem Stumpfsinn, gegenseitiger Erniedrigung und Tatenlosigkeit verbringen, so wie auch die Bedenklichkeit des Wagner mit seiner lebensfremden Gelehrsamkeit vorgeführt und der dem Moralkodex seiner Zeit verhaftete Valentin kritisch gezeigt wird. Aus dieser Grundhaltung heraus werden entsprechende Arrangements und Gesten entwickelt.

Auch die Gretchen-Tragödie hat der Regisseur auf eine so unkonventionelle Weise gestaltet, daß sie einen echten Höhepunkt, nicht nur in der Inszenierung, sondern in der Neuentdeckung des klassischen Erbes überhaupt darstellt.

Er sieht nicht nur das bedeutsame soziale Thema des verführten bürgerlichen Mädchens, sondern er rückt sie in die Nähe der Julia und führt dazu aus:

„Das setzt andere Akzente in der Gretchenfigur, sie erfährt die Kraft der Liebe und kommt dadurch in Gegensatz zu Gesetzen, die der Mensch in einer ganz bestimmten Entwicklung seiner Geschichte formuliert hat. So nenne ich sie eine große Revolutionärin der Liebe, nicht aber ein verführtes Mädchen“.¹⁵

Dieser Liebe als schöpferische Entäußerung des Menschen tritt die Liebe inform von Nur-Sexualität entgegen in der Walpurgisnacht. Sie ist in der Inszenierung deutlich als Warnung konzipiert. Es wird dokumentiert, was es bedeutet, wenn der Mensch auf die Möglichkeit einer positiven Gestaltung des Lebens und der Welt verzichtet. Sie ist die Alternative zum rastlosen Streben Fausts, eine Perversion der Menschlichkeit, Aufgabe derselben überhaupt. Diese Gefahr wird noch betont durch die Wiedergabe der sonst gestrichenen letzten Verse des Walpurgisnachtstraums. Der aktuelle Zug ist beklemmend, ohne daß Bennewitz auf ein Mittel zurückgreift, das Gustav Gründgens in seiner Hamburger Inszenierung gebraucht, das Bild des Atompilzes. Der Kontrast der beiden Handlungskomplexe-Gretchentragödie und Walpurgisnacht ist theatralisch effektiv gelöst. Das große natürliche Gefühl Grethens, mit hinreißender Kraft und Intensität aufgezeigt, einerseits, die nackte Sinnlichkeit und schwüle Atmosphäre der Walpurgisnacht andererseits. Faust, der durch die Erscheinung Gretchens hier zur Besinnung kommt, vermag die Geliebte aber nicht mehr zu retten, denn sie erkennt, nach aller Schuld, die sie auf sich geladen hat, um ihrer Liebe willen, daß ein Leben an der Seite Fausts nur mit dessen Erwidern ihres Gefühls möglich wäre. Aber seine Liebe sieht sie verloren und deshalb verzichtet sie auf eine angebotene physische Rettung durch Faust.

Gretchen erweist sich als ganz große Persönlichkeit, von der durch die Stimme von oben angekündigt wird, daß sie gerettet und somit prädestiniert ist, einst den nicht mehr getrübt Faust, der erfahren und gelernt hat, zu einer echten Vereinigung zu führen. Nach der Kerkerszene bleiben Faust und Mephisto noch sichtbar auf der sich drehenden Bühne. Faust folgt Mephisto — unter dem lastenden Erlebnis des Vorausgegangenen anfangs gedrückt, später freier und dann immer vorwärtsdrängender, das Gewaltige ahnend, das vor ihm liegt. Durch diesen Schluß wird optisch eindeutig auf den zweiten Teil, die große Welt verwiesen. Es wird der organische und unlösbare Zusammenhang der beiden Teile betont, ein wesentliches Anliegen der Konzeption. Aber beide Teile sind nicht nur durch bloße Kontinuität der Handlung verbunden, sondern diese wird in neuer Qualität im zweiten Teil fortgesetzt. Die Einheit wird durch bestehende Widersprüche hergestellt. Das dialektische Verhältnis bleibt weiter bestehen. Hat aber Faust im ersten Teil die Erfahrungen der kleinen Welt durchgemacht, historisch festgelegt auch durch das Bühnenbild: ein Gerüst aus gotischen Spitzbögen, so geht er durch den zweiten Teil, die große Welt zu bewältigen, sie ist viel stärker abstrakt, auch in der Ausstattung.

Die Figur wird dadurch gesteigert und mehr bestimmt durch den größeren historische Erkenntnisgrad. Faust im zweiten Teil ist in jedem einzelnen Akt ein anderer, aber vorgeführt wird immer jeweils nur das Ergebnis dieser Entwicklung, er wird dann in bestimmten Bewährungssituationen vorgeführt. Bennewitz vergleicht das mit den Forderungen des epischen Theaters, als er danach gefragt wird, wie man es spannend mache für ein Publikum, das gewohnt sei, einen Helden in einer bestimmten zeitlich genau abgegrenzten Situation zu sehen, in der Überwindung eines Konflikts bis zur Lösung. „Ich halte die Aufgabe für gar nicht so schwierig, da ich unser Publikum in der Forderung nicht so ungeübt finde. Denn im Grunde sind die Forderungen, die das epische Theater stellt, nicht anders.“¹⁶

Der Kerngedanke der Konzeption wird theatralisch realisiert: Faust als den Herausforderer der Welt darzustellen. Bereits im ersten Monolog fordert Faust die Welt heraus, wenn er danach strebt, sie zu erkennen, in der Schlüsselszene des zweiten Teils, im Zwiegespräch mit der Sorge, kommt er nahe an die Feuerbachthesen heran, bis er dann am Schluß zu seiner großen Erkenntnis gelangt:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.“¹⁷

Anmerkungen

¹ „Faust in Weimar“, Thesen zur Inszenierung des Deutschen Nationaltheaters Weimar, in „Forum“ 7/66 S. 20 ff

² Ebenda

³ Ernst Schumacher „Drama und Geschichte“ Henschelverlag Berlin 1965. S. 227

⁴ Ebenda

⁵ Ebenda

⁶ Ebenda

⁷ Gerhard Scholz „Faustgespräche“, in „Forum“ 17/65 S. 4

⁸ Georg Lukács: Goethe und seine Zeit. Aufbau-Verlag Berlin 1950. Kapitel Fauststudien S. 186

⁹ Ebenda S. 194

¹⁰ Ebenda S. 187

¹¹ Faust vers 11423

¹² Faust vers 12111

¹³ Faust vers 180—184

¹⁴ „Forum“ 7/66 S. 20 ff

¹⁵ „Der Mensch in Freiheit gesetzt“ Fritz Bennewitz inszeniert am Deutschen Nationaltheater Faust Thüringer Landeszeitung vom 9. 10. 65.

¹⁶ Fausts Bewährung in der Welt. Thüringer Landeszeitung 21. 1. 67.

¹⁷ Faust vers 11565

BUCHBESPRECHUNGEN

HANS JOACHIM BERNHARD

Die Romane Heinrich Bölls

Gesellschaftskritik und Gemeinschaftsutopie. Rütten und Loening-Verlag,
Berlin, o. J.

In der Reihe *Germanistische Studien* verdient die zur Monographie tendierende Arbeit des Professors der Rostocker Universität, H. J. Bernhard, besondere Beachtung. Sein Studienband ist als ein wertvoller Beitrag zu betrachten, der die Ergebnisse der bisherigen literarischen Tätigkeit eines der bedeutendsten Schriftsteller nach dem zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland mit marxistischem Anspruch untersucht.

Indem die einzelnen Werke Bölls in der Reihenfolge ihrer Entstehung unter Einbeziehung vieler anderer Dokumente, Gespräche und Publikationen analysiert werden, kommt die weltanschauliche und künstlerische Entwicklung sowie die gesellschaftliche Position Bölls immer klarer zum Ausdruck. Bernhard geht der Erscheinung nach, wie sich das Verhältnis der Kritik am Krieg, bzw. an den gesellschaftlichen Zuständen in der Bundesrepublik und der Art und Weise einer Perspektive, bzw. einer Utopie, die den entmenschlichenden Kräften der Verwüstung und des auflebenden Imperialismus entgegengesetzt werden könnten, verändert.

Nach der Analyse der zwei wichtigen Werke über den Krieg, *Der Zug war pünktlich*, und *Wo warst du, Adam?*, widmet Bernhard ein bedeutendes Kapitel der Frage des literarischen Anfanges und dem Problem der Tradition nach dem zweiten Weltkrieg. Die Konturen der literarischen Situation in der Bundesrepublik werden scharf umrissen. Wir erfahren, daß Böll sich einer demokratischen Elite, welche die geschichtliche Rolle der Volksmassen leugnete, nicht anschloß, obwohl auch er den Massen keine geschichtliche Aktivität zuerkennt. Während die meisten deutschen bürgerlichen Schriftsteller ihre Freiheit von allen Traditionen und jeglicher gesellschaftlicher Gebundenheit betonten und nur ihr individuelles Lebensgefühl darzustellen versuchten, lag Böll vielmehr daran, die Basis eines neuen realistischen Schaffens herzustellen und die Literaturfähigkeit der einfachen arbeitenden Menschen nachzuweisen. Wir erhalten eine summierende Übersicht der Auffassungen der westdeutschen Literaturtheoretiker über die Funktion und die Krise des Romans. Bernhard setzt sich vor allem mit den Ansichten von Walter Jens auseinander und weist zugleich auf den Standpunkt Bölls hin, nach dem der Roman ein Weltbild vermitteln soll und das Problem des Engagements des Künstlers mit

dem Engagiertsein für das Leben verbunden ist. Bei einigen bürgerlich-realistischen Schriftstellern, so auch bei Böll, soll die humanistische und christliche Verantwortung des Künstlers dominieren. Die humanistische Grundtendenz bildet den Boden für die spätere Rezeption wichtiger Elemente der literarischen Tradition des Realismus. Da aber die bürgerliche Klasse ihre geschichtliche Rolle einbüßt, legt Bernhard dar, verliert für den bürgerlichen Künstler die ästhetisch-moralische Verantwortung ihre objektive geschichtliche Substanz, tritt er für das Humane als Prinzip ein, dessen reinste Bestrebungen er in dem von der offiziellen Kirche unabhängigen Christentum vorzufinden glaubt. Dieses an die offizielle katholische Kirche nicht gebundene christliche Verhalten und Denken setzt dann auch die relative Allgemeinheit der christlichen Weltanschauung und das Erkennen des Gegensatzes zwischen Christen und Kirche voraus. Diese Einsicht führt dann einige bürgerliche Schriftsteller zur Volksverbundenheit. Es sind also Maßstäbe für das humane Verhalten nicht aus dem geschichtlichen Raum entnommen, sondern aus einer abstrakten Norm. Die dem christlichen Weltbild entsprechende Anschauung führt dazu, daß die nur unter moralischem Aspekt gesehene humanistische Gegenposition zur Mentalität des restaurierten Imperialismus alle Merkmale der Utopie trägt. Gesellschaftskritik und Gemeinschaftsutopie sind tragende Elemente der Romankonzeption Bölls. In den unter der immer bedrückenderen gesellschaftlichen Wirklichkeit entstandenen Gegenwartsromanen Bölls erleben wir, daß in der Wechselbeziehung zwischen Kritik und Utopie die Kritik immer mehr am Boden gewinnt und die Utopie immer blasser wird.

Fragt man bei der Erörterung der literarischen Traditionen nach den die künstlerische und weltanschauliche Entwicklung Bölls mehr oder weniger beeinflussenden Vorbildern, so kommen vor allem die Vertreter des deutschen Realismus des 19. Jahrhunderts (Raabe, Fontane, Stifter), die Romankunst von Dickens, die irische Literatur, sowie zwei Vertreter der französischen *Renouveau catholique*, Bloy und Bernanos in Betracht. Aus den angeführten Namen geht hervor, daß Böll die Gebundenheit des kritisch-realistischen Dichters an die Traditionen nicht leugnet, obwohl er sich darüber im klaren ist, daß die Wirklichkeit des 20. Jahrhundert bereits mit anderen künstlerischen Mitteln zu bewältigen ist.

In dem Roman *Und sagte kein einziges Wort* geht Bölls Gesellschaftskritik von den unmoralischen Praktiken der herrschenden Klasse im Kapitalismus aus. An die Stelle menschlicher Beziehungen treten Geldverhältnisse, die die Menschen, so auch den Romanhelden Fred Bogner von der Arbeit entfremden. Dieser Entfremdung wird eine Gemeinschaft der einfachen Menschen im Glauben sowie das auf der Liebe basierende Familienleben und die Verantwortung für die Kinder als Gegenposition entgegenstellt.

Im Roman *Haus ohne Hüter* werden verschiedene soziale Schichten vorgestellt und die Mißstände der Gesellschaft sowie die Folgen des Krieges auch

durch die Augen der Kinder betrachtet. Die Wahl der jugendlichen Hauptfiguren gibt Böll die Möglichkeit, den Gegensatz von verkündeter und gelebter Moral aufzuzeigen. Die Figuren stehen im Roman vor Entscheidungen, die über die Privatsphäre hinaus auch gesellschaftliche Folgen haben. Böll läßt die Gefährlichkeit des Vergessens der nationalen Tragödie zum Ausdruck kommen, so ist bei ihm die Fähigkeit, sich zu erinnern, ein hervorstechender Zug im Menschenbild. Als Gegenposition der rohen gesellschaftlichen Wirklichkeit wird die Bietenhanwelt angegeben als Ideal eines harmonischen Menschseins. Diese, beinahe außerhalb der Gesellschaft existierende humanistische Gemeinschaft nimmt zwangsläufig idyllistische Züge an.

Die Breite und Tiefe der Gesellschaftskritik kommt am prägnantesten in dem Roman *Billard um halb zehn* zum Ausdruck. Hier gelingt es ihm, den gewählten Stoff in seiner nationalgeschichtlichen Bestimmtheit zu erfassen. Die radikale Abkehr der in der Bundesrepublik herrschenden Kräfte von den Prinzipien einer demokratischen Entwicklung nötigte Böll dazu, den Ursachen für das Scheitern aller Versuche zu einer realen Demokratisierung im geschichtlichen Raum nachzugehen. An diesem Punkt kommt Bernhard zu der Auseinandersetzung mit der Zeit- und Geschichtsauffassung westlicher Philosophen und Literaten. (Joyce, Proust, W. Jens, Bergson, Husserl.) Viele meinen, sagt Bernhard, daß bei Böll die Aufhebung der zeitlichen Perspektive erfolgt. Da aber Schrella die reale Zeit in das Geschehen zurückbringt, durchbricht Böll die Isoliertheit des Zeitfaktors. Böll faßt den Militarismus und den Antihumanismus der bürgerlichen Gesellschaft als historische Erscheinungen auf; aber aus seiner Weltanschauung folgt, daß er in der Geschichte nicht die objektiven Bewegungskräfte, sondern die Sphäre des durch die Herrschenden verursachten Leidens sieht. Die Aktionen der Mittelpunktfiguren sind überaus isoliert und sie haben gar keine gesellschaftliche Tragweite. Dagegen werden die antihumanen Kräfte, die als Symbol aufgefaßt den „Büffel“, in ihrer realen Gefährlichkeit gezeigt. Den „Büffeln“ kann Böll keine gleichrangige Gegenkräfte gegenüberstellen. Der Aktionswert des aus der Bibel genommenen „Lamm-Hirt“-Symbols wird den gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen nicht gerecht. Die geschichtlich konkrete Aktion des antifaschistischen Widerstandes wird bei Böll in die Auffassung von der Geschichte als Passion eingebettet. Es treten zwar Volksgestalten auf, denen des Autors volle Sympathie gehört, diese einfachen Menschen stehen aber isoliert, als „Lämmer“ da, ohne eine Bindung an ihre Klasse und nicht fähig, gesellschaftlich zu handeln. Die Mitglieder der Familie Fählmel fühlen sich gezwungen, ihre hergebrachte Haltung aufzugeben, bzw. zwischen den Repräsentanten des Militarismus und denen der einfachen Menschen zu entscheiden. Das hier verwendete Brüdermotiv weist auf die Wirkung der religiös-humanistischen frühklassischen Dichtung auf Böll hin. Die Hoffnung auf die Brüderlichkeit ist aber in diesem Sinne historisch unbegründet.

Bölls Zeitkritik ist im Werk *Die Ansichten eines Clowns* am schärfsten. Da sich in der kapitalistischen Gesellschaft für eine demokratische Weiterentwicklung keine reale Perspektive mehr bietet, tritt das Satirische, sogar das Grotteske in der Darstellung in den Vordergrund. Die gesellschaftliche Wirklichkeit in der Bundesrepublik duldet keine humanistische Gemeinschaft, so bekommt im Werk die Kritik Oberhand, und daraus resultiert eine starke Resignation des Haupthelden Hans Schnier, die jedoch nicht zum Zynismus wird, weil Schnier die Menschenliebe trotz seines Ausgegliedertseins nicht aufgibt. *Die Ansichten*. . . , stellt Bernhard fest, bringen die Zurücknahme nicht der humanistischen Position des Autors, wohl aber der Hoffnung der religiösen humanistischen bürgerlichen Gemeinschaft im Imperialismus.

Völlig neue Elemente des Weltverständnisses und die Aufgabe der Resignation zeichnen sich in der Erzählung *Ende einer Dienstfahrt* ab. Böll bekennt sich hier zu einer Art der modernen Literatur, die sich der kapitalistischen Wirklichkeit mit ihren spezifischen Mitteln im Interesse der Aufrechterhaltung einer demokratisch-humanistischen Gesinnung zu stellen weiß. Die Aktion des Tischlers Gruhl ist ein Bekenntnis zum Handeln gegen die immer anwesende Oberschicht, gegen die „große Welt“, gegen das System der Meinungsmanipulierung. Im Denken und Handeln des Gruhl findet man bereits einen Zug des Schelmenhaften. Böll erschließt neue Möglichkeiten des Protestes und zeigt, wie die Vertreter der einfachen Volksschichten durch ihren Verstand und List-wenn auch nicht geschichtlich und sozial motiviert — der deformierenden kapitalistischen Manipulationen moralisch überlegen sind.

Bernhard geht in seinem Band außerdem noch auf andere, überaus wichtige, den künstlerischen Entwicklungsgang Bölls sehr anspruchsvoll markierende Untersuchungen ein, so z.B. auf die Charakterdarstellung, auf die Rolle der Motive und Symbole in Bölls Darstellungskunst, auf das Verhältnis des Schriftstellers zur offiziellen katholischen Kirche, zu den führenden politischen Parteien in der Bundesrepublik sowie auf seine Gedanken über den Marxismus. Der Leser hält also einen wertvollen Studienband in der Hand, der den diffizilen Arbeitsprozeß und die gesellschaftliche Position eines bürgerlich-humanistischen Schriftstellers der Gegenwart allen Interessenten sehr anschaulich näherbringt.

József Varga

Hans Richter: Verse dichter wirklichkeiten

Aufsätze zur Lyrik

Neun Studien enthält der Band. Eine ausgenommen befassen sich alle mit der deutschen Lyrik des XX. Jahrhunderts. Aber auch die Goethe-Studie *Goethes Worte für junge Dichter*, ist mit ihrer didaktisch-belehrenden Spitze

auf die Gegenwart gerichtet: der Dichterst, bzw. seine Aussagen über die Literatur werden dem Dichter von heute gewissermaßen als Vorbild hingestellt. Gewiss nur die Beschränkung des Umfangs hindert den Verfasser daran, auch auf die Tatsache hinzuweisen, daß in den Stellungnahmen des späten Goethe ein guter Schuß Konservativismus vorhanden ist, daß z.B. sein Haß gegen die Romantiker zum Teil zwar verständlich ist, aber historisch gesehen allerdings eine diskutable Haltung darstellt.

Es scheint uns demzufolge zweifelhaft, den großen Weimaraner ohne Vorbehalt der jungen Dichtergeneration theoretisch zum Vorbild zu erheben. Es ist das eine, nicht das wichtigste Problem in der Studie, das aufgeworfen wird.

Mit scharfen, eindeutigen Umrissen zeichnet sich schon hier die geistige Haltung des Verfassers, die für den ganzen Band bestimmend ist: ein Engagement zum Realismus in allen Fragen der Literatur; die Überzeugung, die literarischen Kunstwerke sollten auf ihre gesellschaftliche Brauchbarkeit hin gründlich untersucht werden (später fällt auch der Brecht'sche Terminus: Gebrauchswert). Respektable Grundsätze, denen der Jenaer Forscher den ganzen Band hindurch mit geistvoller, sympathischer Beugsamkeit Treue hält. Daraus folgt, daß ästhetische Gesichtspunkte in den Studien kaum oder nur in sehr geringem Maße berücksichtigt werden. Der Verfasser erkennt die Wichtigkeit solcher Annäherung an, allein, er selbst bedient sich solcher Methoden, die den oben genannten Grundsätzen eher entsprechen.

Das Buch widerspiegelt die eindeutig und stark begründete Meinung: Dichtung sei dazu da, sich in den Gang der Geschichte und des gesellschaftlichen Handelns aktiv einzumischen, d.h., sich nützlich zu machen. H. Richter erwartet von der sozialistisch-kommunistischen Gesellschaft, daß sie eine Poesie hervorbringe, „die alles Subjektivisch-Sentimentalische von sich abstreift und von einer echten, objektiv begründeten Positivität erfüllt ist“. (S. 19.) Ich weiß nicht, ob damit nicht zu viel verlangt wird. Ob eine Poesie die ganz und gar um das Subjektive gebracht wird, noch als Poesie gelten kann?

In der ersten Brecht-Studie *Brechts Bemerkungen zur Lyrik* sind zwei Zitate zu finden, die vom Verfasser als theoretisch richtig bejaht werden. Das erste davon lautet: „gerade Lyrik muss zweifellos etwas sein, was man ohne weiteres auf den Gebrauchswert untersuchen können muß.“ (S. 21.) Eine überschnelle Bemerkung, deren Unrichtigkeit einfach nachzuweisen ist: 95% der bedeutenden Weltlyrik entzöge sich einer solchen Untersuchung. Was ist der Gebrauchswert der Shakespear'schen Sonette, Goethes *Trilogie der Leidenschaft*, oder der von Ronsard's, von Shelleys, von Byrons Gedichten? Der Gedanke, einen solchen Anspruch der lyrischen Dichtung gegenüber verbindlich zu erheben grenzt fast an die Vulgarität, die eine einzige Funktion der Dichtung enorm aufbläst, um andere, genau so wichtige völlig zu negieren. Also Brecht hat da einfach nicht recht, so oft er es sonst hatte. Genauso überbetont vereilig ist seine andere Aussage, wo er von Baudelaire behauptet: „Er

drückt in keiner Weise seine Epoche aus, nicht einmal zehn Jahre. Er wird nicht lange verstanden werden, schon heute sind zu viele Erläuterungen nötig.“ (S. 42.) Man könnte entgegnen; man kann mit 100prozentiger Sicherheit annehmen, daß Baudelaire heute noch viel mehr gelesen wird, als Brecht'sche Lyrik. Und seine Leser sind nicht notwendigerweise lauter Snobs. Eine Korrektur solcher zitierten Aussagen wäre vielleicht von Nutzen gewesen.

Die literaturhistorisch interessanteste Studie des Bandes ist die von der *Ballade in der sozialistischen Dichtung*. Die Bearbeitung der Geschichte dieser Gattung in der sozialistischen deutschen Literatur erfolgt hier soweit wir sehen zum ersten Mal, der Aufsatz ist voll treffender Bemerkungen, zieht eine klare Entwicklungslinie von G. Weerth bis B. Brecht. Das Thema wäre eine selbständige Monographie wert. An einem einzigen Punkt haben wir etwas einzuwenden. Der Verfasser wirft dem Literaturtheoretiker W. Kayser und der Dichterin A. Miegel, vor, daß sie die Goethe'sche Balladentheorie negieren. Nun, Kayser wird sogar in bürgerlichen Literaturkreisen für zu konservativ gehalten, was wäre wenn er in den Fragen der Gattungspoetik des 20. Jahrhunderts Goethe als Norm aufstellte?!

Es ist hier nicht Raum dafür, um auseinanderzusetzen, daß sich Mystik und Ballade seit eh und je sehr gut vertragen, sogar organisch zusammengehören. Ein Hinweis auf die alten schottischen und germanischen Balladen, oder auf die Volksballaden verschiedener europäischer Völker soll hier genügen.

Ein gründlicher Kenner der westdeutschen Lyrik stellt sich uns in dem Aufsatz *Probleme der westdeutschen Lyrik* vor.

Die Untersuchungen folgen in erster Linie dem Ziel, Zusammenhänge zwischen der gesellschaftlichen-politischen Situation und den Problemen der zeitgenössischen Lyrik zu erhellen. Es gibt wichtige Aussagen über die Gesellschaftsbezogenheit der jeweiligen Literatur, über Wege und Möglichkeiten der literarischen Entfaltung im Nachbarland. Die Abneigung gegen G. Benn findet man hier ein bischen stark und ungerechtfertigt. Aber der ganze Band verrät: der Verfasser steht dem Pol der Lyrik, der vom Brecht repräsentiert wird, nahe, und Benn liegt davon bestimmt diametral entfernt.

Die beiden Brecht-Studien, über eine von jenen war schon kurz die Rede, sind überzeugend, übersichtlich und nuanciert abgefasst, man bekommt wirklich Appetit auf Brechts-Lyrik, wenn man sie liest. (Brechts Bemerkungen zur Lyrik; Die Lyrik Bertolt Brechts.) Wenn in den bisher erwähnten Studien überwiegend der Theoretiker in den Vordergrund trat, erkennt man in den weiteren Studien einen Interpreten, der auch für Nuancen, für feine Schattierungen ein zuverlässiges Gehör hat. Den Kern der folgenden Studien bilden Gedichtanalysen, deren Gesichtspunkt vom Thema und Anliegen der jeweiligen Studie abhängig-wechselt:

(Der neue Odysseus. Zu einem Gedicht und zur Dichtung Louis Fürnberg; Das lyrische Menschenbild des späten Becher; Untersuchungen im Um-

kreis eines politischen Gelegenheitsgedichts; Versuch über Versuche junger Lyriker.)

Ein wirkliches literarisches Fingerspitzengefühl äußert sich in dem letztgenannten Aufsatz, wo durch musterhafte Interpretation von 8 Gedichten Probleme einer ganzen Dichtergeneration der DDR plastisch veranschaulicht werden.

In dem Aufsatz *Untersuchungen im Umkreis eines Gelegenheitsgedichts*, der Fürnbergs Gedicht *Erster Mai 1957* zum Thema hat, bekommen wir eine feine Analyse des Verhältnisses des lyrischen Ichs zum Publikum, zur feiernden Gemeinschaft.

Schließlich möchten wir noch einen Vorzug des ganzen Bandes hervorheben: die eindringliche Klarheit und Verständlichkeit der Studien, die die Aufsätze für ein relativ breites Publikum zugänglich macht. Man braucht nicht unbedingt Fachmann zu sein, um den Gedankengängen folgen zu können. Ein leidenschaftlicher Hang zum Rationalismus zeichnet die Aufsätze von Hans Richter aus. Diesbezüglich ist er ein treuer Anhänger des Dichters, den er für unsere Zeit als Vorbild und belehrendes Exempel erwähnt: Bertolt Brecht.

Pál Kiséry

INHALTSVERZEICHNIS
 DER IN DEN FÜNF BÄNDEN DER *ARBEITEN ZUR DEUTSCHEN PHILOLOGIE*
 ERSCHIENEN AUFSÄTZE

BAND I. (1965)

LAJOS NÉMEDI: Béla Pukánszky (1895—1950)	7
SÁNDOR GÁRDONYI: Die Kanzleisprache von Schemnitz und Kremnitz im 14/16. Jahrhundert	29
HANNELORE TOKODY: Adam Müller-Guttenbrunn und sein Roman <i>Götzendämmerung</i>	79
MANFRED HAIDUK: Möglichkeiten und Grenzen der politisch-satirischen Lyrik am Ausgang der Weimarer Republik	97
HELMUT RUDOLF: Die humanistische Position Stefan Zweigs in seiner Erzählung <i>Buchmendel</i>	121
GYULA SZANYI: Das Traummotiv in Louis Fürnbergs Dichtung	131
BERNHARD ALBERT: Das Problem der literarischen Gestaltung des Helden unserer Tage — Bemerkungen zu Erwin Strittmatters neuestem Roman <i>Ole Bienkopp</i>	145
MÁRIA APOSTOL: Anna Seghers und Ungarn — Bemerkungen zu Werk und Wirkung	156
JÓZSEF VARGA: Die Aufnahme der westdeutschen Literatur in Ungarn. (Versuch einer Bibliographie)	167

Buchbesprechungen:

HENNIG BRINKMANN: Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. (Sándor Gárdonyi)	181
ARNO HOCHMUTH: Literatur und Dekadenz. (Helmut Rudolf)	182
Lexikon der sozialistischen deutschen Literatur	183

BAND II. (1966)

GYÖRGY MIHÁLY VAJDA: Die deutsche Literatur zwischen Ost und West. (Ein typologischer Versuch)	5
LAJOS NÉMEDI: Die Beziehungen von Herder, Wieland und Batsányi zur Zeit der Französischen Revolution	23
ERICH KÜHNE: Eine komödisch-dramatische Darstellung der bundesdeutschen Gesellschaft. (Harald Hausers Komödie <i>Night-step</i>)	49
MANFRED HAIDUK: Der bürgerliche Schelm Felix Krull	61
HANNELORE TOKODY: Zu den Joseph-Romanen Adam Müller-Guttenbrunns	71
HELMUT RUDOLF: Helden in der Krise. Zu Erich Maria Remarques Emigrationsromanen	83
GYULA SZANYI: Die Humanität in der Dichtung, dargestellt an Louis Fürnbergs lyrischem Schaffen	95
SÁNDOR GÁRDONYI: Das Stadtbuch von Schmöllnitz. Beiträge zur Geschichte der deutschen Kanzleisprache in der Slowakei	109

Buchbesprechungen:

HEINZ BRÜDIGAM: Der Schoß ist fruchtbar noch. (Helmut Rudolf)	139
KLAUS JARMATZ: Literatur im Exil. (Helmut Rudolf)	140
HEINZ METTKE: Mittelhochdeutsche Grammatik. (Sándor Gárdonyi)	142

BAND III. (1968)

SÁNDOR GÁRDONYI: Das Stadtwißbuch von Schmöllnitz (1594—1730). Zur Geschichte der deutschen Kanzleisprache in der Slowakei	5
IMRE LENGYEL: Die deutsche Mundart von Rátka	39
ÉVA NÉMEDI: Das Witwenbuch des Erhart Gros	57
LAJOS NÉMEDI: Kazinczy und Goethe	87
ANTAL MÁDL: Der Weg zur politischen Dichtung in Österreich	117
PÉTER EGRI: Parallelen zwischen der Mannschen und Joyceschen Form des inneren Monologs, der Traum- und Phantasiehaftigkeit im Spiegel des Romans <i>Lotte in Weimar</i>	131
HELLMUTH NITSCHKE: Größe und Grenzen Arnold Zweigs	143
JÓZSEF VARGA: Lion Feuchtwanger über den historischen Roman	153
HELMUT RUDOLF: Gesellschaftskritik und Gesellschaftsbild im westdeutschen Schulroman	161
BERNHARD ALBERT: Erwin Strittmatters Auffassungen über Probleme des künstlerischen Schaffensprozesses in seiner Kalendergeschichtensammlung <i>Schulzenhofer Kramkalender</i>	175

Buchbesprechungen:

E. GRUBACIC: Untersuchungen zur Frage der Wortstellung in der Prosadichtung der letzten Jahrzehnte. (Gyula Erdei)	181
G. WAHRIG: Das Große Deutsche Wörterbuch. (Sándor Gárdonyi)	182

BAND IV. (1969)

ANTAL MÁDL: Thomas Manns Weg zum militanten Humanismus	9
HELLMUTH NITSCHKE: Arnold Zweigs Auseinandersetzung mit dem deutschen Militarismus	25
GYÖRGY MIHÁLY VAJDA: Johannes R. Bechers Weg zum Nationaldichter	41
HANS RICHTER: Die Lyrik Bertolt Brechts	57
ERNST SCHUMACHER: Brecht und das sozialistische Theater in der Gegenwart und Zukunft	79
LAJOS NÉMEDI: Über den Wiederhall der Großen Oktoberrevolution in der deutschen Literatur	95
JUDIT GYÖRI: Thomas Mann und Ungarn	115
LÁSZLÓ ILLÉS: Wechselbeziehungen zwischen der ungarischen und deutschen sozialistischen Literatur in den zwanziger und dreißiger Jahren	128

BAND V. (1970)

SÁNDOR GÁRDONYI: Die Bergmannssprache von Schmöllnitz im 15.—17. Jahrhundert	5
IMRE LENGYEL: Grundriß der deutschen Mundart von Herceghút	35
ISTVÁN FRIED: Karl Georg Romy und Weimar	47
PÁL KISÉRY: Hölderlin: Mein Eigentum	57

LAJOS NÉMEDI: Zu den Wandlungen und Abwandlungen des Deutschtum-Bildes in der ungarischen Öffentlichkeit (1800—1848)	65
KLÁRA CSÜRÖS: Gide und Goethe	83
HELMUT RUDOLF: Joseph Roths humanistisches Wollen. Bemerkungen zu dem Roman <i>Die Rebellion</i>	109
HANS JOACHIM BERNHARD: Glanz und Elend des Schelmen. Chronikalisches aus der Notstandswelt im neuen Roman von Paul Schallück <i>Don Quichotte in Köln</i>	121
GEORG LÜCK, EDWARD ROY, ANGELIKA STROCKA, MARIKA ZIMMERMANN: Bibliographie der auf dem Gebiet der DDR von 1945 bis 1969 selbständig erschienenen ungarischen Belletristik in deutscher Sprache	131
HELLMUTH NITSCHKE: Quo vadis Christa Wolf?	155

Buchbesprechungen:

HANS-JÜRGEN HERINGER: Die Opposition von <i>kommen</i> und <i>bringen</i> als Funktionsverben. (Piroska Kocsány)	172
Studien zur Geschichte der deutsch—ungarischen literarischen Beziehungen. (József Varga)	175
JENŐ KRAMMER: Ödön von Horváth. (András Vizkelety)	178
ANTAL MÁDL: Politische Dichtung in Österreich 1830—1848. (Hellmuth Nitsche)	180
Internationale Bibliographie zur Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. (Lajos Némédi)	184

Fk: Dr. Bognár Rezső
Készült monó szedéssel, íves magasnyomással
11,5 (A/5) iv terjedelemben
72.9102.66-19-2 Alföldi Nyomda, Debrecen